Christliche Frauenbilder

aus der Geschichte der Kirche

zur innern Mission

gesammelt und bearbeitet

von

Heinrich Merz,

Dr. der Philosophie; Stadtpfarrer zu St. Katharina in Schwäbisch-Hall;
Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig.

Zweite, vielvermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter Theil.

Stuttgart, 1855.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Hebr. 13, 7.:

„Welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach."

Quellen

zum zweiten Band.

I. Die edelsten Frauen der deutschen Vorzeit v. Heckel. Nürnb. 1823.
II. Elisabeth, Herzogin u. s. w. v. Ch. F. Schulze, Gotha 1832.
III. Dr. Piper, evang. Kalender 1851. Bilder aus dem innern Leben v. Dr. Barth, Heidelberg, Carl Winter, 1854, 2.
IV. Leben der Kurfürstin Louise, von J. Wegführer, 1838.
V. Die württ. Tabea von K. Rieger, Stuttg. 1745.
VI. Gräfin v. Zinzendorf u. s. w. Rothenburg 1841.
VII. Elisabethe Christine, Königin v. Preußen, v. M. v. Hahnke, Berlin 1848.
VIII. The life of Willielma Viscountess Glenorchy, Edinburgh 1824.
IX. The power of the faith exemplified in the life and writings of the late Mrs. Isab. Graham, New-York.
X. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin A. v. Gallitzin, von Dr. Katerkamp, Münster 1828.
XI. Die schweizerischen Armenschulen, von Zellweger, 1845.
XII. Wahre Züge aus dem Bilde einer Stillen im Lande, von G. Geßner, Winterthur 1817.
XIII. Eloge historique de Madame Elisabeth de France par Ant. Ferrand, Paris 1814.
XIV. Joh. Gottlieb Fichte's Leben, von seinem Sohne J. H. Fichte, 1830.
XV. Deutscher Regenten-Almanach, 1829. Zwei Gedächtnißpredigten v. Ferd. Weerth, 1821. Beiträge von v. Cölln, 1801. Die Pflegeanstalt in Detmold, von Krücke, 1813; und handschriftliche Mittheilungen.
XVI. Katharina, Königin von Württemberg, von Reinbeck, Stuttgart 1842. Leube, Denkschrift über den Wohlthätigkeitsverein in Württemberg, 1850.
XVII. Friedrich Perthes Leben, von Clemens Theodor Perthes, a. Prof. der Rechte in Bonn, Hamburg u. Gotha 1848—51. Friedrich und Andreas Perthes.
XVIII. A. Knapp in der Christoterpe, 1845—47.
XIX. Leben und Denkwürdigkeiten der Frau E. Frey, Hamburg 1848. Rauhes Haus.
XX. Lebensabriß der Sarah Martin, Hamburg, Agentur des r. H. 1849.
XXI. Martha Reed, Essen 1847.
XXII. Erinnerungen aus dem Leben von Anna Jane Linnard, Hamburg.

Inhalt des zweiten Bandes.

* Neu. Die andern Stücke sind überarbeitet, ergänzt und abgekürzt.

I.

Philippine Welser.

geb. 1530. † 1580.

Der Riß in die Kirche war — erst durch die sichere Trägheit, dann durch die Gewaltthat Roms ebenso unheilbar als unvermeidlich geworden. Der Herr war in sein Eigenthum gekommen, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Die katholische Kirche hätte sich selbst aufgeben müssen, um das lautere Evangelium aufzunehmen, sie wollte das nicht, so sollte sie es auch nicht mehr können. Die Kirchenversammlung zu Trient, ein Jahr vor Luthers Tod von 187 italienischen und nur zwei deutschen Prälaten eröffnet, begann mit Verdammung der evangelischen Kirchenlehre, ehe nur die eingeladenen Protestanten erscheinen konnten; sie wurde, ohne daß die Evangelischen nur gehört worden wären, beendigt. Die unumschränkte Macht des Papstes über die Kirche neubestätigt, schnitt jede Möglichkeit einer evangelischen Reform zum Voraus ab. Bis dahin konnte mancher redliche Forscher und Lehrer die tiefer erkannte Bibelwahrheit bekennen, ohne deßwegen ausgestoßen zu werden, denn alle die Punkte, welche jetzt als lutherisch verdammt wurden, waren in der Kirche frei geblieben; nun war Alles aus- und abgemacht, Rom hatte in Trient sein letztes Wort gesprochen, die Kluft zwischen der von nun an römischkatholischen

Kirche und zwischen der evangelischen wurde auf Jahrhunderte hinein befestigt.

Indessen hatte die Reformation nicht alle Wirkung auch auf die römische Kirche verfehlen können. Vieles wurde gebessert, solche Mißbräuche wie früher konnten nicht mehr vorkommen. Die evangelische Kirche ist fortan ein Stachel in der Seite der römischen geblieben und hat diese gezwungen, sich zusammenzunehmen, hat ihr geholfen zu einiger Vertiefung ihres Lebens und selbst zu Schärfung ihrer Waffen, wie wir sie heute fühlen; sie selbst aber kann fortwährend an der römischen Erbfeindin lernen was ihr gut ist und was ihr Herr von ihr fordert: nämlich Gottes Wort halten, Liebe üben und demüthig seyn vor ihrem Gott.

Wenn nun aber eine Kirche der andern wahrnimmt mit Reizen zur Liebe und guten Werken nach apostolischer Forderung, so danken wir Evangelischen es dem Herrn, der uns recht frei gemacht hat von Menschenwahn und Menschenwerk, daß es unserer Kirche gegeben ist, in ächter Duldung die Hand auch über die Scheidewand des Glaubens hinüberzureichen. „Nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben sind wir da." Wir beklagen den Irrthum, in welchem auch evangelischtiefere und zartere Gemüther in der römischen Kirche verstrickt bleiben, aber „wer Christum lieb hat und ihm die Ehre gibt, der ist unser Freund." So zeige uns ein kleines Bild wie auf dem katholischen Gebiete seither Glaube und Liebe in eigener Weise fortgeübt wird; wir werden nicht scheel dazu sehen, wenn der Eine Hirte so gütig ist, auch seine Schafe aus anderem Stalle mit seinen Ehren zu zieren.

Als Augsburg in seiner höchsten Blüthe und der Hauptstappelplatz für den Handel Venedigs zwischen Ostindien und dem nördlichen Europa war, blühte das

Haus der Welser vor allen andern. Ihre Schiffe bedeckten die Gewässer, ihr Gold wurde Tonnenweise von Königen und Kaisern entlehnt, und über die neue Welt hin war ihr Name und Besitz verbreitet. Welser der Vierte hatte an seiner im Jahr 1530 gebornen Tochter Philippine noch einen köstlicheren Schatz. Im Oktober 1547 während eines Reichstages wurde Erzherzog Ferdinand, der Sohn König Ferdinands des Ersten, von ihrer ganz außerordentlichen Schönheit so hingenommen, daß er sich etwa im Jahre 1550 mit ihr im Geheimen trauen ließ. Der Kaiser, voll Unwillen und Zorn über die geheime und nicht ebenbürtige Heirath, wollte Anfangs den Sohn enterben, begnügte sich aber, ihn einstweilen vom Hofe zu entfernen.

Ferdinand wußte die Ungnade in seiner glücklichen, mit zwei Kindern gesegneten Ehe mit Philippine zu tragen, und diese selbst wagte nach acht Jahren, den indeß ruhiger gewordenen Kaiser zu versöhnen. In verhüllter Gestalt überreichte sie ihm eines Tages fußfällig eine Bittschrift. Erstaunt blickte der milde Kaiser auf die demüthige, schüchterne Bittstellerin. Ihre Anmuth und Sittsamkeit entzückte ihn. Da vernahm er, daß diese die Ehegattin seines Sohnes sei; sein Zorn verwandelte sich in Gnade, er rief den Sohn aus der Verbannung zurück, verzieh Alles, und brachte im September 1561 in feierlicher Urkunde das Verhältniß unter den anständigsten Bedingungen für Philippine und ihre Kinder in's Reine. Ferdinand bekam die Grafschaft Tyrol mit Vorderösterreich zu unumschränktem Besitze. Er wurde mit Jubel vom Volke empfangen, und lebte mit Philippine auf dem reizenden Schlosse Ambras bei Innsbruck ein schönes,

friedliches Leben, das ganz der Natur, der Kunst und dem Wohl des Volkes geweiht war.

Ferdinand war gut katholisch, Andachtsübungen, Wallfahrten, prachtvolle Kirchen waren ein Gegenstand seiner ungeheuchelten Frömmigkeit. Mit aller Aufopferung sorgte er in der schrecklichen Theurung des Jahres 1570 für seine Tyroler, indem er allerwärts Getreide aufkaufen und zu sehr geringen Preisen wieder abgeben ließ. Philippine theilte diese Neigungen. Sie hatte eine eigene Handkasse für arme und dürftige Leute, und theilte fleißig und reichlich Almosen aus. Freundlich und liebreich erbarmte sie sich der Elenden, und die Kranken verpflegte sie entweder selbst, oder sorgte sie für ihre Verpflegung. Theilnehmend nahte sie sich den gebärenden Müttern und stand ihnen im Augenblicke der Gefahr mit erwünschter Hülfe bei.

Auch theilte Philippine Ferdinands große Liebe zu den Wissenschaften und Künsten. Eine Menge von Kunstwerken wurde von ihnen in ihre Ambraser Sammlung, die jetzt in Wien ist, erworben. Wie trefflich sie dabei als Hausfrau zu walten wußte, das erweist ein von ihr geschriebenes, ebenfalls zu Wien noch aufbewahrtes Kochbuch.

So bezauberte sie durch Vorzüge des Geistes und Herzens, durch Werke des Fleißes und der Liebe, wie durch ihre Schönheit, alle Welt. Sie war wie zu einer Fürstin geboren, von majestätischem Wuchse und Antlitz, ihr Auge voll blendenden Feuers und das Ganze von holder Anmuth übergossen. Eine alte Tyroler Kronik sagt sogar, sie habe einen so zarten und weißen Hals gehabt, daß man den rothen Wein, den sie trank, durch die schneeige Haut habe durchschimmern sehen. Und eben diese

herrliche Frau neigte sich zu den Geringsten im Volke, und stand an den Schmerzenslagern der geringsten Frauen. Das gemeine Volk betete sie aber auch fast an, während der hohe Adel natürlich in ihr nur die Kaufmannstocher, das blose Fräulein von Augsburg sehen konnte.

Philippine war seit dem Jahre 1578 kränklich; eine schleichende Auszehrung nagte an ihrem Leben. Am 14. April 1580 wurde sie plötzlich so bedenklich krank, daß der Arzt, dessen Tagezettel über ihren Krankheitszustand noch vorhanden sind, den Anfall sogleich für tödtlich erklärte. Mit seltener Herzensdemuth nahm sie von ihren nahen und fernen Freunden Abschied für diese Welt. Als sich der letzte Todeskampf nahte, zog sie, um auch im Tode ihre Sittsamkeit nicht zu verleugnen, die Krausen ihres Hemdärmels über die Hände zusammen, damit ja alle Theile ihres Körpers verhüllt seien. Kurz vor ihrem Ende sprach sie noch zu ihrem Beichtvater: „Ich sehe den Himmel offen und die Engel Gottes mir entgegen kommen.“ Dieß waren ihre letzten Worte. Gleich darauf entschlief sie sanft und ruhig, den 24. April 1580.

Mit kaiserlicher Pracht wurde die Leiche dem Volke auf dem Todtengerüste ausgestellt, in einen bleiernen Sarg gelegt, und in der von ihrem Gemahl erbauten „silbernen“ Mariakapelle beigesetzt. Trauer und Wehmuth folgte ihr allenthalben; das Tyroler Volk konnte es lange nicht glauben, daß die geliebte Mutter des Landes eines natürlichen Todes gestorben und nicht durch den hohen Adel vergiftet sei. Ferdinand errichtete ihr ein prachtvolles Marmordenkmal in der Hofkirche zu Innsbruck, ließ eine Denkmünze auf seine „selige Philippine“ schlagen, und um im Tode wie im Leben mit ihr vereint zu bleiben, in ihrer Nähe sich sein eigenes Grab bereiten.

II.

Elisabeth,

Herzogin zu Sachsen und Landgräfin zu Thüringen.

geb. 1540. † 1594.

Ist es in der Tiefe der verderbten Menschennatur und in den Tiefen Satans ebensosehr als in den Tiefen des göttlichen Rathschlasses verborgen, warum die christliche Kirche in zwei, dreifacher Zerspaltung dastehen muß, so liegt ein ebensogroßes Geheimniß und Verhängniß darin, daß auch innerhalb der evangelischen Reformation sofort Zwiespalt seyn sollte. Luther mit Brenz und den Seinen auf der einen, Zwingli, Calvin und die Ihrigen auf der andern Seite — wir wissen, wie es dem Manne des Friedens, dem weichen Melanchthon, in der Mitte zwischen beiden erging. Kein tiefer blickendes Auge hält es aber für bloßen Eigensinn, daß trotz aller Verhandlungen die Parteien keine Einigung fanden. Wenn die Einen erklärten: „Christi Leib ist so weit vom heil. Abendmahl entfernt, als der Himmel von der Erde" und wenn die Andern fest drauf stehen „daß Christus wahrer Gott und Mensch auch im Nachtmahl mit dem menschlichen wie mit dem göttlichen Wesen wahrhaft, obschon in himmlisch-unbegreiflicher Weise gegenwärtig sei," so hat das tiefere Gründe. Jene reformirte Ansicht sagt dem Verstande mehr zu, diese lutherische Lehre gibt dem Gemüthe reicheren Trost und Gehalt. Der Streit zwischen dem klar und scharf trennenden, auf das Begreifliche und

Handgreifliche, damit auf das Werkthätige und Wirkliche gerichteten Verstande und zwischen dem Himmel und Erde, Inneres und Aeußeres in der Tiefe zusammenfassenden Gemüthe — das ist der Streit zwischen beiden evangelischen Kirchen, den eine spätere Entwicklung vielleicht austrägt, gleichwie im einzelnen Menschen Verstand und Gemüth zur Reife und damit zum Frieden kommt. O, daß doch jener Streit auf demselben Schriftgrunde immer im Geiste und in der Liebe Christi gestritten worden wäre! Unsägliches Wehe hat es auf Jahrhunderte über Deutschland gebracht, daß mit fleischlichen Waffen um Luther und Calvin gekämpft wurde. Als der Calvinismus mit List und Gewalt in den ihm fremden deutschen Boden einzudringen versuchte, konnten die härtesten Gegenstöße und die traurigsten Nachwirkungen nicht ausbleiben. Welch ein Schwert damit durch deutsche Herzen und Lande gegangen ist, das zeige sich uns in einem einzelnen trüben, doch durch treue Liebe verklärten Lebensbilde. —

Elisabeth, auf dem pfälzischen Schlosse Birkenfeld, sechs Jahre vor Luthers Tode, den 30. Juni 1540 geboren, stammt aus dem Geschlechte der Hohenzollern und Wittelsbacher. Ihr Vater war Friedrich III., Kurfürst von der Pfalz, ihre Mutter Maria, Tochter des Markgrafen Kasimir von Anspach. Beide Eltern waren ausgezeichnet durch Gottesfurcht und Menschenliebe, namentlich wird die Frömmigkeit, Leutseligkeit und Wohlthätigkeit der Mutter gerühmt.

Kaum hatte Elisabeth das siebente Jahr erreicht, so brach der schmalkaldische Krieg aus. Nachdem der äußere Religionsfriede zu Augsburg (1555) zu Stande gekommen war, brachen die inneren Glaubensstreitigkeiten in hellen Flammen hervor. Auch das pfälzische Haus ward

davon ergriffen. Friedrich III., von seiner Gemahlin dazu bewogen, war zum Protestantismus übergetreten, und fühlte sich namentlich in der Abendmahlslehre zur reformirten Richtung hingezogen. Erst suchte er zwischen Lutheranern und Calvinisten zu vermitteln, dann aber (1560) erklärte er sich offen gegen die erstern, entsetzte die lutherischen Lehrer und Prediger und ließ (1563) den an sich trefflichen Heidelberger Katechismus abfassen. Das verwickelte ihn in viel Kampf und Verlegenheit, aus der er sich übrigens, namentlich auf dem Augsburger Reichstag (1566) durch seine männliche, würdige Rede so tapfer herauszog, daß sein Gegner, Kurfürst August von Sachsen, nach aufgehobener Sitzung ihm auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Fritz, du bist frömmer als wir Alle!"

Elisabeth, lutherisch von ihrer Mutter erzogen, blieb diesem Bekenntnisse lebenlang treu. Ihr Vater drang ihr seine calvinischen Ansichten nicht auf, und am sächsischen Hofe bildete sie sich vollends in lutherischen Grundsätzen aus. Achtzehn Jahre alt, wurde sie mit Herzog Johann Friedrich II., dem Mittlern, vermählt. Zu Weimar wurde die Vermählung am 12. Juni 1558 unter großem Glanze vollzogen. Am folgenden Tage brach ein zerstörendes Ungewitter über der Stadt aus; zwei Tage vorher war ihr neuer Schwager, Herzog Johann Wilhelm, mit seinen Reiterschaaren zum Dienste des Königs von Frankreich ausgezogen — so schien Elisabeths Ehe unter schlimmen Vorbedeutungen zu beginnen.

Doch war sie Anfangs sehr glücklich. Mit ihrem Gemahl lebte Elisabeth in herzlicher Liebe, dem Volke war sie eine treubesorgte Landesmutter und Allen leuchtete sie durch Anmuth und Würde, Gottesfurcht und

Leutseligkeit voran. Sie war eine fromme Christin, eine Beschützerin der Bedrängten, eine Wohlthäterin der Armen, eine Fürsprecherin der Hülfsbedürftigen. Mit den Ihrigen blieb sie im traulichsten brieflichen oder persönlichen Verkehre. Im Jahre 1560 vermählte sich ihre Schwester mit dem Bruder ihres Gemahls, Herzog Johann Wilhelm, und zog nach Weimar. So bekam Elisabeth eine Schwester in ihre Nähe, die an Verständigkeit, Herzensgüte und Gottesfurcht ihr gleich war.

Sie gebar ihrem Gemahle vier Söhne, wovon der eine nach neun Monaten, der andere nach neun Jahren wieder starb, die zwei jüngsten sie überlebten. Als Christin ertrug sie jenen zwiefachen Verlust; trauriger für sie wurden die Händel, in die sich ihr Gemahl verwickelte.

Letzterer hatte unter Luthers Augen durch religiöse Kenntnisse und anderes Wissen sich auf der Hochschule zu Wittenberg ausgezeichnet, aber er war von Vorurtheilen befangen, herrisch, launenhaft, leichtgläubig, hartnäckig bis zur Verblendung. Mißtrauen hielt er für Klugheit, Trotz für Stärke. Lutherisch erzogen, haßte er alles Calvinische auf den Tod. So ließ er sich in gelehrte Händel, in Streit mit seinen Brüdern und zu einem Kriege hinreißen, der ihm Freiheit, Regierung, Besitzthum und das ganze Glück seines Lebens kostete. — Der Ritter Grumbach hat ihn zum Trotz gegen den Kaiser verleitet, der 1566 die Reichsacht über den Ungehorsamen aussprach und mit Ausführung derselben den Kurfürsten August von Sachsen betraute. Zornig und ländersüchtig ging dieser an's Werk, belagerte Gotha mit einem weit überlegenen Heere mitten im Winter und gewann die Stadt und die Gefangennehmung des Herzogs durch

Meuterei der Besatzung und Aufstand der — bald enttäuschten Bürgerschaft. Ein schreckliches Strafgericht ergieng über den Herzog, seine Stadt und seine Genossen. Er wurde nach Wien abgeführt, wo er unter strömendem Regen in offenem Wagen mit einem Strohkranz auf dem Haupte einziehen mußte, um sodann in Wienerisch-Neustadt über zweiundzwanzig Jahre in kummervoller Gefangenschaft zu schmachten.

Elisabeth, seine Gemahlin, litt unaussprechlich. Schweigend hatte sie es ertragen, daß sich der Herzog (1559) mit einer Betrügerin einließ, schweigend hatte sie sein Gezänke mit ihrem Vater erduldet, aber sie durfte nicht schweigen zu seiner unseligen Verbindung mit Grumbach (der nach der Gefangennahme lebendig geviertheilt wurde). Sie durchschaute sein frevelhaftes Beginnen, ahnete das Unglück, das kommen mußte, mahnte zur Unterwerfung unter den Kaiser. Alles vergeblich. Trotz allen Ränken Grumbachs blieb sie als guter Engel ihrem Gemahle zur Seite, um wenigstens die zu vertreten und zu schützen, welche von Grumbach und seinem Anhang verfolgt wurden, namentlich den würdigen Superintendenten Melchior Weidemann, der ihr wiederum Licht und Trost aus Gottes Wort gewährte.

Während des Kriegs war sie mit ihren Kindern auf dem Gothaer Schlosse. Ihr Schwager, Johann Wilhelm, wollte sie beim Beginn der Belagerung zu sich nehmen, aber sie zog es vor, bei ihrem Gemahl zu bleiben. Auf sein Begehren mußte sie fast alle ihre Kleinode und Kostbarkeiten zur Bezahlung der Kriegsleute hergeben. Sie war allen Schrecken der Belagerung ausgesetzt; eine feindliche Kugel drang in ihr Zimmer und flog über der Wiege ihres halbjährigen Sohnes so nahe weg, daß die-

selbe davon in Bewegung kam. Dann nach dem unglücklichen Ausgang der Belagerung mußte sie mit Augen sehen, wie Bürger und Soldaten über ihren Gemahl herfielen, wie der Kurfürst an dem sich tief Verbeugenden stolz, ohne ihn anzusehen, vorüberritt und ihn als Gefangenen abführen ließ. Fest klammerte sie sich an ihn und konnte nur mit Mühe von ihm getrennt werden. Losgerissen von ihrem Gemahl, von Land und Leuten, Geld und Gut, war sie eine verlassene Wittwe mit drei unmündigen Kindern.

Aber die fromme Frau blieb standhaft und besonnen. Eine Zeitlang schwankte sie, ob sie ihrem Gemahle folgen oder bei ihren Kindern bleiben sollte. Sie fühlte, daß sie sich den letzteren erhalten müsse. Aber wohin ziehen? Ihr Schwager bot ihr den Aufenthalt in dem nahen, jetzt ihm zugefallenen Eisenach an. Sie benützte diese Güte und zog mit ihren Söhnen, ihrer Dienerschaft und dem, was die Gnade des Siegers ihr ließ, in den angewiesenen Ort. Aber es fehlte an der nöthigsten Einrichtung und nach wenigen Tagen kehrte sie um nach Weimar. Dort war die Mutter ihres Gemahls, Sibylla, eine vortreffliche Frau, welche vor zwanzig Jahren ein ähnliches Geschick erlitten hatte, und für ihre hochherzige Duldung um ihren vom Kaiser gefangen weggeführten Gemahl, so wie für ihre Standhaftigkeit in der Wiedervereinigung mit Letzterem den Lohn ihrer Treue fand. Hier fand Elisabeth Rath und That, Schutz und Hülfe.

Mit mütterlicher Zärtlichkeit pflegte sie ihre Kinder, sie waren ihr Trost in ihrer Trübsal. Sie trennte sich nie von ihnen und erzog sie durch Wort und Beispiel in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Auch ihre Umgebung gewöhnte sie an fromme Zucht, weßhalb sie täglich mit

ihren Frauen betend und lesend Hausgottesdienst hielt.

Da ihr Schwager keine Mittel und keinen Eifer hatte, das vom Kaiser ihr aus ihrem Heirathsgute zugesprochene Leibgeding zukommen zu lassen, gerieth die Herzogin in drückende Geldnoth. Sie hatte nicht, um nur die Boten für ihre Briefe zu bezahlen. Doch half ihr Vater treulich „seiner guten frommen Tochter" mit Rath und That. Er schrieb ihr am 16. Mai 1567, wie er gern vernommen, daß sie in ihrer Trübsal an das unfehlbare und trostreiche Wort Gottes sich halte. Gott verlasse die Seinen nie bei auferlegtem Kreuze. Aber auch er wolle es ihr nicht an Hülfe fehlen lassen. Dazu habe er sich bereits an den Kaiser gewendet und sonst Fürbitten für sie, so wie die Auszahlung ihres Leibgedinges betrieben. Wolle sie nach Erledigung der Sachen zu ihm nach Heidelberg kommen, soll es ihm lieb seyn. Inzwischen solle sie fortfahren, sich mit christlichem Gebete zu trösten und sich Gott anzubefehlen, der gewiß Alles wohl machen werde.

Endlich glich sich die Sache zur Zufriedenheit aus. Elisabeth zog am Ende des Jahres 1568 mit ihren Kindern und Dienern von Weimar nach Eisenach in den ihr zugesprochenen Zollhof, und war hocherfreut, einen eigenen Winkel gefunden zu haben, wo sie in Ruhe leben könnte. Dennoch wurde ihr auch diese Ruhe durch ihren Schwager verbittert, der sich gegen den zu Stande gekommenen Vergleich auflehnte.

Während Elisabeth mit Sorgen für sich und ihre Kinder beschäftigt war, waren ihre Gedanken auch auf ihren Gemahl hingerichtet. Sie wechselte fleißig Briefe mit ihm, um ihn zu erheitern und mit ihrer Lage und

Hoffnung für ihn bekannt zu machen. Der Briefwechsel ist noch im geheimen Archiv zu Gotha aufbewahrt und gibt ein rührendes Bild fürstlichen Jammers, indem er ein treuer Spiegel aller Liebe, Angst und Sorge, so wie des frommen Sinnes ist, der Oel in die Wunden der Gatten goß. So schrieb sie am 26. Mai 1567 an ihren Gemahl: „Herzlich gern wollte ich bei Ew. Liebden seyn und Ew. Liebden in schwerem Kreuz und Leiden trösten, wenn es Gottes Wille wäre;" und am 30. Mai: „Ich habe die Zeit her nicht viel trockene Augen gehabt. Ich will zu Gott flehen, seine göttliche Allmacht soll Ew. Liebden ferner in Geduld erhalten und es mit uns schicken nach seinem väterlichen Willen, wie es uns nützlich und selig ist. Wir wollen nicht laß oder faul werden zum Gebete, denn wir doch umgehen wie irrende Schafe, die keinen Hirten haben." Dann am 28. Juni 1567: „Ich will Alles für Ew. Liebden hergeben, was ich habe, und sollt' ich betteln gehen, da ich wohl sehe und erfahre, wie es einer Frau geht, die ihren Herrn nicht bei sich hat." In andern Briefen gelobt sie, für ihren Gemahl zu beten und ihre Kinder in der Gottesfurcht aufzuziehen, und versichert, Alles zu versetzen und zu borgen, um ihrem Gemahl und den armen Leuten, die ihm gedient, Hülfe zu schaffen. Am 20. December 1567 schrieb sie: „Ew. Liebden weiß wohl, was für ein Vertrauen ich zu Gott gehabt hab', ehe ich in's Land kommen bin, der hat mich auch glücklich gemacht; darum will ich auch mein Vertrauen nirgends anders hinsetzen denn auf Den, der noch helfen kann, nämlich auf Gott, den himmlischen Vater." So oft sie Gelegenheit hatte, oder Geld, an dem es ihr häufig fehlte, schickte sie ihrem Gemahl ein Labsal; bald ein Trostbüchlein, das ihr selbst tröstlich war, bald Tücher

und Hemden, die sie selbst genäht, bald Quittensaft, den sie selbst eingemacht, bald Coburger Bier, das er begehrt hatte. Auch bemerkte sie (31. Oktober 1568), sie lerne in ihrem Kreuz viel mehr arbeiten, als sie jemals geglaubt habe.

Dabei arbeitete sie unablässig an seiner Befreiung und Wiedereinsetzung. Ihr Vater war ihr bereitwilligster Helfer. Die Theilnahme für sie und ihre Bitten vereinigten achtzehn deutsche Fürsten zu einer Fürbitte um den Herzog beim Kaiser. Sie wandte sich selbst an diesen, daß sie doch wenigstens den Gefangenen besuchen dürfe. Der Kaiser gewährte um so weniger, als er sich aus aufgefundenen Briefen vom Herzog persönlich angegriffen fand. Mit Schonung zwar antwortete er der edlen Frau und mit dem Versprechen, ihr alles Mögliche zu gewähren, aber er gab nicht zu, daß sie den Herzog besuche und diesem versprach er nur, die Haft etwas zu erleichtern, und ihm einen luftigen Gang zum Hin- und Hergehen einräumen zu lassen.

Elisabeth wurde nicht entmuthigt; sie wollte einen Fußfall vor dem Kaiser thun; da dieß ihr nicht sogleich möglich war, benützte sie einen Gesandten ihres Vaters an den Kaiser, um diesen nochmals zu bitten und ihren Gemahl in Preßburg, wo er damals lag, besuchen zu lassen. Der Herzog befand sich wohl; der Kaiser wollte wenigstens für die Frau und ihre Kinder so sorgen lassen, daß es auch künftighin verantwortet werden möge. Sie litt auch von nun an keinen solchen Mangel mehr wie bisher.

Abermals that sie alle möglichen Schritte für ihren Gemahl. Sie erwirkte, indem sie mit ihren Schwestern, Schwägerinnen und Hoffrauen zu Heidelberg dem Kaiser

zu Füßen fiel, einen Reichstagsbeschluß, wornach ihre Söhne wieder in ihr Erbe eingesetzt wurden. Dagegen wollte ihr Schwager Johann Wilhelm die Lande nicht gerne herausgeben, doch mußte er in einen Vergleich willigen. Vorher sollten aber die Prinzen für ihren Vater Abbitte thun; dann wurde auch ihrer Mutter eröffnet, sie dürfe jetzt ihren Gemahl besuchen, wenn sie dazu noch entschlossen sei.

Die Wiedereinsetzung ihrer Söhne machte ihr große Freude. Aber sie konnte den Wunsch nicht unterdrücken, dazu auch ihrem Gemahl noch zu verhelfen. Vor Allem mußte dieser sich mit dem Kurfürsten August versöhnen, ohne den der Kaiser in der Sache nichts thun wollte. Nun suchte sie das Zürnen des Kurfürsten und den Starrsinn ihres Gemahls zu bewältigen. Bei Jenem halfen alle Bitten und Fürbitten nichts. Um dem Kaiser näher zu kommen, faßte sie, nachdem ihre Söhne ihrer mütterlichen Pflege entwachsen waren, den Entschluß, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, dem das Alter nahte und dessen Vorurtheile und Leidenschaften eine wohlmeinende Berathung und Leitung nöthig machten.

Im Laufe des Jahres 1571 war sie wegen einer Seuche in Eisenach auf die Wartburg gezogen. Von da schrieb sie ihrem Gemahl, sie wolle nicht mehr Vater und Freunde ansehen, sondern zu Sr. Liebden ziehen. Auch habe ihr Vater ihr gerathen, sie solle ihren ältesten Sohn dem Kurfürsten von Sachsen als Pfand der Versöhnung und Ergebenheit des Herzogs übergeben, aber da ihr dieß Mittel nicht christlich dünke, so solle er entscheiden. In seiner Antwort erklärte er sich gegen die Auslieferung seines Sohnes an seinen Todfeind; seine Gemahlin aber möchte mit ihren Kindern, oder wenn die Vormünder da-

wider wären, allein zu ihm kommen. So reiste sie von neun Personen begleitet am 16. Juni 1572 von Eisenberg ab. In Wien erhielt sie freundlich Gehör bei der Kaiserin und vom Kaiser die Erlaubniß zur Reise nach Neustadt, wo sie am 1. Juli ihren armen Gemahl in leidlicher aber enger Gefangenschaft antraf, und vergeblich um die Einräumung eines weitern Spazierganges bat.

Auch ihre ferneren Bemühungen um die Freiheit des Gatten scheiterten an Augusts beharrlichem Groll. Um so beharrlicher war sie in ihrer Liebe und Treue zu dem Unglücklichen. Je länger sie bei ihm war, desto deutlicher wurde es ihr, daß sie ihm unentbehrlich war. Anfangs gedachte sie einige Monate bei ihm zu weilen, jetzt änderte sie den Entschluß und ließ mit Bitten und Flehen nicht ab, bis der Kaiser ihr erlaubte, lebenslang bei ihrem Gemahl zu bleiben. Sie war erst zweiunddreißig Jahre alt, sie zog es vor, auf Alles zu verzichten und die Leiden einer 22jährigen Gefangenschaft zu theilen.

Sie that alles Mögliche, um ihn zu erheitern und aufzurichten; wenn er tief betrübt war, setzte sie sich zu ihm, las ihm etwas aus den Psalmen vor oder verkürzte ihm die Zeit mit Handarbeit, mit Gesang und Gebet; oder ermunterte sie ihn, sich mit Lesen und Schreiben zu beschäftigen; wie er denn namentlich an die Uebersetzung des ersten Psalms aus dem Hebräischen, das er verstand, auf ihre Ermunterung hin gegangen sei, hat er selbst in der Vorrede dazu erklärt. Dabei arbeitete sie unablässig an seiner Befreiung, reiste nach Wien und Prag, schrieb an des Kaisers Bruder und oft an die Kaiserin, die sie gelegentlich auch mit einem Glase voll Quittensaft, in dessen Bereitung sie Meisterin gewesen seyn muß, für ihre Bitten zu erobern suchte.

Am 12. Okt. 1576 starb der Kaiser Maximilian II., und am 26. ihr Vater der Kurfürst von der Pfalz. Ward ihr mit Letzterem eine treueste Stütze genommen, so schöpfte sie aus der Thronbesteigung Rudolphs II. frische Hoffnung. Aber dieser Herr hatte seine geheimen Künste und Sterndeutereien zu treiben, was kümmerte ihn die bekümmerte Frau eines gefangenen Herzogs. Jahre um Jahre verstrichen, alle Bitten und Schritte vor Kaiser und Reich waren umsonst. Das fanden endlich selbst die Fürsten zu hart. Als im Jahr 1584 Kurfürst August seine jüngste Tochter Anna mit Johann Kasimir, dem Sohne des Gefangenen verlobte und Hoffnung zu einer Aussöhnung erweckte, so ließen die Reichsfürsten ein Bittschreiben an den Kaiser um den gefangenen Herzog ergehen. Der Kaiser machte die härtesten und kränkendsten Bedingungen, durch die der Herzog aus einem Gefangenen des Kaisers zu einem Gebundenen seiner Söhne und seiner Fürsprecher werden und selber die Verkürzungen der Söhne durch den Kurfürsten und seinen Schwager gutheißen sollte. Dagegen sträubte sich in ihm ein edler Stolz. Seine hochsinnige Gattin, die er selbst seinen Geheimerath nannte, konnte ihn nur zu mannhaftem Widerspruch gegen solche Entwürdigung bestimmen. Endlich starb den 11. Februar 1586 Kurfürst August. Aber der Kaiser Maximilian hatte seiner Zeit versprochen, den Herzog in lebenslänglichem Gefängniß zu behalten, und auf dieses Versprechen wurden vom Kurhause Sachsen zu viel ungerechte Ansprüche begründet, als daß des Herzogs Freilassung dieses Unrecht hätte stören dürfen! So halfen auch alle Bitten seiner mündig gewordenen Söhne nichts, er blieb Gefangener bis an seinen Tod. Elisabeth hatte wenigstens die Beruhigung, keine Gattenpflicht versäumt zu haben.

Ueber ihrem Gemahl vergaß sie übrigens nie ihrer Kinder. Sie nahm, so lange sie lebte, an allen ihren Anliegen den mütterlichsten Antheil. Gleich nachdem sie zu ihrem Gatten gezogen war, starb ihr ältester Sohn in einem Alter von neun Jahren, ohne daß sie an seinem Kranken- und Todbette seyn konnte. Dafür machten die zwei jüngern Söhne ihr Freude. So lange sie bei ihnen war, hatte sie ihnen selber jede Anleitung zur Gottesfurcht und Tugend mit Wort und Beispiel gegeben, nachher übergab sie dieselben tüchtigen Vormündern und Lehrern. In jedem der Briefe, den Elisabeth mit ihrem Gemahle aus der Gefangenschaft an sie schrieb, heißt es, sie sollten Gott vor Augen halten, sein Wort mit Andacht hören, ihr Lernen sich mehr als alles andere angelegen seyn lassen und fleißig um die Erledigung des Vaters beten. „So thuen wir auch," schreibt Elisabeth einmal, „damit Ihr desto mehr Lust zu dem Studieren haben möget, weyl Ihr fein angefangen, einem Jeden ein goldnes Kettlein übersenden, damit Ihr mit Lust im Studio verharret und nachvolgen möget. Seyd frumb, studieret vleyssig und betet für Unns hieraussen. Befehlenn Euch hiermit Gott und sind Euch mütterliche Treue zu erzeigen bereit. Datum Neustadt im Oesterreich, den 6. Okt. 1573. Elisabeth, H. zu Sachssenn." Auch der Vater schrieb deßgleichen an sie, schickte ihnen aber nicht goldene Kettlein, oder Uhren, Armbänder, Pfefferkuchen wie das gute Mütterchen, sondern etwa ausgestopfte Vögel, türkische Rüstungen und einmal einen „Katechismum Lutheri in vier Sprachen, in hebräischer, griechischer, lateinischer und deutscher Sprache" zur fleißigen Uebung darin.

Schon im Jahre 1578, ehe die Söhne die Hochschule zu Leipzig besuchten, hatte es Elisabeth gedrängt,

ihre Kinder zu sehen, da es diesen vom Kurfürsten, ihrem Vormund nicht gestattet war, nach Neustadt zu reisen. Im Jahr 1583 besuchte sie noch einmal ihre geliebten, sich bisher fürstlich wohlverhaltenden Söhne und mit ihnen ihre Schwester in Weimar und ihren Bruder in Heidelberg; der Kurfürst ließ sie nicht vor sich kommen — so vorzüglich verstand dieser reformatorische Landesherr sein Evangelium! In Coburg erkrankte ihr ältester Sohn an den Blattern, mit mütterlicher Sorgfalt pflegte sie ihn und reiste erst nach seiner Genesung zu ihrem Manne zurück. Selbst der Vermählung ihres Sohnes mit des Kurfürsten Tochter durfte Elisabeth nicht anwohnen! Und nun rechtfertigte auch Johann Kasimir die Hoffnungen, die Vater und Mutter auf ihn gesetzt hatten, so wenig, daß er selbst die vom Kaiser ihm auferlegten Gelder zum Unterhalte seiner Eltern nur selten und spärlich nach Neustadt sandte. Der Vater von Noth und Argwohn gequält, schrieb dem Sohne bittere Briefe. Da vermittelte wieder Elisabeth in der Güte ihres Herzens, beschwichtigte den Gatten und schrieb dem Sohne: „Ich will zu Gott hoffen, du wirst das kindliche Herz nicht von uns wenden. Gott im Himmel weiß es, daß wir nicht verschwelgen. Ich bitte dich als meinen Sohn, du wollest unserer nicht vergessen und dich bei deinem Schwager, dem Kurfürsten Christian I. für uns verwenden.“ Allerdings bedurfte der Herzog viel, das Land war verarmt, sein eigener Haushalt kostspielig und nicht geordnet. Doch stellte sich das Verhältniß auf eine leidliche Weise wieder her. Besser war übrigens das zum jüngeren Sohne, Johann Ernst, der um die Erlaubniß zur Verheirathung der jungen Gräfin Elisabeth von Mansfeld zu erwirken nach Neustadt zu dem Vater, dem er als

Säugling entrissen war, reiste und von der Mutter unterstützt, endlich jene erhielt. Auf diesen Vorgang besuchte auch der ältere Sohn mit seiner Gemahlin die Eltern, wobei es freilich an gegenseitigen Vorwürfen nicht fehlte. Erfreulicher war der zweite Besuch des jüngern Sohnes mit seiner liebenswürdigen und frommen Braut, mit der er sich in Neustadt unter dem Segen seiner Eltern am 23. November 1591 vermählte. Das waren Sonnenblicke in den Kerker, auf welche die Nacht desselben wieder um so trauriger war, zumal der Unterhalt der Dienerschaft, des kaiserlichen Bevollmächtigten und des Hauptmanns sammt dreißig wachhabenden Soldaten den Herzog in eine Schuldenmasse von 45,000 Gulden versenkte, so daß bald weder Bäcker noch andere Handwerker mehr borgen wollten und Elisabeth alle Kleinodien, Armbänder und Ketten versetzen mußte, ohne auch nur das tägliche Brod oft auf dem Tische zu haben. Auch wurde von der katholischen Geistlichkeit ihnen viel Ungemach bereitet, um sie zur papistischen Lehre zurückzuzwingen. Doch fand er in der Religion immer wieder Trost, wie er selbst in seiner Uebersetzung des 38. Psalms bemerkt; — und was er noch nicht selber üben konnte, das lehrte ihn sein treuer Schutzengel, die unter Leiden und Mitleiden immer köstlicher reifende Gemahlin: nämlich zu beten wie in dem folgenden von ihm aufgeschriebenen täglichen Gebete: „Ich will Dir, als meinem gnädigen Gott und Vater alle meine Sachen anheimgeben. Willst du mich wieder haben in dem Berufe, darin du mich verordnet hast, so geschehe dein Wille; sprichst du aber, das gefällt mir nicht, so bin ich dein Knecht. Doch Du lieber Gott, liegst Du mit im Schifflein und schlä-

fest, so stehe auf und bedräue Wind und Meer, daß es still werde und das Schifflein nicht untergehe."

Elisabeth vollends fand ihren Trost nur im Werk und im Gebete. „Ich weiß, mein Gott, Du wirst mich nicht verlassen, und sollte Deine Hilfe erst angehen in der Stunde meines Todes" — so rief sie aus. Täglich wiederholte sie sich das apostolische Wort: „Das Leiden dieser Zeit ist nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden," und ein Lieblingsspruch war ihr das Psalmwort: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und nach Erden, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil." Wie der Herzog sich die fünf Buchstaben A. E. J. O. V. zum Wahlspruche gewählt hatte: „Allein Evangelium Ist Ohne Verlust," so erwählte sich Elisabeth fünf H, die sie in die Stammbücher zu schreiben pflegte mit der Erklärung: „Hilf Himmlischer Herr Höchster Hort!"

Noch war ihr Kelch nicht voll. Am 29. März 1592 starb ihre treue Schwester Dorothea Susanna, die Wittwe des Herzogs Johann Wilhelm, eine edle, gottesfürchtige Frau, hülfreich allen Elenden, Betrübten und Bedrückten, zumal auch unserer Elisabeth nach der Einnahme von Gotha. Noch schmerzlicher war ihr die unglückliche Ehe ihres ältesten Sohnes, dessen Frau als wiederholte Ehebrecherin von ihm geschieden und gefangen gesetzt wurde. Elisabeth war schon neun Wochen am viertägigen Fieber krank, als sie dem Sohne schrieb, er solle durch dieß Hauskreuz sich zu seinem Gott und zu seinen Eltern zurückwenden lassen. „Dieß habe ich dir mit mütterlichem, treuem Herzen nicht können verhalten, und bitte dich, du wollest neben deinem Bruder Hans Ernsten ferner um

meines herzlieben Herrn Erledigung anhalten, damit wir doch wieder zusammenkommen. Das helfe Gott der Vater durch seinen Sohn und heiligen Geist. Amen. Und will dich hiermit Gott dem Allmächtigen zu seinem Schutz und Schirm befehlen, und du hast mich allezeit als deine getreue Mutter. Neustadt am 17. Dec. Anno 93."

Dieß war ihr letzter Brief. Das Fieber, das sie einige Zeit verlassen hatte, kehrte nach Anfang des Jahres 1594 wieder, und verzehrte ihre Kräfte. Sie fühlte die Nähe des Todes und bereitete sich, den lieben Gast zu empfangen. So oft hatte sie geseufzt, „es möchte Gottes gnädiger Wille seyn, daß sie mit ihrem lieben Herrn und Gemahl aus der langwierigen Beschwerung wieder in das Land ihrer Söhne zur Ruhe kommen und vor ihrem Abschiede aus diesem Leben nur ein wenig sich erquicken könnte." Es wurde ihr nicht gewährt, sie sollte eine bessere Ruhe finden in dem Lande, das der Herr, ihr Gott, ihr geben wollte. So hatte sie nur einen Schmerz in dem Gedanken, was ihr armer Gemahl mit ihr verlieren müsse. Sie beschwor die um ihr Lager stehenden Diener, „sie möchten die Sorge für den Herzog verdoppeln und ihm ganz das seyn, was sie ihm zu seyn gesucht hätte." Mit sterbenden Lippen sprach sie dieß, richtete nochmals ihr Auge zum Himmel, rief zum Heilande der Welt und verschied — den 8. Februar 1594, 54 Jahre alt, von denen sie 22 freiwillig in der Gefangenschaft ihres Gemahls verlebt. Dem war sie recht eine vom Herrn Gesendete und sie hat ihre Sendung wahrlich gut ausgerichtet.

Auf den Wunsch ihrer Söhne und ihres Gemahls sollten Elisabeths sterbliche Ueberreste in Coburg bestattet werden, und der Kaiser gab Erlaubniß dazu. Aber

die wucherischen Gläubiger des Herzogs wollten die Leiche als Pfand behalten, bis die Schulden bezahlt seien. Erst nach wiederholter Aufforderung und Versprechung, Alles zu zahlen, nur solle man ihm Zeit lassen, wurde sie verabfolgt. Nun war der Herzog, seit 27 Jahren gefangen, alt, arm, krank, verlassen, ohne Gattin, ohne Kinder, ohne Freunde. Tiefe Schwermuth ergriff ihn. Als die Leiche weggeführt werden sollte, widersetzte er sich in tiefster Erbitterung über seine Zurückhaltung; nur mit Mühe ließ er den Sarg abführen; auch nur seiner Gemahlin das Geleite zu ihrer Ruhestätte zu geben wurde ihm verweigert. — Wegen der andringenden Türken nach Steier ob der Enns verbracht, that er beim Eintritt in den Kerker einen schlimmen Fall, zog sich ein Rothlauf zu, kränkelte fortan und am 9. Mai 1595 erlöste ihn endlich ein sanfter Tod im Beiseyn seines Geistlichen nach 28jähriger Gefangenschaft im 66. Jahre seines Alters. Mit ihm starb sein Haus, denn seine beiden Söhne hinterließen keine Leibeserben. Er wurde neben seiner Gemahlin beigesetzt, welche zu Coburg am 30. December 1594 in der Morizkirche in die Gruft gesenkt ward. Die Leichenpredigt geschah über ihren Lieblingsspruch: „Du leitest mich nach Deinem Rath und nimmst mich endlich zu Ehren an.“ Auf einer zu Augsburg gefertigten messingenen Tafel, die über ihrem Grabe errichtet wurde, ist die selige Elisabeth in Lebensgröße abgebildet mit der Aufschrift: „Sie ward ein sonderlich Exempel ehelicher Liebe und Treue gegen ihren Gemahl, welchem sie in's Elend nachfolgte und half's ihm tragen und lindern.“

III.

Maria Andreä.

geb. 1550. † 1632.

Die Blüthezeit der evangelischen Kirche dauerte ein Menschen-Alter. Wer da fragen will, ob die Reformation ein Gotteswerk gewesen, der sehe sich die Menge der auserwählten Rüstzeuge, die Wolke von Zeugen und Zeuginnen an, die Gott seinem Evangelium in der großen Zeit von 1500 bis 1550 erweckte. In Gottes Saatfeld säete aber der Feind sein Unkraut mit volleren Händen, so wie die Reformatoren nach einander entschliefen, und ihre Schüler mehr und mehr auf den Buchstaben statt auf den Geist, mehr auf die Rechtgläubigkeit als auf die rechte Gläubigkeit achteten und statt das Evangelium des Friedens zu treiben, sich in endlosen Lehrstreitigkeiten verbissen und zerrissen. Die lutherische Kirche verzäunte zwar ihr Gebiet endlich gegen die Andersglaubigen durch Aufstellung einer „Eintrachtsformel" und durch Sammlung der öffentlichen Glaubensbekenntnisse oder „symbolischen Bücher" in ein „Eintrachtsbuch", worauf alle Diener der Kirche, der Schule und auch des Staates als auf das Gesetz des rechten Glaubens und die Richtschnur einer reinen Lehre eidlich verpflichtet werden sollten. Das gab nun allerdings einen äußeren Frieden und eine gleichmäßige Lehre aller Irrlehre gegenüber; aber die frische freie Bewegung des reformatorischen Geistes war nun

auch in die starre Formel gebannt; an die Stelle der Begeisterung und des freudigen Glaubensmuthes trat die todte Gelehrsamkeit bei den Gottesgelehrten und Predigern, das trockene Lehrgedicht und die matte Reimerei bei den Dichtern der Kirche. — Dennoch war der Lebensstrom der Reformation zu mächtig in die Länder ergossen, das Wort Gottes, der lebendige Same war zu reichlich in die Herzen des evangelischen Volkes gestreut, als daß nicht vielfache Frucht hätte trotz Dorn und Unkraut aufgehen müssen. Es war noch ungebrochene, ehrenfeste, biedere Zeit voll Einfalt und Kraft. Und ob auch bereits französischer Leichtsinn und Unglauben an den Höfen und in den höheren Ständen sich neben plumpem Aberglauben und wahnwitziger Goldmacherei einwurzeln wollte, so war doch noch ein tüchtiger Nachwuchs edler, ernster Gottesmänner in der Regierung, in der Kirche und Schule da, unter den höchsten Ständen fanden sich Männer von wahrer Gottesfurcht und einem geraden, redlichen Sinne; eifrige Seelsorger widersetzten sich mit prophetischem Ernste der sich steigernden Genußsucht und Modethorheit; das Volk hielt fest am väterlichen Glauben und an der väterlichen Zucht: es war eine Zeit, die noch starke Gesetze ertrug und den Ehebruch z. B. erstmals mit Einthürmung und Ehrlosmachung, im Wiederholungsfalle mit Todesstrafe belegen wollte. Der kirchliche Sinn bewährte sich noch in Heilighaltung ihrer Ordnungen und Hochschätzung ihrer Sakramente; man las wenige, aber gute Bücher und die heilige Schrift vor allen; in der Kirche begnügte man sich mit ganz wenigen Kernliedern, die Jedermann auswendig sang; die kirchliche Liederdichtung fand noch bedeutende Meister in einem Ringwaldt, Selneccer, Helmbold, Bienemann, Ph. Nicolai und Va-

lerius Herberger, dem herzhaften und geistreichen „kleinen Luther“ von Fraustatt, dessen Herzpostillen noch heute uns erquicken; der Kirchen-Gesang war in dieser äußerlich trockeneren Zeit sogar innerlicher und volltönender, denn je; das Predigtamt war geachtet; für die Armen wurde reichlich gesorgt; Stiftungen für die Kirche und die Armuth erflossen in Fülle; mit aufopfernder Liebe pflegte und versorgte man seine um des Glaubens willen leidenden Mitchristen; die Bürger der kleinen Stadt Calw im württembergischen Schwarzwalde z. B. ließen allein in fünf Jahren 110,000 Armen Unterstützung zukommen.

So war denn, obwohl der Wurm an dem Kerne zu nagen begonnen hatte, noch Kern da im deutschen, im evangelischen Volke hoch und nieder. Eine solche Kern-Natur aus dem Volksstamme, welcher ohnehin ein kernhaftester unter den deutschen Stämmen das Samenkorn des göttlichen Wortes am tiefsten unter sich aufgenommen und solche Kern-Menschen, wie Herzog Christoph, J. Brenz, Osiander, Bidembach, Andreä u. s. w. aus sich erzeugt hatte, eine weibliche Kern-Natur als vollster Ausdruck jener starken, ernsten, tüchtigen Zeit stellt sich uns dar in der großen Württembergerin Maria Andreä. Sie war den 23. Oktober 1550 als das fünfte von sechs Kindern des württembergischen Vogts Valentin Moser zu Herrenberg bei Tübingen geboren. Ihr Großvater und Urgroßvater war in württembergischen Hofdiensten, aus ihrem Geschlechte stammte später der große Patriot Johann Jakob Moser. Ihre Mutter war die Tochter des Bürgermeisters Hiller, ebenfalls aus guter Familie. Sie wurde die Schwiegertochter des großen Theologen und Kanzlers in Tübingen, Jakob Andreä, des Hauptverfassers jener „Eintrachtsformel“ und die Mutter des ebenso

berühmten Gottesgelehrten Johann Valentin Andreä, der nachmals ihr Gedächtniß durch eine lateinische Lebensbeschreibung gefeiert hat. Nach der letztern hat ein gleich unvergeßlicher Landsmann einen kurzen Abriß ihres Wesens und Lebens als eines seiner letzten Vermächtnisse uns hinterlassen; ein anderer Meister in Schwaben aber hat so eben die Lebensbeschreibung selber zu einem köstlichen Bilde verarbeitet. Indem wir auf dieses ausführlichere Gemälde hinweisen*), ist es uns freundlich vergönnt, jene kleine, unübertrefflich feine Federzeichnung unseres Gustav Schwab — mit einigen Ergänzungen — hier einzureihen.

Im neunten Jahre verlor unsere Maria die Mutter; sie wurde nun von ihrer Großmutter, Katharina Kurrer, welche unter den Anfängen der Reformation herangewachsen war, in der Ehrfurcht vor Gottes Wort, der Liebe zu Gottes Hause, der Uebung christlichen Erbarmens groß gezogen und ihrem starken, männlichen Geiste ward mit Hülfe des göttlichen Geistes ein Keim der Demuth, der Seelenruhe, die über ein heftiges Temperament Meister ward, der Zucht und Dienstbarkeit, der milden Sitte, der thätigen Liebe zur Wissenschaft und Kunst, zur Armuth und den Armen, der äußersten Mäßigkeit eingeflanzt, der im engsten Verbande mit angeborenen Anlagen sich in ihrem Lebensgeschick und durch dasselbe herrlich entwickelte. Unermüdet im Fleiß, einfach in den Sitten, geschickt in allen weiblichen Arbeiten, im Schönschreiben und Vorlesen, besonders auch geschickt im Sammeln der Kräuter und in Bereitung von Arzneien, fest und streng

---

*) S. „Die Frau Hofapothekerin" in den Bildern aus dem innern Leben. Gesammeltes und Neues in Erzählungen von Dr. Chr. G. Barth. Heidelberg, C. Winter 1854. 2. Bändchen S. 255.

im Glauben, eifrig im Gebet, lebte sie nach und von Gottes Wort, las alljährlich die Bibel und monatlich ihr Psalmbuch zu Ende, und war in den erbaulichen Schriften ihrer Zeit sehr bewandert. Die Sorge für die Armen und Kranken, deren (da es damals noch keine öffentlichen Armen- und Waisenhäuser gab) schon in ihres Vaters Hause stets ein eigenes Zimmer und ein gedeckter Tisch wartete, war ihr so zur andern Natur geworden, daß sie selbst zu sagen pflegte, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, so würde sie am liebsten die Krankenmutter in einem Hospitale geworden seyn. Als Jungfrau pflegte sie die Armen und Kranken in und außer dem väterlichen Hause, dazu den früher lebenslustigen, musikalischen und geselligen, jetzt kränklichen Vater bis zu seinem Tode, ward im 26. Jahre an Johann Andreä, den Sohn Jakobs, damals Pfarrer zu Hageloch bei Tübingen, verheirathet und lebte, nachdem sie den Gatten verloren, der als Abt zu Königsbronn im Jahr 1601 starb, seit ihrem 51. Jahre noch 30 Jahre lang im Wittwenstande. Groß, schlank und kräftig von Gestalt, fein von Antlitz, im Hause Herr wie ein Mann, und dienstbar wie eine Magd, mild und freigebig gegen andere, selbst mit wenig und fast nichts zufrieden, körperlich trocken und durch Arbeit abgehärtet, reinlich, aber allem Schmucke abhold, lebte sie überall anständig, überall Allen willkommen, sorgte für das Ihrige, ertrug das Fremde, schätzte das Oeffentliche, schadete Niemand, bewies die Freude wohlzuthun gegen Jedermann.

Von ihrem männlichen Geiste legte sie herrliche Proben ab. Als der Theologe Hafenreffer neben ihrem Gatten zu Herrenberg als Diakonus lebte, wollte diesen seine Heirath mit einer Wittwe, der Tochter des Reformators

Brenz, da man ihm von Schöneren und Reicheren vorsprach, reuen. Maria aber, die er hoch hielt und nur seine Heldin nannte, züchtigte ihn mit Worten und sprach: „Wie? du ein Gelehrter, ein Geistlicher, bist so unwissend, daß du dein eigen Glück nicht kennst? Eine Frau von rechtschaffener Herkunft, wohl erzogen, vorher glücklich verheirathet, die kennst du nicht? die schätzest du nicht? Du schämst dich nicht, daß du ihre Verdienste, ihr Haushaltungsgeschick nicht zu würdigen weißt? Du besitzest den Segen ihrer ersten Ehe und den großen Namen deines Schwiegervaters, und du dankst Gott nicht für dein Glück?" Der Theologe gieng in sich auf das Wort einer Frau, und die Ehe wurde eine glückliche.

Ihre reichliche Mitgift war über die Ernährung und Erziehung ihrer zahlreichen Familie, noch mehr durch die Goldmacherei, der sich ihr Mann — seit 1591 fürstlicher Rath und Abt im evangelischen Kloster Königsbronn — nach dem Beispiele so vieler Fürsten und Gelehrten jener Zeit hingegeben hatte, aufgebraucht worden. Nach dem Tode ihres sonst sanften und geliebten Gatten, dessen weicheres Gemüth im Umgang ihr strengeres gemildert, und über dessen Hintritt (1601) sie erst zu weinen sich erlaubte, nachdem sie ihm die Augen zu und den letzten Kuß aufgedrückt und ihn in das Sterbelinnen gekleidet, zog sie mit ihren sieben Kindern nach Tübingen und nährte sich und die Ihrigen — unterstützt von dankbaren Freunden — spärlich durch einen Kosttisch. Ihre Kinder erzog sie männlich wie ein Vater, gründlich wie ein Schullehrer, sorglich wie ein Arzt, in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Ihr Lieblingssohn war der oben genannte Johann Valentin, den sie wegen seines frühreifen Verstandes schon in seinem 15. Jahre

mit dem Hauswesen betrauen und in allen Angelegenheiten um Rath fragen konnte. Als ihr indessen ein Freund zur Erleichterung ihres schweren Hausstandes rieth, einen oder den andern Sohn ein Handwerk lernen zu lassen, zog sie, als er fort war, ihren Schleier vom Haupte, warf ihn vor den Söhnen auf den Tisch, zerfloß (ein seltenes Schauspiel für diese) in Thränen und sprach: „wenn ihr brav bleibet, so will ich Alles und selbst diesen Schleier daran wenden, euch eurem Stande und der Wissenschaft zu erhalten, und der Wunsch eures Vaters soll nicht vergeblich gewesen seyn.“ Indeß wurden die Kinder zerstreut: die Töchter lebten mit den Männern, welche sie heimgeführt, die Söhne kamen in öffentliche Anstalten oder in Privatkost.

Der Mutter aber zeigte die Vorsehung einen neuen Lebensweg, an frühere bedeutende Begegnungen anknüpfend. Als nämlich der regierende Herzog Friedrich I. von Württemberg, der Alchymist und Patron der Goldmacher, mit seiner Gemahlin Sibylla, einer gebornen Prinzessin von Anhalt, und den beiden ältern Töchtern im Jahr 1598 einige Wochen zu Königsbronn verweilten, so wurde der Herzogin Sibylla, welche eine äußerst fromme und wohlthätige Frau war und insbesondere Arzneikunst als Liebhaberei trieb, durch ihre Gesellschafterin, Frau von Stockholm, eine Freundin des Moser'schen Hauses von Herrenberg her, Maria Andreä, die in der ganzen Umgegend bereits den Namen „Mutter der Armen“ führte, als eine Liebhaberin gleicher Studien vorgestellt, und fand Gnade vor ihr. Diese fürstliche Freundschaft ward durch einen Briefwechsel mit der Mutter und einer der Töchter unterhalten.

Die Fürstin gedachte ihrer Freundin bei günstiger

Gelegenheit, und kurz vor dem Tode Friedrichs I. wurde Maria im Jahr 1607 als Vorsteherin der herzoglichen Hofapotheke nach Stuttgart berufen. Auf diesem Posten gewann ihr ein musterhafter Lebenswandel, alterthümliche Sitte, ein Gemüth ohne Falsch und eine Zunge ohne Kriecherei bald aller Herzen am Hof und in der Stadt, und sie hieß bei allen Kunden nur „die Mutter Andreä." Als der Apotheken noch wenige im Lande waren, war die Einrichtung getroffen, daß aus der Hofapotheke die armen Kranken unentgeldlich mit Arzneien versehen wurden. Aber es geschah nicht selten, daß die Hofleute Mißbrauch mit der Vergünstigung trieben. Wer sollte dem Unfug besser begegnen, als eine im Arzneiwesen so geschickte, in der Liebe zu den Armen, die sie als ihre Familie betrachtete, so bewährte Frau? Maria sorgte dafür, daß die berühmte Apotheke ihrer Bestimmung streng erhalten ward und war entrüstet, wenn sie inne wurde, daß dieses Institut dem Luxus des Hofes und den Reichen dienstbar werden sollte. Sie errang sich bald durchgreifende Achtung, und die leichtsinnigen Hofleute mußten sich vor der in Kleidung und Sitte so einfachen, mit der geringsten Nahrung zufriedenen, aufopferungsfreudigen, wahrhaft frommen Mutter Andreä beugen.

Als nachher die Herzogin Sibylla ihren Wittwensitz in Leonberg aufschlug, folgte sie der Herrin auch dorthin und wurde jetzt ihre Vertraute und die Spenderin ihrer Wohlthaten, ohne je für sich oder ihre Kinder einen Heller zu begehren, aber strahlend vor Freude, wenn sie einem Bedürftigen ein Gnadengeschenk erwirkt hatte. Nach dem Tode Sibyllen's (1614) rief Herzog Johann Friedrich die bewährte Matrone, deren Hülfe seine Gemahlin in verschiedenen Wochenbetten

zu Urach und Stuttgart erprobt hatte, wieder an den Hof, aber sie zog einen — nicht erbetenen — Ruhegehalt und die Gastfreundschaft der — eine freie Wohnung nebst Jahrgeld ihr anbietenden — dankbaren Leonberger vor. Bald darauf siedelte sie, nachdem sie ihr kleines Vermögen unter ihre Kinder vertheilt, (unter abwechselnden Besuchen bei ihren Kindern) zu ihrem vermöglichen Tochtermann, dem Vogt Brauch, nach Heidenheim, wo ihr immer die Hand für ihre Armen freudig gefüllt wurde. Nach dessen Tode fand sie im Jahr 1622 „ihr Gosen, das Aegyptens Plagen (der dreißigjährige Krieg) verschonten," bei ihrem Sohne, dem Superintendenten Johann Valentin zu Calw. Auch hier wurde sie als „die Mutter der Stadt" von jedermänniglich verehrt, und erlaubte sich nur einmal einen Ausflug nach Tübingen zu den alten Freunden. In Calw lebte sie bis über das achtzigste Jahr hinaus „in unwandelbarer Frömmigkeit, unerschütterlicher Standhaftigkeit, unerschöpflicher Wohlthätigkeit, unbestechlicher Mäßigkeit, unermüdlicher Arbeit und unbeweglicher Ruhe des Gemüthes," ohne fühlbares Schwinden ihrer Kräfte, ohne Abnahme auch nur eines Sinnes, im vollen Gebrauch der Zähne und aller Glieder, ohne Schwäche des Magens, und auch die Gebrechen des Alters schamhaft verbergend, meist zu Hause, ohne Gang als in die Kirche; nur wenn es galt, Freunden zu helfen, oder Armen beizuspringen, da beflügelte die christliche Liebe ihren Schritt, und es kostete sie keine Mühe, auch einen meilenweiten Gang zu machen. Am 19. Januar 1632 überraschte sie nach langer, ununterbrochener Gesundheit die vierte oder fünfte, letzte Krankheit ihres Lebens, die nur sieben Tage dauerte, und sie am 25. Januar 8 Uhr Abends, gestärkt

durch das Mahl des Herrn, bei vollen Sinnen, nachdem sie den Ihrigen Eintracht und Sorge für die Armen anempfohlen, in das himmlische Jerusalem hinüberführte, in demselben Jahre, da Gustav Adolf starb und kurz vor dem namenlosen Jammer, der nach der unglücklichen Schlacht von Nördlingen (1634) über Württemberg, über Calw, über ihren Sohn sich ergoß. Ihr Leichengeleite bildete der Sohn, drei Töchter, von mehr als 40 Enkelkindern einige Enkelinnen und die ganze Stadt. Vier Geistliche und zwei Rathsherren trugen den Sarg; die ganze Bürgerschaft folgte der „Mutter" unter Thränen, die Armen waren trostlos. Kummer hatte ihr nur einer ihrer Söhne durch eine unglückliche Heirath bereitet. Sie freute sich über seine Erlösung durch den Tod, und ahnte nicht, daß derselbe die That eines Meuchelmörders war, den ihm die ehebrecherische Gattin zugesendet.

Valentin Andreä hat der Frömmigkeit, Seelenstärke, Freigebigkeit, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und dem Seelenfrieden seiner Mutter ein glänzendes Zeugniß ausgestellt. „Sie hielt sich," so theilt er weiter mit, „an die lautere lutherische Lehre"; ihr letztes Buch, das sie las, war „das praktische Christenthum." Kaum durch Krankheit ließ sie sich vom Besuche der Kirchen abhalten. In den damals eingeführten öffentlichen Betstunden betete sie immer auf den Knieen, was dieser Frau keines der Umstehenden zu mißdeuten wagte. Ihre geistliche Waffenrüstung, die sie auch ihren Kindern anzuziehen lehrte, war das Gebet. Ihr Genuß war, Kranke zu trösten, Sterbenden die letzten Worte der Ermunterung zuzurufen. „B e i a l l e r m e n s c h l i c h e n S c h w a c h h e i t wandelte sie wie ein lebendiges Heiligenbild umher." Ihre einzige Sorge war, mit

Gott in Frieden zu stehen und die Vergebung ihrer Sünden durch Christum zu bewahren; sonst kümmerte sie nichts, ob auch Alles zusammenfiele. In solcher Frömmigkeit und Seelenruhe wurzelte ihr demüthiger, im Angesichte der Ewigkeit geübter Heldenmuth, womit sie allen Jammer trug und mittrug, und bei dem Tode ihres Mannes, dreier Söhne und zweier Tochtermänner nie eine Miene änderte, noch vor Andern eine Thräne vergoß. Als in Herrenberg eine Seuche wüthete, und auch eine ihrer Mägde davon ergriffen wurde, bat sie ihren Gatten, dieselbe nicht aus dem Hause bringen zu lassen. Sie ließ sie in ein abgelegenes Kämmerlein legen, besorgte selbst ihre Nahrung und Pflege, ohne sonst Jemand zu ihr zu lassen, und übernahm auch allein die ärztliche Behandlung. Die Magd wurde geheilt und konnte bald wieder den Dienst versehen. — Als ihr Gatte auf dem Tod lag, ließ sie sich weder durch die vereinigten Bitten der Kinder, noch durch die Ermahnungen der Geistlichen bewegen, sein Krankenlager zu verlassen und sich einige Ruhe zu gönnen, ehe er ausgehaucht.

Aus ihrem starken Glauben kam ihre starke Liebe, die sich an guten und bösen Tagen in Erweisung von Hülfe, Trost, Gastfreundschaft, Barmherzigkeit und Wohlthun, zumal gegen die Armen, nie genug thun konnte. Bei Hofe hatte sie immer Körbe bereit stehen, um den Abhub der fürstlichen Tafel für ihre Armen zu sammeln. Noch als Wittwe in beschränkten Umständen verwendete sie nie weniger als 100 Gulden jährlich auf Arzneien, Almosen und andere fromme Zwecke. Hätte sie das Vermögen gehabt, sie hätte ein Hospital errichten müssen, das wäre ihr höchster Wunsch gewesen. Solche Mildthätigkeit aber konnte sie nur üben vermöge ihrer schlichten

Einfachheit, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit. Ihre Kleidung war lebenslang nach demselben Schnitte, anständig, aber schlicht; Reinlichkeit war ihr einziger Schmuck, mit Gold- und Siber-Umhängen konnte sie sich nicht zieren wollen, Juwelen nannte sie die Geschwüre der Armen. Ihr Trunk war bis in's höchste Alter Wasser, selten nur mit ein wenig Wein vermischt. Sie wollte arm und sich hart seyn, um Andere reich zu machen durch ihre Milde. Ihr abgehärteter, durch Arbeit und Mäßigkeit gesund erhaltener, magerer Körper erholte sich Nachts durch einen sanften, ruhigen Schlaf, bei Tage war Beten und Arbeiten ihre einzige Erholung: fremde Unterstützung in letzterem wäre ihr wie Störung im ersteren gewesen. Eine Stunde Müßiggang wäre ihr wie Kerkerstrafe vorgekommen. Ihr beständiger Seufzer war: „Dein freudiger Geist enthalte mich!“ (Ps. 51, 14.)

Das ist nun allerdings eine Gestalt, die fremd genug in unser heutiges bleichsüchtiges Geschlecht hereinragt. Das war eine Kernnatur, die heutzutage unmöglich scheint, wo so frühzeitig als nur möglich der Körper verweichlicht, die Nerven entkräftet, das Blut verderbt, die Kraft des Geistes und Leibes gebrochen wird durch unnöthiges Lernen namentlich fremder Sprachen und Künsteleien, durch unkindliche, unnatürliche Genüsse, künstliche Bedürfnisse, fremdländische Kleidung und Nahrung, die weder den Leib nährt noch den Körper bekleidet und das Kind schon zum Sklaven der jährlich und halbjährlich wechselnden Mode macht. Ein starker Geist und eine gesunde Seele kann nur in einem starken, gesunden Körper wohnen — könnte Maria Andreä in ihrer körnigen Frömmigkeit, nüchternen Kraft und unermüdlichen, opferfreudigen Thätigkeit noch ein Vorbild für heute seyn, es

würde morgen schon besser werden, und wenn es wahr ist, daß die Mütter den allergrößten Einfluß auf ihre Söhne haben und man die Söhne an ihren Müttern kennt, so können Mütter nach dem Bilde unserer Maria Andreä auch mit einem Nachruf gesegnet werden, wie Johann Valentin ihn der seinigen am Ende ihrer Lebensbeschreibung wiedmet. „So bist du endlich doch," schließt er, „ferne von uns und zugegen bei den himmlischen Chören, geliebke Mutter! Du freilich warest schon lange lebenssatt, aber uns wird die Sehnsucht nach deinem Umgange nie verlassen! und ich, dein Sohn, den du unter dem Herzen getragen und unter Schmerzen geboren, reichlich genährt, zärtlich geliebt, in heilsamer Lehre unterrichtet, durch dein Beispiel gebildet, mit deinem Gebet unterstützt, mit deiner Strenge gezüchtigt, durch deine Tugend empfohlen, mit deinem Segen bereichert, durch deine Gegenwart und dein Zusammenleben geehrt — ich bringe, als dein größter Schuldner, diesen Dank deiner heiligen Asche dar! — Ein rühmliches Gedächtniß bleibe dir auf Erden und dein Segen komme auf deine Hinterbliebenen! Sanft ruhe deine Asche nach langer Arbeitszeit, und höre bald mit Jauchzen den Ton der Posaune! Von deiner ganzen Hinterlassenschaft begehre ich nur deine edlen Eigenschaften zu erben; dann bin ich reich genug. Und so lebe wohl auf ewig, Landesmutter, Armenmutter, m e i n e Mutter! Lebe wohl, beste, süßeste, seligste Mutter!"

IV.

Louise Henriette,

Gemahlin des großen Kurfürsten von Brandenburg.

geb. 1627. † 1667.

Der dreißigjährige Krieg hatte schon 14 Jahre gewüthet, als Maria Andreä starb. Nur von Ferne sah sie Magdeburgs Trümmer rauchen. Nach der Schlacht bei Nördlingen (1534) wurde dasselbe Calw, das sie als ihr Gosen pries und das Tausenden wohlgethan, durch die Kroaten genommen, verbrannt und ausgeraubt; was Schwert und Feuer verschont hatte, das nahm die Pest, bis von 4000 Seelen kaum 1500 übrig waren. Wie Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, sang Joh. Val. Andreä auf den Ruinen seines Hauses und seiner Stadt ein „Thränenlied." In dem kleinen Württemberg, das etwas über 400,000 Bewohner hatte, waren in sieben Jahren (1634—1641) durch Schwert, Hunger und Pest 345,000 Menschen aufgerieben, nur 58,000 blieben übrig. So war das Gericht über ganz Deutschland gekommen. Reichlich sollte hereingebracht werden, was die deutsche Reformation vor andern vorausgehabt. In der That schien Gott es der lutherischen Kirche fast zu leicht gemacht zu haben, indem ihr ganze Städte und Länder zufielen und Kämpfe wie Elisabeths von Braunschweig nur Ausnahmen waren, auch der schmalkaldische Krieg und das Interim nur einzelne Opfer kostete, wäh-

rend in der Schweiz, in Frankreich, in den Niederlanden, in England und Italien Scheiterhaufen, Henkerschwert, Kerkertod, Bürgerkrieg, Bartholomäusnacht Tausende zu Blutzeugen des Evangeliums machte. Unter dem Schutze der Landesfürsten war die deutschlutherische Kirche groß, aber auch „sicher, arg, träg und kalt" geworden, die Fürsten selbst hatten ihre Hand nicht rein am Evangelium erhalten, die Diener der Kirche hatten Fleisch für ihren Arm und Zank für ihren Beruf gehalten, die Glieder der Kirche hoch und nieder waren satt, roh, lüstern, geldgierig, unlittig und undankbar — dieweil sie Gott nicht gepreißet und gedanket hatten durch wahrhaft evangelisches Leben und Leiden, gab er sie auch dahin in Sünde und Noth. Ein Zornfeuer sollte zu namenloser Trübsal auf deutschem Boden bis hinab in die Hölle und hinauf zum Himmel lodern, daß im heißen Tiegel Holz, Heu, Stoppeln verbrenne, das lautere Glaubensgold aber sich bewähre. Es mußte sich zeigen, ob die evangelische Kirche von den Pforten der Hölle überwältigt werden könnte.

Unzählig Viele wurden in der Drangsal vollends verstockt und verwildert; für viele aber gereichte sie auch zum Heil in gründlicher Buße und gediegenem liebethätigem Glauben durch Gottes Gnade. Obwohl die Sünden, die sich so lange gehäuft, das Volk von seinem Gotte geschieden hatten, so sollte es sich doch zeigen, daß der Herr von seinem Volke nun und nimmermehr geschieden sei. Mitten in Greuel und Noth erweckte er Männer und Frauen, welche als ein Trostlicht unter dem unschlachtigen und unglücklichen Geschlechte leuchten sollten. Die zuvorkommende Gnade hatte für den Gang durchs dunkle Thal das lautere Wort und für den langen, bangen Zug durch die Wüste vorher für ein „Paradiesgärtlein" und ein

„wahres Christenthum“ (1604) gesorgt durch seinen von den lutherischen Eiferern hart verfolgten Diener Johann Arnd. Die erhaltende Gnade hat durch alle diese innern und äußern Stürme in einem J. V. Andreä „einen wahren Friedensengel“ zu Trost und Segen für Tausende weit und breit hindurchgeführt. Die erweckende Gnade hat in viele Herzen einen davidischen Geist ausgegossen; aus tiefer Noth heraus erklangen Lieder so voll und reich, so innig und herzlich durch die evangelische Kirche, daß die Zeit unter und nach dem dreißigjährigen Kriege die fruchtbarste Zeit des geistlichen Gesanges, eine gesegnetste der ganzen evangelischen Kirche geworden ist. Joh. Heermann, Paul Flemming, Joh. Rist, Martin Rinkart, Sim. Dach, und über alle Paul Gerhard mit dem reichen Dichterkreise (von Sacer, Frank, v. Birken, Ingolstetter, bis Angelus Silesius, Heinrich Müller, Christian Scriver u. s. w.) — wie singen und spielen sie aus ihrem Herzen geistliche liebliche Lieder, je nachdem der Geist es ihnen gab, Buße und Glauben und Liebe, Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung, Leid und Freud auszusprechen — wahrlich, Gott hat in jener schrecklichen Zeit unserm Deutschland viel genommen, aber auch viel gegeben. Zu diesen Männern Gottes am Wort und an der Harfe gab die errettende Gnade auch Männer am Ruder der Staaten, starke Helden wie Gustav Adolph und Bernhard von Weimar, Friedensherzoge wie Ernst den Frommen von Gotha, eherne Felsen zur Neubegründung des protestantischen Staates wie Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürsten von Brandenburg. Und neben den Männern, welche in die schwere Zeit zu Schutz und Trutz gesendet wurden, schickte die erneuernde und heilende Gnade auch Frauen, die in ihrem Theile aufrichtend, bauend, pflan-

zend, betend und singend, fördernd und behütend als wahre Engel des Trostes in die verödeten Städte und bluttriefenden Länder kommen sollten. Eine Frau, welche mit frommer Hand die Wunden des Krieges heilen helfen und die dreißigjährigen Schrecken vergessen machen sollte, indem sie ihrem Volke nahte, wie eine Mutter arbeitend betend und singend an's Krankenbette des Kindes sich setzt, eine solche Frau vor Andern ist Louise Henriette, die Gemahlin des großen Kurfürsten von Brandenburg.

Zu Grafenhaag in Holland am 27. November 1627 geboren war sie eine Tochter Friedrich Heinrichs, des trefflichen Fürsten von Oranien, Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, und dessen Gemahlin Anna von Solms-Braunfels. Friedrich Heinrich war ein großer Staats- und Kriegsmann, und als Enkel des Admirals Coligny, des in der Pariser Bluthochzeit ermordeten, ein eifriger Reformirter. Eben so gottesfürchtig war seine sehr verständige Gemahlin, mit der er ein schönes Familienleben führte und eine tüchtige Kinderzucht übte. Die Mutter hielt es nicht unter ihrer Würde, ihre Töchter, denen sie jede sonstige Ausbildung angedeihen ließ, bei der Wirthschaft anzustellen, und weibliche Handarbeiten gewöhnlicher Art ihnen zur Pflicht zu machen. So flossen die Jugendjahre Louisens meist in stiller Zurückgezogenheit dahin, fern von den Zerstreuungen und Verderbnissen des Hoflebens, wie es damals von Paris aus bereits an allen Höfen zur Mode geworden war.

Der Zauber dieser häuslichen Tugenden verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf den Sohn des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, zu machen, der nach einem Knabenalter voll Unruhe und Unstetigkeit vor dem offenen Sarge seines Oheims, des

bei Lützen gefallenen und bis zum Frühjahr 1633 in der Gruft zu Wolgast beigesetzten großen Schwedenkönigs Gustav Adolf, schnell zum Jüngling gereift, im Frühling 1634 in dem damals allen Ländern voranleuchtenden Holland seine Ausbildung erhalten sollte, und bei der Familie des Erbstatthalters im Haag, so wie im Belagerungsheere desselben vor Breda einen Bergungsort gegen die Sünden und Verführungen der Jugend gefunden hatte.

Friedrich Wilhelm, unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges an's Mannesalter und (1640) zum Thron gekommen, zog während der westphälischen Friedensverhandlungen von Königsberg nach Cleve, und von hier aus warb er um Louise, die er vor zehn Jahren als Mädchen am Grafenhaager Hofe gesehen hatte. Der Krieg hatte sein Land und seine Kassen so erschöpft, daß er erst nach einiger Zeit Hochzeit machen konnte, wozu seine Mutter ihm ihr Spargeld — die für jene Zeit bedeutende Summe von dreitausend Thalern — auf ein Jahr leihen mußte.

Die neunzehnjährige Braut prangte in der Fülle der Schönheit, sie hatte ein lilienweißes Antlitz und blonde Haare, ein großes, herzgewinnendes Auge, zierliches Ebenmaß der Glieder, und eine Haltung voll Anmuth und Würde. Am 7. Dezember 1646, um fünf Uhr Abends war die Trauung. Friedrich Wilhelm erschien in eng anliegendem, seine kräftige Gestalt hervorhebendem Gewande aus weißem Atlas mit silbernen Spitzen, die Knöpfe mit Edelsteinen bedeckt; Louise war in Silberstoff über und über mit silbernen Spitzen gekeidet, sechs Gräfinnen trugen die acht Ellen lange Schleppe, und auf dem Kopfe strahlte eine mit Perlen und Diamanten reich ver-

zierte Krone. Sie brachte ihrem Gemahle ein sehr ansehnliches Heirathsgut, die Aussicht auf Ererbung der oranischen Länder, das reformirte Bekenntniß, in dem er selbst erzogen war, eine tiefe Frömmigkeit, eine treffliche Uebung in der Tonkunst und die herrliche Gabe der geistlichen Dichtung, einen ausnehmenden Verstand und einen so gehorsamen und häuslichen Sinn mit, daß er sich und seinem völlig zerrütteten Lande keine trefflichere Hausfrau und Landesmutter hätte heimholen können.

Ihr kranker Vater mußte sich im Armsessel in die Traukapelle tragen lassen. Die Krankheit des Erbstatthalters war abzehrender Natur, Louise bat, noch einige Zeit nach der Hochzeit bei ihrem Vater bleiben zu dürfen. Friedrich Wilhelm konnte eine solche Bitte nicht abschlagen, und so sehen wir sie denn, statt die Vergnügungen der Flitterwochen zu genießen, am Krankenbette weilen und mit ausharrender Geduld des hinsiechenden Vaters warten, der endlich am 14. März 1647 sanft in ihren Armen verschied. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser — Friedrich Wilhelm, obwohl in seiner Jugend mit Predigthören viel zerplagt, und mit Psalmenlernen als seiner gewöhnlichen Strafe belegt, hatte in den unaufhörlichen Anfechtungen seines jungen Lebens schon genug auf's Wort zu merken gelernt, um seine Gattin erst dann ihren Vater verlassen zu heißen, nachdem sie hm die segnend erloschenen Augen zugedrückt.

Nun wurde zum Aufbruch nach Cleve gerüstet, aber der Kurfürst befand sich wieder in größter Geldnoth, seiner Schwiegermutter sie zu entdecken war er zu stolz, so verzögerte sich der für ihre trauernde Familie, so wie für das herzlich ihr anhängende Volk thränenschwere Ab schied bis zum Juni desselben Jahres.

Im Jahre 1648 gebar Louise ihren ersten Sohn, den sie nach ihrem Manne und ihrem Vater Wilhelm Heinrich nannte. In diesem durch den westphälischen Frieden beglückten Jahre hatte sie ihre schönsten Tage. In Cleve wurde sie fleißig von den Ihrigen aus dem nur zwanzig Meilen entfernten Haag besucht, das Kind gedieh, der Gatte war ihr treu ergeben, und sie wußte zu rechter Zeit das Dreifache zu üben, was eine Frau ihrem Manne werth macht: nämlich stille schweigen, wo ihr Rath nicht begehrt wurde und die Ansichten ihres Gemahls von den ihrigen abwichen, urtheilen und sprechen, wo es ihrem Gemahl eine Freude war, in ihr eine vernünftige Frau zu schätzen, deren natürlicher Verstand oft weiter reichte als seiner wohlstudirten Staatsmänner; beruhigen endlich und erheitern, wo fehlgeschlagene Hoffnungen oder sonstige Widrigkeiten den Gatten mißmuthig und bitter machen wollten. In dieser Wonnezeit ihres Lebens griff sie denn auch freudig in die Harfe, und in einer solchen glücklichen Stunde hat sie das liebliche Lied gedichtet:

„Gott, der Reichthum Deiner Güte,
Dem ich alles schuldig halt,
Ursacht, daß mir mein Gemüte
Gegen Dir für Freuden wallt.
Meinen Wohlstand, meine Zier,
Dank ich, Vater, einig Dir,
Du hast reichlich leib und leben
Ehr' und gutthat mir gegeben.“ u. s. w.

Nach dem Friedensschlusse wollte der Kurfürst wieder in sein Stammland, die Mark Brandenburg ziehen. Im Frühherbste 1649 machte sich Louise auf die Reise, aber schon in Wesel erkrankte ihr Kind, und am 24. Oktober

verschied es. Nun war sie wie eine zwiefach entwurzelte Pflanze, und in ihr zerrissenes Herz vermochte nur der tiefe, lautere Glaube an's Wort einiges Licht und einigen Trost zu gießen. Sie mußte nach Bestattung des fast zweijährigen Prinzen in der schlimmsten Jahreszeit mitten durch verheerte Gegenden und auf ungebahnten Wegen die Reise in die Altmark fortsetzen. Zu Tangermünde konnte sie einige stille Wintermonate zubringen. Da war es auch, daß ihr Mund überquoll von dem, dessen ihr Herz voll war. Ohne Zweifel fällt in diese trübe Zeit die Entstehung ihres Liedes, das seither alle Kirchengesangbücher ziert: „Jesus meine Zuversicht.“ Noch im Winter mußte sie ihren Gemahl, der nicht ohne sie leben konnte, weiter auf seinen Huldigungsreisen begleiten, obgleich diese Anstrengung ihrem zarten Körper nicht zuträglich war. Ueberdieß war nirgends längere Erholung möglich, denn die märkischen Städte, vom Krieg verödet oder verarmt, vermochten die ihnen obliegenden Kosten der Hofhaltung nicht lange zu ertragen. Berlin selbst, wo der Hof bleiben sollte, war so elend, daß der Kurfürst zu Instandsetzung seiner Wohnung einen Baumeister aus Holland kommen lassen mußte; denn seit dreißig Jahren hatte man sich in Berlin, um die Last der Einquartierung zu mindern, förmlich auf unscheinbares Bauen verlegt. Eine große Vorstadt war erst wegen der Schweden, die noch in der Nähe lagen, ohne Noth abgebrannt worden, die ganze Stadt faßte kaum ein paar tausend Einwohner hinter ihren Wällen. Am 10. April 1650 zog der Kurfürst mit seiner schönen Gemahlin, begleitet von Ritterschaft und Volk, von Spandau aus in sein Haus zu Cöln an der Spree, durch keinen „Thiergarten“ und keine „Linden“, sondern unmittelbar aus dem sumpfigen oder

sandigen Walde, dessen West- und Südseite — jetzt der Werder genannt — ein Erlensumpf war, gieng es in's Schlößchen.

Die ungeheuren Forsten, die der dreißigjährige Krieg gepflegt hatte, mit ihren Schaaren von Wild, lockten den Kurfürsten zur Jagd. Louise fand daran kein Vergnügen, aber sie begleitete ihn willig, wartete geduldig bis zur späten Heimkehr des Gatten, empfieng ihn mit freundlichem Blick und Wort, und bewirthete ihn mit trefflicher gerne selbst bereiteter Speise. Das Jagdschlößchen bei Bötzow, dem heutigen Oranienburg, ward ihr selber um deßwillen ein Lieblingsort, weil die anmuthig von der Havel durchflossene Gegend ihr so heimisch und freundlich aussah, wie die Plätze ihrer Jugendspiele. Das Städtchen, vor dem großen Kriege ein wohlhabender Gewerbsort, war fast ausgestorben und die Felder lagen öde. Das verarmte Landvolk zu ermuntern legte sie neben dem Schlößchen einen großen schönen Nutzgarten an, und vom Kurfürsten mit der Landschaft umher beschenkt, begann sie zum Wohle ihrer lieben Unterthanen zu walten, deren Herzen sie durch ihre Leutseligkeit gewonnen hatte. Sie verschrieb aus Holland Gärtner, Landwirthe, Bauern, um Musterwirthschaften anzulegen, wobei sie keine Mühen und Kosten sparte. Ihr großes Vermögen sollte ihren Unterthanen zu gut kommen. Dabei schmerzte sie es tief, wie die verwilderte Jugend sich in der Gegend umhertrieb und ohne allen Unterricht, Gottesdienst und Erziehung aufwuchs. Dem suchte sie zu steuern, geistlich wie leiblich erbarmte sie sich des armen Volkes, und bald war es mit ihrem Namen, wie einst mit dem einer Mathilde, Adelheide und Elisabetha: länger als ein Jahrhundert wurde er als Lieblingsname Tausenden beigelegt,

und fast in allen Häusern auch der geringen Bürger mußte ihr Bildniß hängen.

Der 6. November brachte für Louise, die sich durch den damaligen Mangel aller Posten selbst nicht durch Briefe mit den Ihrigen in Verbindung setzen konnte, und manche Stunde einsam trauerte, große Freude und großes Leid zugleich. Für die Marken brachte erst das zweiunddreißigste Jahr nach Ausbruch des Krieges den Frieden mit dem endlichen Abzug der Schweden. Ein fröhliches Friedensfest wurde gefeiert, Louise, die nie beim Gottesdienste fehlte, war die erste im festlichen Zuge und die erste am Altare. So ernst ihre Frömmigkeit war, so fröhlich war sie nachher mit dem fröhlichen Volke und mischte sich traulich in seine Reihen, ja in seine Tänze. Kaum war die Feier verklungen, so brachten die alsbald wieder hergestellten Posten die Nachricht von ihres einzigen Bruders Tod, des Erbstatthalters, der im fünfundzwanzigsten Jahre hinwegstarb. Groß war ihr Schmerz, größer ihre stille Gottergebung. Sie fand in diesem trüben Winter ihren Trost und ihr Genüge in geistlichen Betrachtungen, in täglichem Forschen in der Schrift, im Singen und Spielen geistlicher lieblicher Lieder. Theils waren es eigene, mit denen sie die Trauergeister weichen hieß, wie in dem Verse:

„Nun aber ihr tyrannen
Und Feind hebt euch von dannen
Und macht euch bald von statt,
Denn Gott der Herr sanftmüthig
Mein sehnlich flehen gütig
Numahls erhöret hat.
Was ich von ihm begehret
Das hat er mir gewähret,
Ja mehr dann ich ihm bat!“

Theils waren es die Lieder, die damals allenthalben vom Baume der in höchster Blüthe stehenden evangelischen Liederkunst des vom Kriege verwüsteten deutschen Vaterlandes fielen.

Neben der Dichtkunst liebte und übte Louise die Tonkunst, namentlich die heilige; trotz ihrer häuslichen Thätigkeit fand sie Zeit, derselben täglich eine Stunde zu wiedmen. In der Kirche mußte ihre Kapelle den Gesang des reformirten Gottesdienstes begleiten. Es war damals die Zeit wie der großen Liederdichtung, so der großen kirchlichen Musikmeisterschaft und Tonsetzung. In der ersten Reihe jener Choraltonsetzer stand Johann Crüger, welcher auch die Melodie zu „Jesus meine Zuversicht" gesetzt hat.

Louise, streng kirchlich erzogen, blieb strenge bei der gewohnten Erfüllung ihrer heiligen Pflichten. Am Sonntage mußten alle Werkgeschäfte und alle Sorgen ruhen. Sie bereitete sich zum Gottesdienst mit Gebet vor, und versäumte denselben unter keinem Vorwande. Nur eigentliche Krankheit, die sie an's Bett fesselte, konnte sie abhalten, wo dann aber während der Zeit des öffentlichen Gottesdienstes in ihrem Zimmer gebetet und gesungen wurde. Ihr Anzug für die Kirche war ohne allen Prunk; nie sah sie vor dem Gottesdienste in einen Spiegel. Nachmittags wurde der Inhalt der Predigt wiederholt, und von ihr auf sich und die Ihrigen angewendet. Die heilige Schrift las sie ohnehin täglich, so daß sie in ihr lebte und webte.

Mit unendlicher Gewissenhaftigkeit überwachte und prüfte sie sich selbst. Wenn sie sich im mindesten verleiten ließ, etwas zu versäumen, auch nur einige Minuten im Guteswirken zu verlieren, oder einer nicht gottgefälligen

Empfindung nachzuhängen, so strafte sie sich unerbittlich. In einer der vielen Unterredungen mit ihrem geistlichen Führer, dem Hofprediger Stosch, sagte sie zu ihm: „Ich wiederhole, daß Ihr alle meine Sünden und Fehler mir vorhaltet, auch wenn nur ein Schein hievon da wäre. Vergesset nicht, daß Ihr Seelsorger seid; ich beschwöre Euch bei Gott, Eurem und meinem künftigen Richter.“

Ein unsterbliches Zeugniß ihres bußfertigen Lebens ist ihr Lied:

Ich will von meiner Missethat
Zum Herren mich bekehren. u. s. w.

Dem Kurfürsten, der zwar selber religiös war, schien es doch, als ob sich seine Frau zu ernst in geistliche Erbauung und Betrachtung versenke, er forderte sie zu einer Reise an den Rhein und nach Holland auf, um sie zu zerstreuen. So ungerne sie — durch eine damals so weite Reise — das eben erst angefangene Werk an Land und Leuten in der traurigen Mark aussetzte, so zog es sie doch zu ihren Lieben und an die Grabstätte ihres Kindes, auch hoffte sie in Cleve und in Holland noch Vieles zu erlernen, zu erfragen und zu erfahren, was zur Aufhülfe ihrer Märker dienen konnte. Die gesammelten Winke und Rathschläge sollten dann die Grundlage der Entwürfe und Verfügungen seyn, die der Kurfürst durch die tüchtigsten Männer ausführen lassen wollte. Auch neue Ansiedler zu Anlage von Musterwirthschaften gedachte sie zu gewinnen.

Die Reise gieng im Frühjahr 1651 vor sich, aber äußerst langsam, da der Kurfürst in seinen neuen Landen zu Halberstadt, Minden, Westphalen sich gründlich umsehen wollte. Mittlerweile gieng ihr ein Freudenstern

auf in der Nachricht von der Verlobung ihrer Schwester mit dem Statthalter von Ostfriesland, welche ihre Hochzeit auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Cleve feiern zu dürfen baten. Der Kurfürst beeilte sich, ihr diese hohe Freude zu bereiten. Es war ein wehmüthig liebliches Wiedersehen, als die verwittwete Schwägerin und die verlobte Schwester, die verwittwete Mutter und die kinderlos gewordene Louise sich zärtlich umarmten, Leid und Freud gegen einander ausschütteten, und in herzlichster Liebe den Vermählungstag feierten; Louise zumal entfaltete alle Kunst, welche die Natur und die Gnade ihr verliehen, mit feinem Gefühle jede Störung ferne zu halten und überall die allgemeine Freude zu erhöhen.

Mit den neuen Ansiedlern, welche nun die Kurfürstin für die Mark anwarb, wurden hier die ersten Kartoffeln gepflanzt, nachdem sie Franz Drake schon vor 71 Jahren nach England gebracht hatte.

Louise gebrauchte den Sommer über die Bäder von Aachen und Spaa, und blieb den Winter in Cleve und Westphalen, wo der Kurfürst seine große Wirksamkeit unbehinderter äußern konnte, als in der ausgesaugten Mark und in dem von den Landständen regierten Preußen. Seine Gemahlin war ihm immer zur Seite und wiedmete sich ihm als seine traute Gehülfin, ihre übrige Zeit gehörte geistigen Arbeiten, der Andacht und den Armen.

Am 2. Mai 1652 feierte sie die Hochzeit ihrer zweiten Schwester mit dem Prinzen von Nassau, wieder in Cleve. Mitten in ihrem Glücke unter ihren Lieben vergaß sie der Nothleidenden, zumal der unglücklichen Bewohner der Mark Brandenburg nicht. In Folge einer

Kirchenvisitation hatte sich ergeben, daß durch den dreißigjährigen Krieg eine Menge Gemeinden ohne Gottesdienst und Schule waren, daß hie und da nur ungelehrte Leute die geistlichen Geschäfte verrichteten, und für ihre Weise dann großen Anhang zu erwerben wußten, da die Drangsale der Kriegszeit die Herzen für Gutes und Schlimmes gleich sehr empfänglich gemacht hatten. Eine ungeheure Rohheit hatte sich zugleich im Volke verbreitet, entsetzlicher Aberglaube, der Glaube an Zauberer und Hexen hatte sich selbst der Geistlichen und Gelehrten bemächtigt, und zwischen den Lutherischen und Reformirten herrschte jener bitterste Streit, in welchem der edle Paul Gerhard ein Opfer fürstlichen Zornes und lutherischen Gewissens amt- und heimathlos werden mußte. Louise, stets darauf bedacht, den Frieden in der Kirche zurückzuführen durch Wort und Beispiel — wie gerne hätte sie Gerhard gerettet! — sah jenes ungöttliche Wesen mit Trauern, bestärkte sich aber auch in dem Vorsatz, alle ihre Kräfte nur immer mehr dem armen Land und Volk zu weihen.

Nach Berlin zurückgekehrt fand sie das nahe Oranienburg immerhin in besserem Zustande, als vor zwei Jahren; in Verbindung mit dem trefflichen Otto von Schwerin, der selbst auch evangelischer Liederdichter war, gieng sie von neuem an's Werk. In der Nachbarschaft lag der Ort Zehlendorf ganz verwüstet und verlassen da. Sie hatte es angekauft und schon von Cleve aus holländische und friesländische Bauern angeworben, die unter vortheilhaften Bedingungen sich hier ansiedeln und die

holländische Wirthschaft einführen sollten. Es behagte ihnen nicht, und so ließ Louise andere Reformirte aus Westphalen kommen, ehemalige Einwohner kehrten auch zurück, andere Landeskinder wurden von Louise herbeigezogen, ein Geistlicher angestellt, und die Gemeinde mühsam wieder in Stand gebracht.

Der Kurfürst schenkte seiner Frau ein Stück Land vor dem Spandauer Thor, alsbald richtete sie dort eine musterhafte Gartenanlage mit Viehwirthschaft ein, und nannte den Ort Louisenhof. Unter ihrer Aufsicht und Mitwirkung ließ sie hier Anweisung zur Garten- und Wiesenbenützung, Butter- und Käsebereitung durch Holländer ertheilen, und Personen jedes Standes daran Theil nehmen: manche Gutsbesitzer ahmten ihre Musterwirthschaften nach, und Louise war die Mutter eines sichern, obschon langsamen und schweren Erfolgs zum leiblichen Wohle des Volkes.

Wichtiger war ihr das geistige Wohl desselben. Der Krieg hatte, wie gesagt, alles verwildert; die feindlichen Schwärme hatten Kirchen, Pfarrhäuser, Schulhäuser, evangelische Erbauungs- und Gesangbücher, namentlich auch mit Lust die Bibeln verbrannt. Selten war das Beispiel jenes Berliner Bürgers, der mehrere Jahre lang es seinem Munde abdarbte, um sich von fünf ersparten Thalern eine neue Bibel anzuschaffen. Louise hatte schon seit Jahren schöne geistliche Lieder gesammelt und gedichtet; nun wollte sie dem Volke namentlich ein gutes Gesangbuch in die Hand geben, und veranlaßte den Dichter Christof Runge zur Herausgabe eines evangelischen Kirchengesangbuches, das dann auch 1653, der hohen Frau gewiedmet, unter dem Titel erschien: „Dr. Martin Luthers und Anderer geistliche Lieder und Psalmen

auf sonderbarem Ihro kurfürstlich Durchlaucht, der Kurfürstin Louise von Brandenburg Befehl zusammengetragen und gedruckt.“ Dieses Gesangbuch sollte zugleich noch ein weiteres Zeugniß ihres edeln Sinnes seyn.

Da man sie von Seiten der Lutherischen um ihres reformirten Bekenntnisses willen nicht ohne Mißtrauen ansah, so suchte sie den Lutheranern zu zeigen, wie ihr christliches und landesmütterliches Herz ihnen so warm entgegenschlage, als den Genossen ihres eigenen Bekenntnisses. In der That war sie auch nur in der Lehre vom heiligen Abendmahle, nicht in der Lehre von der Vorherbestimmung zur Seligkeit oder Verdammniß eine Anhängerin Calvins. So bezeugte sie auch öffentlich den Lutherischen ihre Geneigtheit, indem sie Dr. Luthers und Anderer geistliche Lieder mit ihren eigenen zusammenstellen ließ, wie sie auch mit dem gründlich lutherischen Liederdichter Paul Gerhard, obwohl die äußeren Verhältnisse gespannt waren, in dichterischem Verkehre stand. —

Bei all ihrer heilsamen und unermüdlichen Thätigkeit hatte Louise übrigens viel mit Gram und Schwermuth zu kämpfen, denn sie blieb, wie es schien, kinderlos, und konnte wohl hören die vorwurfsvoll klingende Stimme des Volkes:

„Vom Kurhaus geht Stamm und Wurzel aus, und wer ist schuld?“

Was sie aller Welt und auch ihrem, der Erheiterung bedürfenden Gemahl verbarg, schüttete sie um so unverholener vor ihrem Gott aus. In diese Zeit fällt ihr schönes Lied:

„Ein ander stelle sein Vertrauen
Auf die Gewalt und Herrlichkeit,
Und auf Hochmut zu jeder Zeit;
Ich will auf Gott den Höchsten bauen,

Der unter seiner Macht die Welt
Sammt aller Reiche Krone hält." u. s. w.

Also mitten in tiefster Beugung ihres Trostes sicher, konnte sie den Entschluß fassen, ihrem Gemahl — den gerade damals die Verweigerung des Soldes zu einem ersten stehenden Heere von 4000 Mann von Seiten der kurmärkischen Stände tief verdroß — und seinem Lande, das auch durch eine Pest im Herzogthum Preußen schwer heimgesucht war, das große Opfer einer Ehescheidung anzutragen. Sie bereitete sich zu diesem Schritte durch Gebet und Flehen um ein gefaßtes Herz und ungeheuchelten Ernst vor, und erschien dann vor dem Kurfürsten mit den Worten: „Ich trage auf Scheidung unserer Ehe an; nimm Dir eine andere Gattin, die Dein Land mit einem Thronerben erfreut, das bist Du Deinen Völkern schuldig." Die feierliche Ansprache brachte den großen Kurfürsten fast außer Fassung. Nach kurzem Bedenken antwortete er, dessen Lebenssprüchlein war: Herr, thue mir kund den Weg, darauf ich wandeln soll: „Was Gott der Herr zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden." Und als sie noch etwas einwenden wollte, sprach er entschieden: „Was mich betrifft, so werde ich meinen Eid Dir halten, und so es Ihm dabei gefiele, mich und das Land zu strafen, so müssen wir's uns gefallen lassen." Darauf reichte er ihr die Hand, blickte sie freundlich an und fügte scherzhaft hinzu: „Nun, was nicht ist, das kann ja noch werden."

Nun entfiel auch ihr das Herz, und die Thränen, die sie bisher im Verborgenen geweint, strömten schmerzlösend über ihre Wangen. Sie fühlte sich erleichtert und durch die vielen Aufmerksamkeiten und Vergnügungen, die ihr treuer Gemahl ihr zu bereiten suchte, merklich erquickt.

Zerstreuungen übrigens gaben ihr kein Genüge, sie sehnte sich nach ihrem ländlichen Oranienburg, und begab sich auch bald dahin, um in tiefer Einsamkeit ihr Herz vor Gott auszubreiten. Sie dankte ihm herzlich für alles ihr erzeigte Gute, so insbesondere für die erprobte Liebe und Treue, und unterwand sich, um einen Thronerben zu bitten, wenn es des Herrn Wille wäre. Zudem that sie das Gelübde, daß sie in Oranienburg etwas Ungemeines stiften wolle, im Falle der barmherzige Gott ihr Elend ansehe und sie zur fröhlichen Kindermutter mache.

Und der Herr that, wie er der frommen Hanna gethan. Ihre sorgliche Mutter eilte herbei und nahm die Tochter in besondere Obhut und Pflege. Der große geistliche Dichter Simon Dach zu Königsberg sandte sein herkömmliches Glückwunschgedicht auf des Kurfürsten Geburtstag — den 16. Februar 1655 — mit der bestimmten Weissagung eines Thronerben ein, und noch ehe dasselbe gelesen ist, bringt die Schwiegermutter am Geburtstagsmorgen dem Kurfürsten seinen neugebornen Sohn zum Gruß. Es war ein Dienstag — die beglückte Gattin und Mutter gelobte zum Dank für die erwiesene Gnade jeden Dienstag dem Herrn zu weihen durch Fasten, Beten, Betrachtung, Beichte, Predigt und Erbauung; sie hielt dasselbe lebenslang. Nachmittags pflegte sie an diesem Tage an ihre Lieben zu schreiben, und erst nach Sonnenuntergang ein mäßiges Mahl einzunehmen. Der hocherfreute Vater ließ den ganzen Hof zu sich entbieten, das Volk strömte zusammen und Alles feierte einen Festtag. Am nächstfolgenden Tage war allgemeiner Bettag in Stadt und Land, und bald darauf wurde im ganzen Reiche ein feierliches Dankfest gehalten. Bei der Taufe überreichten die brandenburgischen Stände eine prächtige Denkmünze,

auf welcher der Kurfürst seiner Gattin die Hand reicht und der Prinz in der Mitte nach beiden Händen langt. Auf der Rückseite erheben sich mehrere ineinander gelegte „brandenburgische Hände“ zum Himmel mit der Beischrift:

„Was erfüllet ist im fünfundfünfzigsten Jahr,
Das mache der höchste Gott noch öfters wahr!“

Indessen war der Bau des Schlößchens in Oranienburg glücklich vollendet, fürstlich und geschmackvoll, aber ohne Ueberfluß, da Louise immer übrig haben wollte, um zu geben den Dürftigen. Zur Einweihung mußte ihr der Freiherr von Schwerin für eine anmuthige Ueberraschung des Kurfürsten und für ein heiteres Fest des Volkes helfen. Sie mischte sich unter die Spielenden und Fröhlichen; — hatte sie sonst schon die Armen zu besuchen, die Elenden zu trösten, die Kranken zu erquicken und mit den Sterbenden zu beten für ihre süßeste Pflicht gehalten, so vergaß sie am allgemeinen Freudentag der Dürftigen und Seufzenden um so weniger. Eine besondere Lust war es ihr, ihrem Gemahl und ihrer Mutter Alles zu zeigen, was sie seit fünf Jahren aus dem wüsten Bruchlande zu machen gewußt hatte, um dem vom Land- und namentlich Gartenbau entwöhnten Volke ein Vorbild zu geben. Es bezeichnet sie ganz, daß sie die zwei größern Drittel ihres Lustgartens für Gemüse und Obst, das kleinste dritte Theil für Blumen bestimmt hat.

Mitten unter den Freuden dieser Tage vergaß sie nicht ihres Gelübdes: aus Dankbarkeit für den erbetenen Ehesegen ihrem Schlößchen gegenüber eine Versorgungsanstalt für vierundzwanzig vaterlose Kinder auf immerwährende Zeiten zu errichten. Sie hatte bereits den Plan dazu entworfen, der freilich so

großartig war, daß sie nicht sogleich die großen Kosten dazu erschwingen konnte. Dazu kamen auch bald noch andere schlimmere Trübungen nach kurzem Sonnenblicke und sie mußte sich erst im Stillesein und Harren üben.

Zuerst geleitete Louise ihre Mutter gegen dreißig Meilen von Berlin auf deren Heimweg und nahm mit schwerem Herzen unter Gebet und Thränen Abschied. Auf ihrer Zurückkehr begegneten ihr eine Menge von Soldaten, erschreckt fragte sie den Kurfürsten um die Ursache und mußte eingedenk des Unwillens, den schon die 4000 Mann bei den Ständen erregt hatten, vernehmen, daß er nun ein stehendes Heer von 26,000 Mann habe. Er berieth sich offen mit ihr über die bedenklichen Verhältnisse und sie war mit ihm einverstanden, daß das Herzogthum Preußen seine Gegenwart erheische, wenn der drohende Krieg zwischen Schweden und Polen ausbräche. Er bat, sie möchte ihn begleiten. Stillschweigend umarmte sie ihn, um ihm zu zeigen, wie sie zu Allem für ihn bereit sei, auch wenn es über ihre Kräfte gienge. Die Abreise verzog sich bis in den November, denn in Preußen drohte Krieg und Pest. Der Pflicht der Gattin sich unterwerfend, opferte sie in heißem Kampfe die Mutterrechte, ließ ihren Säugling zurück und zog durch die verwüsteten Marken, durch Pommern, durch die Oeden und Waldungen Westpreußens auf grundlosen Wegen oder Knüppeldämmen nach Königsberg. Louise, die nur ihren Mann zu besänftigen suchte über das ihm in Bezug auf Pommern widerfahrene Unrecht und über die sonstigen Mißstände allerwärts, ertrug jede Unbequemlichkeit und Mühe geduldig, klagte nie und schien bei ihrer Ankunft gesund und heiter. Aber nun erkrankte sie heftig und nur langsam erholte sie sich so weit, daß sie wieder

den öffentlichen Andachten ihres Hofprediger Stosch, den sie mitgenommen, beiwohnen konnte. Stosch übrigens wagte nicht in einer der dortigen lutherischen Stadtkirchen zu predigen und eine reformirte gab es in Preußen nicht.

Nun drang Karl Gustav von Schweden mit Kriegsvolk heran und belagerte das fast offene Königsberg mitten im Winter. Louise verbarg ihre Angst im Busen und blieb mit großer Klarheit und Besonnenheit des Kurfürsten Rath und Beistand. Dieser mußte am 7. Januar 1656 Frieden schließen und sich mit Karl Gustav gegen Polen verbünden. Alles Bisherige hatte Louise standhaft als Gottes Schickung getragen, über einen Krieg gegen das erbitterte Polen aber konnte sie sich nicht so bald trösten. Nur der Glaube hielt sie. Ihr Beichtvater Stosch erzählt, wie sie sich in ihrer Noth mit dem cananäischen Weiblein verglichen und gesagt habe: „Wenn der Herr Jesus noch auf Erden gienge, ich wollte mich noch mehr demüthigen; was ich aber auf leibliche Weise und mit Geberden nicht thun kann, das will ich im Geiste und im Herzen thun, in gewisser Zuversicht, daß Er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hohepriester und treuer Heiland sei, der Mitleiden habe und helfen werde." Der Kurfürst zog mit Karl Gustav aus, Wunder der Tapferkeit verrichtend gewannen sie die dreitägige Schlacht bei Warschau vom 18. bis 20. Julius gegen die siegesgewissen, übermüthigen Polen, die den König von Schweden bereits „als Frühstück für ihre Tartaren, dem Kurfürsten ein Loch, in das weder Sonne noch Mond scheinen sollte," bestimmt hatten. Der Kurfürst aber verfolgte den Sieg nicht und bald fielen die Polen und Tartaren in seine Länder ein, Alles mit Sengen und Brennen dem Boden gleich machend. Bald auch wurde der Kurfürst bei Lyk

auf's Haupt geschlagen, die Tartaren zündeten allein dreizehn Städte an, ermordeten 30,000 Einwohner auf's Grausamste und schleppten ebenso viele in die Gefangenschaft. Kaum wehrte der tapfere General Derfflinger die Tartarenschwärme von Berlin ab, wo Louise ihr Kind gelassen hatte. Sie selbst erkannte die Fehler, die ihr Mann hatte und in seinem Kriege gegen Polen begieng, mit scharfem Blicke, aber ihre verständige Sanftmuth diente seinem Unmuth als Blitzableiter.

Endlich kam der ersehnte Winter, der dem Blutvergießen ein Ende machte, sie feierte am 27. Nov. ihren dreißigsten Geburtstag, und zehn Tage darauf ihren Hochzeittag in tiefer Buße, aber hohem Danke für die bisherige Führung und Rettung. Sie bat um Segen zu dem Vorsatz, die Adventszeit freudig zu feiern. Niemand in ihrer Umgebung durfte traurig seyn; im Namen des im Fleisch erschienenen Herrn trocknete sie die Thränen der Nothleidenden, erfreute ihre Umgebung mit Geschenken und rüstete die kleine Bescheerung für ihr fernes Kind. Sie hatte sich fest vorgenommen, an dem Tage, der so freudenreich, nicht zu weinen, aber unvermerkt fiel manche Thräne auf die Gaben, die sie mit mütterlicher Hand zusammenpackte. Nicht minder erfreute sie mit verhaltenen Thränen ihren Gatten an seinem und seines Sohnes Geburtstag. Ihre Frömmigkeit vertrug sich mit jeder unschuldigen Freude, ihre höchste Freude aber war, ihrem Gemahl und ihren Nächsten Freude zu machen.

Am meisten litt ihr redliches Gemüth, als sie sehen mußte, wie der Kurfürst von Karl Gustav ab, wieder dem politischen Vortheile nach auf die Gegenseite übertrat und die Vorrechte des preußischen Herzogthums unter seine fürstliche Allgewalt, die er wie einen ehernen Felsen

aufzurichten trachtete, beugen wollte; sie war in einem freien Lande erzogen und Christin, aber sie vermochte nicht dem eisernen Willen des gewaltigen Mannes entgegen zu reden. Unter Sorgen und Aengsten waren ihre Nerven schwer angegriffen, doch brauchte sie keinen Arzt, schonte sich auch nicht und war gleichmäßig leiblich und geistig thätig, bis sie am 11. Julius 1647 glücklich von einem Prinzen, dem Großvater des großen Friedrich, auf dem Königsberger Schlosse entbunden wurde.

Bald nach der prunkvollen Taufe hoffte der Kurfürst mit Polen seinen Vertrag fertig zu haben und nach der Mark zurückkehren zu können; aber wieder zog sich die Abreise bis nach Martini hinaus. Vorher hatte das Kind durch einen Fehler seiner Wärterin den Rückgrat verkrümmt und mit dem kränklichen Säugling mußte Louise die beschwerliche Winterreise antreten. Endlich glücklich angekommen, fand sie ihren zurückgelassenen Sohn gesund und fröhlich, wofür sie Gott und der treuen Dienerschaft so beweglich dankte, daß jene in Thränen ausbrachen.

Die vortreffliche Frau hatte immer treffliche Diener; nur einmal wurde einer ihrer Bedienten als ein Dieb ertappt. Der Kurfürst schwur in seinem Zorn, ihn an den höchsten Galgen zu erhöhen: da ließ ihm Louise eine Anzahl Dukaten zustecken, damit er flüchten könne. „Meinetwegen soll keines Menschen Blut vergossen werden,“ sprach sie, die sonst nie von Begnadigung eines Mörders etwas hören wollte, da sie Gottes Zorn und Strafe fürchtete über ein Land, aus dem todeswürdige Verbrecher nicht ausgerottet würden, wie sie andererseits durch wenige Gerechte ein sündiges Volk von Sodom's Strafgericht verschont wissen durfte.

Während nun der Kurfürst zu neuem Kriege rüstete,

bat sie inständig Gott um den lieben Frieden, den sie für Ausführung so manches edeln Entwurfes wünschen mußte. Ihr Kirchenbau zu Oranienburg war indessen fertig; sie ließ an die Emporbühnen unter sinnreichen Verzierungen Bibelsprüche schreiben; z. B. unter dem Raths-Chor das Wort: „Ihr Richter, richtet gerecht die Völker der Erde," zu ihrem eigenen Andenken ließ sie nur an einem der untersten ganz gewöhnlichen Bausteine des Thurmes nahe am Erdboden die Worte: L. C. Z. B. G. P. V. O. MDCLVIII. (Louise, Kurfürstin zu Brandenburg, geborne Prinzessin von Oranien 1658) einhauen. Sie bestimmte die Kirche für eine reformirte Gemeinde mitten in der lutherischen und war dadurch die Mutter der späteren Einigung beider Kirchen (der Union) in Preußen.

Der Krieg aber begann auf's Neue gegen Karl Gustav; im September brach der Kurfürst mit seiner Armee nach Holstein auf. Als der Feldzug sich tief in den Winter verzog, wurden seine Briefe an die zurückgelassene Frau so dringend, daß sie sich entschloß, mitten im Januar ihm nachzureisen. Mit herzlicher Dankbarkeit empfieng er die Treue, die ihm „der beste Arzt und Rath, selbst der beste Koch und Kammerdiener gewesen, so daß er, während er diese Hausmutter hatte, nie an einer Krankheit darniedergelegen," wie ein alter Geschichtsschreiber anmerkt. Sie selbst fühlte übrigens, daß die Frau nicht mit in's Feldlager gehöre und wollte schon auf Entfernung dringen, als eine Einladung zur Hochzeit ihrer Schwester Henriette auf willkommene Weise sie abrief. Alle Bedenklichkeiten und Einwendungen gegen die gefährliche Meerfahrt, zu der sie bald entschlossen war, nicht achtend, brachte sie es dahin, daß der Fürst in ihre Reise willigte und ihr am Gestade des winterlichen Mee-

res den zärtlichen Abschied gab. Der Kurfürst ordnete für sie allgemeine Gebete in seinem Heere an, in welchem ohnehin jeder Soldat das Neue Testament nebst Psalmbuch mit sich führen mußte.

Glücklich kam die heldenmüthige Frau nach Gröningen, wo sie ihrem Gemahl bei den sie hoch verehrenden holländischen Generalstaaten vielfach nützlich seyn konnte in seinem siegreichen Kampfe gegen die Schweden. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte im Haag kehrte sie mit Eile zu ihrem Gemahl zurück und begleitete ihn auf seinem Triumpheinzug nach Berlin. Bald aber verließ er sie wieder, damit ja „ihr Leben einer Gliederkette gliche, da eine Trübsal und ein Unfall am andern hieng." Doch Jesus war ihre Zuversicht und ihr Heiland und ihr Leben.

Schon wollte ein neuer Kriegszug beginnen, als Karl Gustav starb; der Frieden von Oliva brachte dem Lande Ruhe und dem Fürsten gesicherten Zuwachs an Macht. Louise dankte mit tiefbewegtem Herzen ihrem Gott für den holden Frieden und gelobte doppelten Eifer in jeder Pflichterfüllung, namentlich in der seligsten der Pflichten: wohlzuthun und mitzutheilen. Während sie den Druck, den der Kurfürst mit Steuern und Abgaben auf die Unterthanen legte, in jeder Weise zu erleichtern trachtete, trug sie zugleich ernstlich und emsig Stein um Stein zusammen zur Ausführung ihrer wohlthätigen Entwürfe.

Im Sommer 1661 hatte sie doch endlich in der Begleitung ihres Mannes durch Niedersachsen und Westphalen auch einmal die Freude, bei milder Witterung und ohne Kriegssorgen reisen und dabei ihre lang entbehrte Mutter umarmen zu dürfen. Nach ihrer baldigen

Rückkehr ward ihr auf's neu die Aufgabe, die Falten auf der Stirn ihres Mannes zu glätten, der über den von den preußischen Ständen verweigerten Huldigungseid erbittert war. Was durch Verhandlungen und Drohungen nicht zu erzielen, hoffte er durch die persönliche Anwesenheit zu erringen. Er in seiner ritterlichen Gestalt und fürstlichen Hoheit, seine Gemahlin durch ihre Schönheit und Anmuth verfehlten zwar den mächtigen Eindruck auf die Polen nicht, aber nur die Furcht vor ihm bewog sie endlich dazu, daß er an der Seite seiner Gemahlin am 18. Oktober unter freiem Himmel die feierliche Huldigung „als oberster Herr von Preußen" entgegennehmen konnte. Auf der hiezu geprägten Denkmünze beruhigte er die neuen Unterthanen, daß die furchtbaren Adler — deren Bild als preußisches Wappen hier zum erstenmal erschien — keine unkriegerische Taube erzeugen werden, d. h., daß er und seine Frau sorgen wollen, ihr Sohn solle ein Mann seyn wie er. In der That war die Erziehung ihrer Kinder eine vorzüglich ernste und strenge.

Begleitet von den aufrichtigen Thränen und Segenswünschen der mehr und mehr von Herzen gewonnenen Vornehmen und Geringen, kehrte Louise mit ihrem Gatten in ihre stille Hauswirthschaft zurück. Sie war auch eine vorzügliche Wirthin und Rechnerin; mit Vielem hielt sie Haus, mit Wenigem kam sie aus, und in weiser Sparsamkeit wußte sie Großes zu leisten mit Kleinem. Noch befindet sich in dem Büchersaal zu Berlin ihr Hausbuch, worin alle ihre Sachen, werthvoll und gering, in wohlgeordnetem Verzeichniß von ihr selbst in holländischer Sprache eingetragen waren.

Nun trat sie in den Mittag ihres äußern Lebens, und in den Höhepunkt ihrer innern Reife. Ihren höchsten Lebensgenuß fand sie eben da in geräuschloser Wirksamkeit, in gemessener Erfüllung der Gebote ihres Gottes. Ihre innere Ruhe gewann von hier an bleibenden Bestand; denn sie, so wunderbar hindurch, so herrlich hinausgeführt, hatte nun den sichern Ankergrund gefunden, daß sie, ob auch äußere Sturmwinde sich noch viele erhoben, die Nähe des Herrn fühlte als „das sanfte Sausen Eliä", dessen sie in ihrem weitern Leben und noch auf ihrem Sterbelager so gern gedachte.

Dieser Gottesfriede im Innern beseelte sie zu jedem weiteren guten Werke, namentlich in der ferneren Erziehung ihrer Kinder. Schwerin und andere gottesfürchtige Männer hatten bisher das Ihrige an denselben treulich gethan, nun hoffte sie dieses Amt der Zucht und Vermahnung zum Herrn vollends selber, namentlich durch das Beispiel ihrer eigenen Gottseligkeit zu treiben. Während ihre Kinder denn auch zum Lohn ihrer mütterlichen Sorgfalt gediehen, namentlich der schwächliche, jetzt siebenjährige Prinz kräftig heranwuchs, gebar sie am 19. Nov. ein Zwillingspaar; eines davon, der Knabe starb schon in der ersten Woche, und das Mädchen, von dessen Wiege die Mutter Tag und Nacht nicht wich, nach wenigen Monaten. Den Kurfürst schmerzte namentlich dieser letztere Verlust tief, aber während er nach Trost suchte, fand er die Mutter in großer Fassung und mit himmlischer Ruhe am Sarge ihres Kindes bis zum Begräbniß, wo dann auch ihr die Thränen schmerzlich floßen — schmerzlich über ihren Verlust, schmerzlicher über ihres Herzens Zustand, „der nimmer der Zuchtruthe entbehren konnte." Ihr ganzes Gefühl sprach sich aus in dem von ihr selbst

geschriebenen täglichen Bußgebete, diesem herrlichen Mustergebet einer glaubigen Christin, einer christlichen Gattin, einer zärtlichen Mutter und einer gottseligen Magd des Herrn. Dieses Gebet, auf dem so ganz der Duft heiliger Salbung ruht, müsse ganz hier stehen und ein Segen vieler Herzen seyn:

„Barmherziger getreuer Vater, Einţiger trost und sichere zuflucht meiner zwar unwürdigen aber vor Dir gantz gedemüthigten Seelen, Ich komme zu Dir als dem rechten lebendigen brunnen der wahren artznei meiner durch die sünde fast verdorbenen seelen. Aber ich komme o liebster Vater, nachdem ich der betrüglichkeit alles irdischen trostes und aller weltlichen freude inne geworden, und nun nichts höheres wünsche, dann daß ich ihrer auch gantz satt und müde werde, und allein meine Seele aus dem wahren unbetrüglichen Schatz Deines heiligen seligmachenden Wortes leben und ergötzen möge.

„Ich komme jezt nicht, wie ich vormalen mit heißen Thränen gethan habe, Dich um zeitliche Dinge zu bitten, worinn Du mich doch allezeit gnädig erhöret hast, deßen ich Dir nimmer genugsam danken kann, sondern das von Dir zu bitten, was Du mir selbst zu bitten befohlen und hoch betheuret hast, daß Du alle gerne erhören wollst, die Dich von Herzen suchen, nachdem dann leider alle Deine große unzählige Wohlthaten und da du mir mehr gegeben, als ich bitten dürfen, meine verderbte Natur nicht überwinden können daß ich dadurch bewogen werden mögen, meine Sinnen von dieser eitlen Welt gantz abzuziehen noch Dir meinem einzigen höchsten Gut also zu dienen, wie ich Dir solches oft und vielfältig angelobet habe, desfals ich ängstliche Bekümerniß in meiner Seele empfinde, so wende ich mein busfertiges und von Thränen quillendes Herz zu Dir o allergütigster Vater und bekenne offenherzig, daß ich nicht werth bin aller Gnade und Barmherzigkeit, die Du mir erzeiget hast, dann ob ich zwar durch Deine Gnade längst erfahren, daß nichts herrlicheres, tröstlicheres und lieblichers ist denn an Deinem Bunde fest zu halten, auf Deinen Wegen zu wandeln und an Deinen heiligen Geboten sich zu ergötzen, und dir auch heiliglich versprochen, daß ich hierin meine Freude suchen und die Tage meines Lebens in solchen heiligen

Uebungen zubringen wollte, so habe ich doch fast sehr meinen vorigen Eifer erkalten lassen, die angeborene Neigungen zu der Welt Eitelkeit haben sich, bei befundner Kaltsinnigkeit zu Deinem heiligen göttlichen Worte, so häufig wieder bei mir eingeschlichen, daß, wenn Du o getreuer Hirte meiner Seelen nicht für mich gewachet, mich dieselbe in einen tiefen Schlaf verdammlicher Sicherheit würden eingewieget haben, denn wenn ich Deiner mitten unter der Weltfreude und angenehmen Gesellschaft gantz vergessen und meine Gelübde von einem Tag zum andern verzogen, oder auch Deinen Dienst mit schlechter Andacht verrichtet, so hast Du mich dennoch bald wieder aufgewecket, und ob Du es wohl Ursach gehabt, und ich auch wohl verdienet, dennoch Deine Hand nicht ganz von mir abgewandt, wann ich Dir mit der Welt den Rücken gekehret, so bist Du dennoch mir wieder begegnet, und hast mehr durch Deine liebreiche Barmherzigkeit, wie wohl ich deren nicht werth bin, als durch Deine Züchtigung die ich doch genugsam verdienet habe, bei mir angeklopfet.

„Ich habe nur mich, mein Fleisch, meine Ehre und vergängliche Dinge geliebet, und Du hast mir so viel Zeichen Deiner inbrünstigen und quillenden Liebe gezeiget, daß ich billig sagen muß: ach Herr, was kann ich Dir vergelten für alle Deine Wohlthaten! Ich habe öfters gar nicht, oder doch gar wenig zugehört, wann Du mir durch Dein heiliges Wort zurufen laßen, und Du hast noch nie Deine Ohren vor mir verstopfet, wann ich Dich auch nur um zeitliche Dinge gebeten. Ich hätte billig ein williges Herz haben sollen allen nothleidenden zu helfen und die christliche Liebe so viel mehr zu üben, so viel milder Du gegen mich gewesen und mir das Vermögen dazu genugsam gegeben, aber, o allerliebster Vater, was großen Mangel fühle ich allhie, und wie wenig Mitleidens habe ich bisher verspüren lassen, oder doch nicht in der That erwiesen, und wie könnte ich Dir erzählen alle meine Fehler und große Gebrechen, deren Zahl unendlich ist; denn siehe mein Gewissen überzeuget mich, daß ich bekennen muß, daß nichts Gutes an mir ist vor Deinem heiligen Angesicht, ich bin verdorben von dem Hauptscheitel bis zur Fußsohle und der sündliche Schlangenstich hat meine sorglose Seele so abscheulich gemacht, daß auch meine besten Gedanken, mein heiligstes Vorhaben vor Dir, o gerechter Gott, unrein und beflecket

ist, sollte ich aber darum zurücktreten und mich vor Deiner Herrlichkeit entsetzen? O nein allerliebster Vater, wie mehr ich den Stachel der verdammlichen Sünde in mir fühle, wie mehr mein verzagtes Gewissen mir meine begangene Sünde vorstellt und ich noch die innerliche Neigungen meines sündlichen Herzens empfinde, je mehr will ich mich zu Deiner unendlichen Gnade nahen und zu Dir, als dem einzigen Helfer und Erretter schreien, je mehr will ich mich nach Deiner Hilfe und väterlichen Beistand reißen, und wie sollte ich zweifeln, daß Du mir nicht Deine väterliche Hand reichen und wieder zu Dir ziehen werdest, Du o gütigster Vater, der Du noch nie des Demüthigen Gebet unerhöret gelassen, der Du mir Deinen einzigen Sohn und mit ihm alle Gaben gegeben, da ich noch Dein Feind gewesen, und Dich nicht gekannt habe, der Du Dich meiner erbarmet, da ich Deiner Gnade nicht begehret, wie solltest Du mir dann jetzt die versagen, da ich Dich mit demüthigem zerknirschten und bußfertigem Herzen darum anrufe?

„Verzeihe mir denn o barmherziger Vater und vergieb mir meine Fehle um Deines lieben Sohnes Jesu Christi Willen, umfasse mich wieder als Dein liebes Kind, und bestetige mich in Deiner Gnade. Gib mir auch ein reines Herz und neuen gewißen Geist, vermehre in mir den rechten Glauben, Liebe und Hoffnung, laß mich hinfüro meine Gelübde beßer bezahlen, als ich leider bishero gethan, erfülle mein Herz mit christlichen Tugenden und reinige es von allen sündlichen Zuneigungen und der Weltliebe, laß mich alle Tage wohl betrachten, in was Stand Du mich gesetzet hast, damit ich Dir desfals alle Zeit unerschrocken Rechenschaft geben möge.

„Nun liebster Vater, ich sollte mich billig vergnügen, daß Du mich durch Deinen heiligen Geist die Erhörung meines Gebetes versicherst und mir meine begangene Sünde gnädig verzeihest, aber Deine Gütigkeit ist so groß, daß ich mich auch unterwinde, Dich ferner in kindlichem Vertrauen demüthig zu bitten, Du wollest auch dieß und alle andere Gnade an Seel und Leib meinem Ehegemahl wiederfahren laßen. Ach liebster Vater gieb ihm ein Herz, das Dich vor allen Dingen liebe und fürchte, Dein Wort hoch halte, auf Deinen Wegen wandle und Deinen Willen vollbringe, weil Du ihn auf dieser Welt an Deine Stelle über

viele gesetzet hast. Ei so laß ihn auch mit allem Eifer dahin trachten, daß er unter denen Deiner Diener gefunden werde, die allhie getreu gewesen, und deßfals künftig über noch mehr gesetzet werden sollen, laß nicht zu, daß die Welt und alle derselben Pracht und Herrlichkeit ihn von Deinem Gebote abhalten und sein Herz von Dir abziehen möge, sondern laß ihn ansehen die Exempel derjenigen, welche sich durch die eitlen Dinge dieser Welt bethören laßen, und indem sie das Vergängliche dem Unvergänglichen vorgezogen, die kurze Zeit ihres Lebens ohne Trost und Hoffnung und mit Verlust Deiner Gnade geendiget, wollest uns darum, o getreuer Vater, beiderseits alle Stunde an das Augenblick denken lassen, woran die ewige Ewigkeit hänget, damit uns solches nicht wie ein Fallstrick überfalle, sondern vielmehr bereit finde Dir, wann Du durch den zeitlichen Tod anklopfen wirst, freudig und mit getrostem Gemüth zu folgen. Wie ich Dir auch o grundgütigster Vater von Grund meiner Seele danke, daß Du uns nicht allein Erben gegeben, sondern auch dieselben allbereit aus so mancher Gefahr errettet, unsere Augen vor Thränen behütet und vielmehr unsere Herzen mit Freuden an ihnen erfüllet hast. So bitte ich Deine unendliche Gütigkeit, o Vater aller Gnade und Barmherzigkeit, breite ferner die Flügel Deiner väterlichen Liebe über sie aus, laß sie wachsen, grünen und blühen, jedoch zu Deines Namens Ehr und Herrlichkeit, bewahre sie durch Deine heilige Engel für allem Unglück und Bösem, benedeye ihre Auferziehung und ersehe ihnen zu solchem Ende solche Leute, die Dich von Herzen fürchten und von denen sie nichts als was Dir wohlgefällt sehen und lernen mögen, auf daß sie dermaleins Dein Volk in Gerechtigkeit regieren und Deinen Befehl gehorsamlich ausrichten mögen.

„Endlich, wann nun auch die Tage meines Lebens dahin seyn werden und ich die Schuld der Natur bezahlen soll, so sei alsdann, ach mein getreuer liebster Vater in der letzten Todesangst eine beständige Erquickung meiner matten Seelen, richte mich auf durch den Trost Deines heiligen Geistes und labe mich mit dem Wasser des ewigen Lebens, welches ist das vergossene theure Blut Deines Sohnes meines Erlösers, auf daß ich Dir meinen Geist in ungezweifelter Hoffnung der künftigen fröhlichen Auferstehung in Deine Hände wieder gebe, und meinen Mund schließe

mit dem süßen Namen Jesu. Erhöre mich o heiliger Gott um Seinet Willen, wie ich Dich ferner in Seinem Namen und durch Sein Befehl also anrufe. Unser Vater —"

Solcherweise stärkte sie sich, in ihrer Schwachheit ihrem Herrn das Kreuz nachzutragen. Neben dem Gebete war unermüdliche Thätigkeit ihr eine Arznei gegen Gram und Schmerz. Sie mußte wirken so lange es Tag war, weil sie die Nacht kommen fühlte. Den Schlußstein setzte sie in ihre edeln Gründungen nun mit Erbauung des Oranienburger Waisenhauses, womit sie andern ähnlichen Stiftungen die Bahn brechen half. (Francke in Halle gründete sein berühmtes Waisenhaus 30 Jahre später.) Die von ihr, der Holländerin, deutsch geschriebene Stiftungs-Urkunde, ein Meisterwerk christlicher Weisheit, lautet also:

„Wir Louise von Gottes gnaden Marggräfin und Churfürstin zu Brandenburg, geb. Prinzessin zu Oranien u. s. w. Urkunden und bekennen hiemit von Uns und Unsern Erben, daß wir öfters bei uns erwogen, wie viel und mancherlei in diesem Leben unterlassen wird, was dennoch Unser Erlöser Christus von uns fordert bevorab in den Werken der Liebe und Barmherzigkeit. Als wir Uns nun vornemblich erinnert, wie Gott der Herr Sich selbst einen Vater, einen Helfer und einen Beistand der Waisen zu seyn verheißt und allen und jeden befiehlt, dieselben gebührlich zu verpflegen, daher es dan dem Hiob zur Gottseligkeit zugerechnet, daß er seinen Bissen nicht allein gegessen, besonders die Waysen solches mit geniessen lassen, und in der Schrift es für einen unbefleckten Gottesdienste geachtet wird, die Waysen in ihrer Trübsal zu besuchen; und Wir dagegen spüren wie gar wenig solcher Befehl in Handhabung armer verlassener Waysen in Acht genommen wird, daß auch deren nicht allein viele Kümmerlich umbkommen, besondern der Mehrertheil aus Mangel nöthiger Aufsicht und guter Erziehung der bösen Welt zu theil wird, anstat daß Sie zu Gottes Ehren leben sollten, nur des Satans Reich vermehren helffen. So haben wir zu der Zeit, da Wir Gott dem Allerhöchsten und eben an diesem orth so herzlich umb

Seinen so lange verweileten Ehesegen angeruffen, der uns auch gnädig erhöret hat, und dem wir davor nebst allen unsern Nachkommen ewig lob und dank sagen wollen, diesen beständigen Vorsatz genommen, Gott dem Allerhöchsten zu Ehren, und Christo, der uns sämptlichen die kinder so hoch anempfohlen zu gehorsamb, allhier zur Erziehung und erhaltung von 24 Waysen nicht allein ein Waysenhaus zu erbauen, besonders auch zu der verpflegung gewissen unterhalt zu verordnen und wie es damit zu allen zeiten gehalten werden soll zu bestimmen, Gestalt Wir dan hiemit, Nachdem durch Gottes gnade das Gebeyde fertig geworden ist, Wir auch des übrigen halber, vermittelst dieser unsrer Verschreibunge richtige und beständige Verordnung machen wollen.

Anfänglich nun verordnen und disponiren Wir hiemit, daß vorgedachtes von Uns in Oranienburg erbawtes Hauß zu ewigen Tagen ein Waysenhauß verbleiben und unter keinem Vorwand, wie er auch seyn möchte zu einem andern behuff gebraucht, besonders einzig und allein zum Dienst deren aufgenommen Waysen gelassen und allezeit in Bäwlichen würdig erhalten und vor ruin praeservirt (erhalten) weerden soll. — Hienegst, damit es den aufgenommen Waysen an Ihrem nöthigen Unterhalt nimmer mangeln möge; so wollen Wir dazu und was auf die Leute, so ihrentwegen zu bestellen nöthig seyn möchtet 200 R. Thaler Jährlich verordnet haben. — Ferner sollen jährlich zu desto besserer unterhaltung dieses Waysenhaußes 10 Wisp. Rogken und 10 W. Gersten entrichtet werden. Uber diesen haben Wir einige Wiesen zur erhaltung 6 Kuhen, einen Küchengarten und etliche Stücke Landes, Flachs darauff zu bauen, hiezu gelegt, wie solche stücken richtig verzeichnet werden sollen.

So synd auch mit Consens (Einstimmung) Unsres Hertz Vielgeliebten Herrn und Gemals dem Waysenhauß vergönnt 15 Schweine vergebens in die Mast zu treiben, item nothürfftig Brennholz, so allemahl von den Holtz Bedienten angewiesen und von dem Waysenvater zu rechter Zeit angeschafft werden soll. — Zur Bedienung dieser 24 Waysen die helffte Jungens und die helffte Metchens soll ein Waysenvater, welcher nebenst seiner Frawen eines Ehrbaren Gottesfürchtigen wandels ruhm und gewisse zeugniß haben soll, von Uns, und nach Unsrem tode von dem allezeit Regierenden Churfürsten bestellet werden, dieselben

sollen in dem Waysenhauße in den dazu verordneten Gemächern wohnen und soll des Waysenvaters sorge seyn, daß diese Waysen 1) alle Morgen des Sommers umb Fünff und des Winters umb Sechs Uhr auffstehn, sobald sie gekleidet, alle in ein Gemach zusammenkommen, allda sie sämptlich das Gebeth nachsprechen, darauf ein Capitel aus der Bibel anhören und mit Gesang aus dem (von) Lobwasser (gereimten Psalter) schließen sollen. 2) Darauf sollen sie sich alle wieder in ihre Cammer verfügen und an beyden ohrten, im lesen, schreiben, Catechismus fleissig unterrichtet und in allem in der Christlichen Reformirten Religion erzogen werden. 3) Soll der Waysen Vater darauff sehen, daß sie allemahl zu rechter Zeit, als des Mittags zu Eilff und des Abends zu Sechs Uhren, die Knabens an einem und die Metchens an einem andern Tische gespeiset werden, da er dann selbst an der Taffel speisen und darauf sehen solle, daß alles ordentlich und bescheidentlich unter Ihnen zugehe. 4) Die Speisung soll folgender gestalt beschaffen seyn, Auff jede Taffel sollen drei Schüsseln dergestalt angerichtet seyn, daß sie zur Genüge gesättiget werden können, die erste Schüssel soll nach gelegenheit der Zeit, von Kohl, Erbsen, Reiß, Hirse, Grütze, Milch-, Biersuppen und dergleichen seyn, die zweite Schüssel des Sonntags, Dienstags und Donnerstags gekochtes Fleisch, einmahl frisch, das anderemahl gepöckelt, die dritte Schüssel des Sonntags zu Mittage ein Braten seyn. Die andern Tage ein Gemüse, des Montags, Mitwochs, Freitags und Sonnabends zu Mittage wird anstatt des Fleisches eine Schüssel entweder frische oder gedörrte Fische gegeben, und zum Frühstück ein Schnittchen Brodt und ein wenig Käse dabei, das Getränke soll Ihnen über essen zum durst nothürfftig gegeben werden und soll das Bier von Anderthalb Scheffel auf die tonne gebrawen werden; Sobald sie abgespeiset, sollen allemahl zwei von den Knaben und zwo von den Metchens, welches alle Wochen umbwechseln soll, die Speise heraustragen, von der Knechte und Mägde sich sättigen und wenn etwas verübriget wird, solches sofort den Armen ausgetheilet und nicht auffgehoben werden. 5) Nach der Mittags und Abend Mahlzeit sollen abermahls die hiezu aufgesetzte und hienegst befindliche Gebet knieend gehalten werden, ein Capitel aus der Bibel gelesen und mit einem Gesange geschloßen werden. 6) Der Waysen Vater soll fleissig acht

haben, ob auch etwas straffwürdiges unter Ihnen vorgeht und wenn er nicht selbst bei Ihnen seyn kann, durch jemand anders acht darauf geben lassen, und nach Beschaffenheit des Verbrechens solches entweder mit scharfem Verweis oder auch, wenn es die noth erfordert, durch eine Ruthe in der andern aller Gegenwarth bestraffen, diejenigen aber, so der Ruthe entwachsen, und es dennoch verschulden, sollen mit Gefängniß und wo gar keine Besserung zu hoffen und durch böse Exempel die andern verführt und geärgert werden nach gethaner Notifikation an die reformirte Prediger in der Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit zu Cölln an der Spree und mit deren gutachten ohne ertheilung eines Zeugnisses und mit Entziehung dessen, was denen andern zu gute hienegst folget, aus dem Waysenhauße abgeschafft werden.

Die Waysenmutter soll zwar sorge tragen vor alle Waysen Knaben und Metchens, daß sie reinlich gehalten und Ihre Speise recht zugerichtet werde, absonderlich aber soll Ihr aufliegen fleissige acht auf die Metchens zu haben, damit dieselben in guter zucht gehalten und Ihnen nicht vergönnet werde unter die knabens zu lauffen, sondern daß Sie allezeit in Ihrer Kammer verbleiben und daselbst nach gehaltenem Gebeht entweder Spinnen, nähen, Würken oder knüppeln (stricken), nachdem eine jede Neigung zu einem oder anderm hat, aber müssig soll keine seyn, außerdem des Sonntags und zwey tage in der Wochen, da ihnen zwei oder drei Stunden erlaubt seyn mag auszuspatzieren, doch daß die Waysen Mutter allezeit dabei sei, was nun eine Jede Spinnet, nähet und sonst arbeitet, davon soll die Helffte Ihr eigen seyn und Ihr zum besten aufgehoben oder verkauft und das Geld verwahret, die andere Helffte soll zum gemeinen besten des Waysenhauses angewandt und gerechnet werden, das Flachs, Zwirn oder dergleichen soll ihnen allezeit geliefert werden. Die Waysen Mutter soll allezeit bei den Metchens an Ihrem Tische essen und Ihnen keinen Muthwillen oder unzüchtiges verstatten, des Sonntags soll sie dieselben fleißig zur Kirche halten und sobald sie zu hauße kommen, fragen, was sie behalten, Gestalt es der Waysen Vater gleichergestalt mit den Knaben also halten solle; Wan ein Knabe oder Metchen krank wird, sollen sie in ein absonderlich Logament gebracht und gebührlich gewartet und curirt werden. Sollte auch ein oder ander von den Waysen-

kindern versterben, so sollen sie aus deren Einkünfften in das von Uns erbaute Gewölbe in der Kirche begraben werden und die übrige Waysenkinder ihnen zusammen in einer Ordnung folgen.

Bei einnehmung der Waysen soll folgender gestalt verfahren werden, wann sich bei eröffneter Stelle jemands ergibt, der einen Waysen recomandirt, Soll zufoderst fleissige Erkundigung eingezogen werden, wer die Eltern gewesen, und wenn sich da befinden sollte, daß dieselbe Gott= und ruchloß böse Menschen gewesen, sollen deren kinder nicht angenommen werden, weil zu besorgen, daß dieselbige Ihren Eltern nachschlagen und die andern Waysen verführen möchten. Wenn man nun gewisse kundschaft eingezogen, daß die Waysen von guten Leuten entsprossen, sollen sie mit genehmhalten des Regierenden Churfürsten aufgenommen und alsodann in das Buch verzeichnet, zufoderst aber des Sonntags nach der Predigt in der Kirche in gegenwarth der andern Waysen öffentlich ermahnet und Ihnen vorgehalten werden, wie sie sich bei vermeidung der verstossung zu verhalten und zu gebührlichem Gehorsam gegen ihre Vorgesetzte zugleich angewiesen werden; unter acht und über zehn Jahren soll keiner angenommen werden.

Sobald die Knaben von der Stärke seyn, daß sie zur erlernung eines handwerks tüchtig und geschickt erfunden werden, soll der Waysen Vater sich eines jeden Natur und Neigung erkundigen und dazu ein jeder lust hat, bey einen solchen Meister bringen, bei welchem er zwar die gewißen Stunden des Tages seine Arbeit abwartet, jedoch nichts weniger den Gesetzen des Waysenhaußes unterworfen bleibt und alsofort nach verrichteter Arbeit wieder einkehrt und soll ihm nicht vergonnt seyn, denen wöchentlichen Fressen und saufereien, so die andern Handwerksgesellen verüben, beyzuwohnen; Das Lehrgeld soll aus dem einkommen des Waysenhauses entrichtet werden. Was er aber bei solcher Arbeit erwirbet, verbleibet ihm die Helffte eigenthümlich, und soll ihm bis er aus dem Waysenhauße ausgeht, in einer verschlossenen Büchse aufgehoben werden, die andere Helffte aber soll gleichergestalten zum gemeinsamen besten des Waysenhauses angewand und berechnet werden. Sollte sich auch unter den Knaben einige hurtige Ingenia (gute Köpfe) hervorthun, wovon

man gewisse und unfehlbare Hoffnung zu schöpfen, daß sie den Studien mit guten Nutzen obliegen könnten, soll der Waysen Vater bei den Schulvorstehern des Joachimsthalschen Gymnasii anhalten, daß sie allda zu gemeinschaftlichen Tisch aufgenommen werden, da Ihnen dan nach Unsres Vielgeliebten Herrn und Gemahls dißfalls ergangene verordnunge allemahl der erste erledigte Platz gegeben werden solle.

Wann die Metchens in dem Waysenhause von Siebenzehn oder Achtzehn Jahren seyn, soll der Waysen Vater und Mutter sich bemühen, daß sie bei guten Leuten zu dienen untergebracht werden. Wann aber eines daraus verheirathet wird, es sey dasselbe noch darin oder sei schon in einem andern Orte gewesen, so sollen Ihr 20 R. Thaler zur Mitgabe gereicht werden.

Die Kleidung betreffend, sollen sie alle Jahr in Dannet Brauntuch, die Elle zu 18 Gr. gekleidet, zu Unsrem gedächtniß aber und daß ein jeder erinnere, wer dieses Waysenhauß gestiftet, soll von Oranien Farbe ein solches Zeichen einen jeden auf den Ermel genähet werden, so lange sie im Waysenhauße seyn (C. L. mit der Kurfürstenkrone darüber).

Wann einer abgeht, welches nach erreichung des Siebenzehnten oder Achtzehnten Jahres geschehen soll, es sei dann daß sie zum studiren tüchtig eher heraus müssen, sollen sie von dem Prediger zuvorderst fleißigk vermahnet werden, sich überall fromb, ehrlich und trewlich zu verhalten, damit sie diesem Waysenhauße keine schande anthun, Mit Bedrawung, daß widrigenfalls Ihr Name zu Ihrer höchsten Beschimpfung aus dem Buche, worin sie verzeichnet, ausgeleschet werden soll, worauff sie alßdann mit einem Gezeugnisse Ihres verhaltens, wo die rechte eigentliche Wahrheit allezeit geschrieben werden soll, und guter rekommendation an die Orte, wohin sie wollen, zu entlassen.

Der Waysen Vater und die Waysen Mutter sollen nachfolgenden Eyd bei ihrer annehmunge schwören, und sollte sich befinden, daß über verhoffen Sie untrew wehren und das Waysen Kinder das verordnete entzogen, Sollen sie alsoforth Ihres Ampts entsetzt und andere angenommen werden. Dem Waysen Vater sollen für seine Mühe Jährlich 30 R. thlr. und der Waysen Mutter 12 R. thlr. gegeben werden. Ueber dem soll ein Knecht und 2 Pferde das Holtz und andere nothdurfft zu rechter

zeit anzuschaffen und dann 2 Mägde gehalten werden, welche Mägde mit hülffe der größeren Waysen Metchen, welche die Waysen Mutter allezeit zu verordnen hat, das Hauß und Logamenter Reinlich halten, die Betten machen, das Leinenzeugk waschen, die kühe melken, den Garten warten und das kochen verrichten sollen, und soll die Waysen Mutter fleissig acht auf solche Mägde haben, damit sie die Waysen nicht verführen und sich allemahl frommer guter Mägde befleissen.

Zum Schluß heißt es: Unsrem Herz Vielgeliebtesten Eltesten Sohn und allen denen Jenigen, so von Sr. Lbd. entspriessen und künftig an diesem Churfürstlichen Stuhl nachfolgen werden, binden Wir ernstlich ein über diese Unsre Stiftung fest und unverbrüchlich zu halten und dadurch den Seegen Gottes über sich und Ihre Nachkommen zu vermehren, Solte aber, welches Wir aber aus kindlichem Vertrauen zu der unendlichen Barmherzigkeit Gottes Uns nicht versehen, besondern vielmehr festiglich hoffen wollen, daß Er unsere Leibeserben nach Seinem gnädigen Väterlichen willen allezeit erhalten werde, diese Linea sich dermahln eins endigen und das Churfürstenthumb auf andere graten, So ersuchen Wir denselben, der zu solcher Zeit Churfürst seyn wird, nicht weniger über diese Unsre Verordnung unveränderlich halten und wider dieselbe nichts vornehmen zu lassen.

Wir rufen den höchsten Gott demüthiglich an, daß Er nach Seiner väterlichen Güte diesen Unsern guten Vorsatz segnen und stetshin sein gedeihen zu Gottesfürchtigen erziehung aller derer, so hierin künfftig aufgenommen werden, verleihen wolle, Ihm sei Lob Preiß und Ehre in Ewigkeit.

Geschehen und gegeben zu Oranienburg am Fünfundzwanzigsten September Anno 1665. Louise Corvorstin."

Schon im vorigen Jahre hatte sie fleißig bauen lassen, im Winter wurde Alles vorbereitet, damit im nächsten Herbste das Haus bezogen werden konnte. Am 25. September wurden still und ohne alles Gepränge die ersten Waisen eingeführt; in ernster heiliger Weihe wurde die Anstalt gesegnet, wie es ihr und ihrer edlen Stifterin geziemte.

Nach Vollendung dieser Stiftung erlaubte sie sich keine Ruhe, bis sie noch in der ganzen Umgegend alle ihre Gründungen untersucht und die wahrgenommenen Mängel ausgebessert hatte. An jedem Orte nahm sie ihrer bevorstehenden großen Reise wegen herzlichen Abschied. Bei ihrer Wegfahrt von Oranienburg drängte man sich mehr denn je um ihren Wagen; Allen, namentlich ihren Waisen reichte sie die mütterliche Hand. Ihr Gemahl fand sie bei ihrer Ankunft in Berlin frischer und gesunder als zuvor, die Freude über gelungenes Werk strahlte aus ihrem Angesichte. Fröhlich ward die Reise im Oktober angetreten.

Wie ganz anders sah die Mark nun aus, als vor fünfzehn Jahren; der freundlichere Anblick war das gemeinsame Werk des fürstlichen Paares. In Cleve fand sie ihre Mutter noch einmal, unter deren Pflege sie am 8. Juli 1666 eines gesunden Knaben genas, der den Namen Ludwig und vom Könige von Frankreich Ludwig XIV. eine silberne Wiege erhielt. Indessen blieb ihr eine bedeutende Schwäche von dieser letzten Niederkunft her; aber so gefährlich ihr Husten klang, nur die Aerzte konnten sie bewegen, ihren Gemahl nicht sofort nach Berlin zurückzubegleiten. Mit bitterem Grame trennte sich der Kurfürst von seiner Gattin, die auf einem Rheinschiffe nach dem Haag zog, während er allein nach Hause sollte.

Schon die Wasserreise, dann die heimathliche Luft ihres Geburtslandes, der herzliche Willkomm und das schöne Stillleben in dem freundlichen Haag besserten ihre Gesundheit. Statt den Zerstreuungen, wie man ihr rieth, sich rückhaltslos hinzugeben, war auch hier der äußere Genuß nur das Letzte im Tagewerke; ihre Zeit wurde auf streng geregelte Art ausgekauft. Jede Früh-

stunde war Gott geweiht, am liebsten im Vereine mit ihrer Mutter. Täglich las sie ein Stück in der heiligen Schrift, in der sie ganz zu Hause war; dann sang sie ein frommes Lied zum Klavier. Auch Personen ihrer Umgebung ließ sie in ungezwungener Weise an diesen Erbauungen Theil nehmen. Jeder Dienstag war ihr Fasttag; wöchentlich schrieb sie an ihren ältesten Sohn; überhaupt führte sie einen bedeutenden Briefwechsel, vermittelst dessen sie auch aus weiter Ferne für ihre Werke und Stiftungen in der Mark Brandenburg wirkte. Einen Theil des Tages arbeitete sie in ihrer Bücherei, wo sie Besuche der bedeutendsten Gelehrten annahm und lehrreiche Gespräche mit ihnen führte. In dieser Tagesordnung ließ sie sich ungern unterbrechen, außer wenn einem Nothleidenden augenblicklich geholfen werden konnte. Dem wohlthätigen Wirken wiedmete sie einen bedeutenden Theil der Tagesstunden. Den Arbeitsunfähigen gab sie Almosen, den sonst Zurückgekommenen suchte sie gründlicher zu helfen. Von diesen ließ sie sich nicht suchen, sie suchte diese selbst auf und setzte sich mit den öffentlichen Armenbehörden ihres jedesmaligen Wohnorts in zweckmäßige Verbindung. Keine Mühe war ihr dabei zu sauer, keine Verdrießlichkeit zu groß und kein Körperleiden durfte sie abhalten. Hierin war sie sich vielleicht zu hart, auch wollte sie sich schlechterdings keinem Arzte überantworten, wo denn ihre Mutter ihr Arzt zu werden wußte, indem sie nach dem Rathe der vorzüglichsten Heilkünstler ihre Tochter berieth und leitete.

Louise fühlte sich oder machte sich vielmehr so stark, daß sie selbst während der Winterkälte die Kirche besuchte. Bei ihrer Geschiedenheit von Mann und Kindern schloß sie sich um so inniger an ihren Heiland an. Die Advents-

und Weihnachtszeit feierte sie wie gewöhnlich mit strahlender Freude. — Als sie am 14. März aus der Kirche kam, sagte sie zu ihrer Oberhofmeisterin: „Wir freuen uns wohl Beide auf die Rückreise nach Hause; aber ich muß fürchten, daß sie nicht nach Wunsch wird vollendet werden.“ Auf die Erwiederung, daß der Kurfürst, wüßte er von ihrem Befinden, gewiß alsbald mit den Prinzen herreisen würde, schloß sie: „Mein Beruf weist mir diese Reise an; ich schreite dazu im Namen Gottes, mag er mich zum Leben oder zum Tode leiten.“

Der Kurfürst hatte in seinen herzlichen Briefen den Wunsch geäußert, daß seine Gemahlin in der milden Jahreszeit so früh als ihre Gesundheit es erlaube, die Rückreise nach Berlin antreten möchte. Deßwegen wollte sie schon in der ersten Hälfte Aprils abreisen, die besorgte Mutter wußte sie wenigstens bis nach der Mitte desselben zurückzuhalten. „O wie süß wird es für mich seyn, das liebe Osterfest an deiner Seite zu verleben!“ rief Louise.

Sie war gewohnt in stiller Zurückgezogenheit die Leidenszeit des Herrn zuzubringen. Ihre Mutter pflegte in derselben für die Armen Hemden und Kleidungsstücke anfertigen zu lassen. Welche Lust war es der Tochter, dazu zu helfen und mit den Erfreuten sich zu freuen. In den österlichen Tagen Alles um sie her mit Freude zu beleben, dazu war ihre Liebe von jeher wahrhaft erfinderisch.

Nun gings an die Vorbereitungen zur Abreise. So angegriffen sie war, wollte sie doch auch in der höfischen Sitte der Verabschiedungen alle Gerechtigkeit erfüllen. Geübt, durch die Kraft des Geistes und Willens über den schwachen Körper zu herrschen, vergaß sie Schmerzen und Schwächen, um ihren Pflichten zu genügen. Ihr

Abschied von ihrer Mutter geschah ihr am schwersten, beide fühlten, es werde der letzte seyn. Die Generalstaaten und das Volk erwiesen der Allverehrten die herzlichste Theilnahme. Der Sohn ihres seligen Bruders gab ihr das Geleit bis Rheenen, zehn Meilen weit.

Ihre Krankheit nahm immer zu, und da sie ihren fieberhaften Zustand nicht länger verbergen konnte, beschwor sie ihren Begleiter, der Mutter nichts davon merken zu lassen, da das Uebel bei ihr vorübergehend sei. In Duisburg mußte man sie nöthigen, das Bett zu hüten. Kaum hatte sie einige Arznei genommen, so entschloß sie sich zur Fortsetzung ihrer Reise; ihr Beichtvater, dem sie es anvertraut hatte, daß sie ihre Krankheit für unheilbar halte, berichtete an den Kurfürsten, wie ihre Sehnsucht nach Gemahl und Kindern in ihr fast das Krankheitsgefühl unterdrückt habe. „Wenn mir Gott die Gnade erweist, sprach sie einmal, mein Ziel zu erreichen, so will ich gern sagen, Herr nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren." Ein anderesmal sagte sie: „Gott hat mich zu dem Scheiden in der Schule der Leiden gestärkt, er hat die Zeichen seiner Ruthe in mein Fleisch gedrückt, aber auch seine Furcht in mein Herz versiegelt." Dann richtete sie ihre Blicke gen Himmel und betete: „Es ist mir lieb, Herr, daß du mich gedemüthiget hast, aus deiner Züchtigung erkenne ich, daß du mich liebest, daß ich dein Kind bin und daß du Acht auf mich hast, daß du meinen Tod nicht begehrest, sondern daß du aus einem tiefen Schlafe mich erweckteſt. Du hast mir gezeigt, daß das Wesen dieser Welt vergehet, daß aber, wer deinen Willen thut, bleibet in Ewigkeit."

Sie hatte ihren Geistlichen Spanheim gebeten, während einer Ruhezeit zu predigen und er sprach über das

Wort „Gott mit uns." Bei Wiederholung der Predigt wandte sie besonders folgende Stellen auf sich an: „Gott mit uns, welch ein Trost in trauriger Einsamkeit, in gefährlichen Wüsteneien, in abmattenden Kindbetten, im Hause des Weinens, bei den tausendfach listigen Ränken!"

Als die Nachricht von ihrer Krankheit nach Berlin kam, befahl der Kurfürst seinen besten Aerzten, ihr entgegenzueilen; er selbst, sobald er das Nöthigste geordnet, flog mit seinen zwei Söhnen mehr als er fuhr und ließ sein Gefolge und selbst die Aerzte hinter sich. Am 25. April traf er die Gattin, nachdem er auf dem ganzen Weg ohne Rast und Schlaf gewesen war. Bald traf auch ihr Beichtvater Stosch, so wie ihre Schwester, die Herzogin von Dessau ein, und dieses Zusammenseyn mit ihren Liebsten war für sie so erquickend, daß sie sich zu erholen schien. Dennoch glaubten die Aerzte nicht, daß sie die weitern dreißig Meilen bis Berlin aushalten könne. Der Kurfürst brachte eine Sänfte für sie in Vorschlag und so wurde sie zurückgetragen. Nachdem sie bei ihrer Mutter hatte verweilen dürfen und jetzt zu „ihrem Herrn" zurückkehren durfte, „mög Gott es mit ihr machen nach seinem heiligen Willen," antwortete sie auf Spanheims Glückwunsch zur Heimkehr.

Sie war von ihrem nahen Ende fest überzeugt, äußerte aber nichts davon. Der Gedanke an die Trennung von ihrem Gatten kam ihr hart an, doch war es ihr ein Trost, daß sie vorangehen und ihm gleichsam eine Stelle bereiten könne. Ihre Kinder, deren sie stets in ihrem Gebete gedachte, ließ sie nur selten in ihr Zimmer und fast nicht an ihr Bett kommen, sie befahl, dieselben auf etliche Tage aus dem Schlosse fortzubringen.

Im ganzen Lande wurden Kirchengebete für die

Landesmutter gehalten. Der Kurfürst, wo er gieng, stand seufzend und händeringend. Als die Aerzte keinen Trost zu geben vermochten, schrieb er (4. Mai 1667) folgende Urkunde:

„Nachdem der Höchste meine hertzvielgeliebte Gemallin gar hartt vndt schwer mit Cranckheitt heimgesuchet, vndt das auch alle Menschliche mittel vmbsonst vndt verlohren seyn, So habe ich eine Gelübtte dem höchsten gethan, das ich daferne Ihre Liebden von diessem lager wieder aufkommen, ich Ihnen zu ehren ein Armenhauß bauen, vndt zu Vnterhaltung desselbigen Jahrlichen 6000 Reichsthaler verordnen will, so zu ewigen Zeiten von meinen Nachkommen dar zu stellen ausgefertigt werden."

Aber ungeachtet jeder ersinnlichen Menschenhülfe sank die Hoffnung auf das theure Leben immer mehr. Der Kurfürst wachte selbst öfter bei ihr und tröstete sie mit Schriftworten. Ehe sie zu schwach wurde, versammelte sie ihre Dienerschaft um sich, dankte ihnen für ihre Liebe und Treue, bat ihnen etwaige Beleidigung ab, empfahl sie der Obhut Gottes und der Treue ihres Gemahls. Herzzerreißend war ihr Abschied von den Kindern, bei dem nur sie in hoher Ruhe blieb. Sie übergab dieselben mit Genehmigung des Kurfürsten dem treuen Schwerin mit der Bitte, sie fern vom Hofe in seinem einsamen Altlandsberg zu erziehen, „um von ihren Studien und Uebungen nicht abgehalten und durch die Verleitungen des Hofes nicht irre gemacht zu werden." Darauf segnete und entließ sie dieselben.

Der Hofprediger Stosch kam täglich um vier Uhr Nachmittags zu ihr. Am siebzehnten Juni empfieng sie ihn mit den Worten: „Es ist mir lieb, eines Dieners Christi Ansprach zu vernehmen. Der Prozeß, den der

Herr mit Elia gehalten, worin er ihm einen Sturm, ein Beben der Erde und ein Feuer hat erfahren lassen, ist auch über mich ergangen; nun hoffe ich, es werde auch ein sanftes Sausen nachfolgen, Er werde mir mit Gnade und Hülfe erscheinen." Herzlich dankte sie Gott für seine Führungen, während sie selbst nie mit sich zufrieden gewesen war. Stosch mußte mit ihr aus dem zweiundzwanzigsten Psalm beten, sie fühlte sich sehr erquickt und bat um seine Wiederkehr am morgenden Tag, was sie vorher nie that, da er immer pünktlich erschien.

Ueber Nacht hatte sie viel Linderung verspürt; Stosch fühlte sich gedrungen, heute eine Stunde früher zu kommen. Als er eintrat, bat sie ihn und die Andern zu beten. Er bat zuerst um leibliche Hülfe, als er fortfuhr, wenn Gott es anders beschlossen habe, und statt des Zeitlichen das Ewige darreichen wolle u. s. w., da hob sie ihre gefalteten Hände höher und betete brünstiger. Als sie nach einiger Stille die Augen wieder aufschlug, fragte Stosch, ob sie fühle, daß Gott ihr gnädiger Vater sei? sie antwortete mit einem deutlichen Ja! Dann schlief sie ein und kurz vor sechs Uhr war unmerklich ihr Athem entschwunden. Regungslos lag sie schon eine Weile da, als Stosch den in sich versunkenen Fürsten ansprach: „Sie ist Ew. Durchlaucht wie eine Garde auf Wegen und Stegen gewesen; aber der Trost bleibt, daß die letzten Seufzer dieser frommen Seele künftig um Christi willen die Kraft eines täglichen Gebetes haben werden." Indessen hatte der Kurfürst die Hand seiner, wie man dachte, entseelten Gattin ergriffen, fühlte aber ganz deutlich einen dreimaligen Druck derselben. Dieß war das letzte Lebenszeichen der im Herrn Entschlafenen. Ihre Leibeshütte ward, wie sie sich immer erbeten, sanft und

stille abgebrochen. Sie war 39 Jahre 29 Wochen alt und zwanzig ein halb Jahr in der Ehe gewesen. Zu ihrem Leichentexte hatte sie sich erwählt Hiob 13, 15: (nach reformirter Uebersetzung): „Ob mich der Herr gleich tödten wird, will ich doch auf ihn hoffen.“ Zugleich hatte sie Stosch beschworen, in dieser Predigt sich aller Schmeicheleien zu enthalten. Die Leiche wurde von den höchsten Dienern des Staates getragen und im Dome beigesetzt. Der Kurfürst und die Kinder folgten dem Sarge, weiterhin die zwölf Knaben und zwölf Mädchen ihres Waisenhauses. Alles ging zu Fuß in einer sackähnlichen, die ganze Gestalt verhüllenden Trauerkleidung. Neben ihrem Sarge stehen jetzt die Särge ihrer Söhne Karl Emil und Ludwig, welche in der Blüthe der Jugend ihr in die Ewigkeit nachgefolgt sind. Die Denkmünzen auf ihren Tod stellen sie dar mit einer nur einfachen Reihe Perlen um den Hals, wie sie im Leben sie trug. Auf einer Denkmünze ist eine Kugel mit daraufstehendem Kreuz, das zwei Engel stützen: wenn das Kreuz auf ihrem schwankenden Leben zu schwer werden wollte, so traten die Engel Gottes hinzu und dieneten ihr. In einem sie darstellenden Gemälde ruft der Kurfürst vor ihr mit schmerzlicher Miene aus: „O Louise, wie oft vermiß ich deinen Rath!“ — Denn allerdings ist er oft mitten in einer Ministersitzung aufgestanden, um sich bei ihr Raths zu erholen; sie war „klug wie die Schlange und ohne Falsch wie die Taube“ — aber zornig auch fast wie der Löwe, wenn sie Ungerechtigkeiten, Schleichwege und Unwahrheit entdeckte — im Uebrigen voll Sanftmuth, Demuth, Geduld und Duldsamkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit, mild gegen Andere, streng gegen sich selbst, täglich aus Buße und Glauben neue Kräfte des Liebens und Hoffens schöpfend. —

V.

Beata Sturm,

genannt die württembergische Tabea.

geb. 1682. † 1730.

In der dreißigjährigen Feuertaufe hat zwar die deutsche evangelische Kirche ihr rechtmäßiges Fortbestehen neben der katholischen errungen, aber ihren Feind hat sie nicht überwunden, und fortwährend trachtet dieser durch Gewalt oder List in den alten Alleinbesitz zu kommen. So ist nun Deutschland trotz Allem, was große Männer und edle Frauen wieder aufrichteten, fortan zerspalten, seine Kraft ist innerlich und äußerlich gebrochen; die alte Einfalt, das alte Gefühl der Gemeinschaft ist bald auch in der evangelischen Kirche verschwunden, jede Landeskirche und jede Persönlichkeit hat sich auf sich gestellt; auch das Licht des Geistes leuchtet nur mehr in einzelnen gebrochenen Strahlen, die Religion zieht sich aus dem gemeinsamen Leben in das Belieben des Einzelnen zurück. Hatte man bis dahin zusammen in kirchlicher Einheit gesungen „Ein' feste Burg ist unser Gott" und „Herr Gott, Dich loben wir," so heißt es jetzt immer mehr nur: „Ich singe Dir mit Herz und Mund" und „Jesu, meine Freude." Während nun bei der allgemeinen Ermattung nach so langem Sturme das kirchliche Leben der Masse in todtem Buchstabenglauben erstarrte, verlor sich das einzelne innerlich lebendigere Gemüth leicht in süßliches Gefühl oder in

geheimnißvolle Ueberschwänglichkeiten. Das bürgerliche und politische Leben durch die unumschränkt sich erhebende Fürstenmacht um freie, selbstthätige Bewegung gebracht, versumpfte und erstarrte. Das Hofleben und die höhere Gesellschaft wurde durch freche Ausländerei und elende Modesucht nach dem Muster des schamlosen Hofes Ludwigs XIV. in Frankreich der Religion, der Sitte, der Sprache und der Liebe des Volkes entfremdet. Die große, die feine, die gottlose Welt mit ihrer Eitelkeit ließ sich von der Pracht des Katholicismus blenden und verführen, dem Kampfe dagegen war die todte Rechtgläubigkeit der evangelischen Kirche nicht gewachsen. Der mit der Weltmacht geschlossene Friede brachte Zustände mit sich, wie einst der Eintritt des Weltstaates in die Kirche unter Constantin. Wäre da nicht durch große Geister wie Ambrosius und Augustinus ein innigeres und tieferes Christenthum gepflanzt und damit einerseits der in die Kirche einströmenden Weltlichkeit, andrerseits der aus dem Leben in die Klöster eilenden Weltflucht entgegengearbeitet worden, so war es um das Christenthum selbst geschehen.

Auch in jener Zeit der Ermattung und des Todes nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges hat der Herr seiner Kirche gedacht und einen Spener erweckt, daß er nach J. Arnd und Andreä in Herzensbekehrung, in lebendigem, thätigem Bibelglauben, in Uebung des allgemeinen Priesterthums eine Erneuerung des geistlichen, kirchlichen und bürgerlichen Lebens erstreben sollte. Spener (1635 bis 1705), der Vater des Pietismus, der Kinderlehren, der erbaulichen Bibelstunden und der Confirmationsfeier sollte mit seinen, gleich kräftig und thätig, sich nach neuem Geist und Leben der evangelischen Kirche sehnenden

Freunden das durch Luther begonnene Reformationswerk fortsetzen und der Anfänger der „innern Mission“ der evangelischen Kirche werden. In der That hauchte er, wohin er drang, indem er die Religion als eine Sache des Herzens und der thätigen Uebung geltend machte, der schon halbtodten Kirche einen neuen Lebensodem ein. — Indessen konnte die Betonung des werkthätigen Christenthums, das Dringen auf Bekehrung und Heiligung auch Gefahren bringen, und hier zu schwärmerischer Sektirerei, dort zu krankhafter Selbstbespiegelung und eitler Gefühlseligkeit oder auch zu trüber Gesetzlichkeit und ängstlicher Gewissenmacherei in dem, was erlaubt und nicht erlaubt ist, führen. Doch war Spener selbst ein zu gesunder, bibelfester, besonnener Protestant, als daß, wo man ihn recht verstand, die Gefahren und Auswüchse nicht überwunden werden sollten.

Zwei Hauptplätze der Spener'schen Wirkung waren in der neugegründeten Universität Halle, wo sein Schüler Franke die eigentliche hohe Schule des Pietismus bildete, und im Lande Württemberg, wo ihm eine tiefgegründete, eifrig protestantische, aber auch leicht zur Schwärmerei entzündbare Frömmigkeit im Volke entgegenkam. Indem letztere durch die von Frankreich her sich an die Höfe verbreitende Ruchlosigkeit zum Kampfe herausgefordert wurde, waren leicht Einseitigkeiten und gefährliche Auswüchse möglich. Indessen war der Volksgeist so kräftig und nüchtern bei aller Wärme des Gemüthes, und Gottes Gnade waltete so reich über dem durch die Feinde seines Wohlstandes und seines Glaubens vielgeprüften Lande durch Erweckung herrlicher Männer und Frauen, welche ihm in Staat und Kirche die richtige Leitung gaben, wie kaum anderswo in der deutschen

Kirche. Die Herzogin Magdalene Sibylle war damals (1673—1712) eine Mutter der Armen, eine Retterin des Volkes, eine Pflegerin der Kirche, eine wahre Monika auf dem Throne, den ihr mißrathener Sohn Eberhard Ludwig nach französischem Vorbilde mit der Buhldirne von Grävenitz theilen wollte. Hedinger, der als Hofprediger für seinen Fürsten zur Noth ein Käpplein voll Blut, aber keine Duldung seiner frevelnden Unsitte hatte, Hedinger als Dichter und Kirchenmann der Mittelpunkt der betenden und singenden Freunde Speners in Würtemberg, war würdig eines Ambrosius, der den blutbefleckten Kaiser Theodosius nicht über die Schwelle der Kirche treten ließ und diese selbst mit heiligen Lobgesängen erfüllte. Joh. Albrecht Bengel (1687—1752) war der Augustinus seiner Zeit und seiner Kirche, durch seine tiefe Gottes- und Bibelgelehrsamkeit ein wahrer Kirchenvater Württembergs, ein Stammvater des als ein Salz der Gemeinden über das Jahrhundert des Unglaubens hinüber Land und Volk durchwirkenden württembergischen Pietismus, dessen erneuernde Wirkung in L. Hofacker bis in unsere Tage und über die ganze evangelische Kirche hin geht.

Eine Gestalt aus dieser ursprünglichen, siegreich sich durch jene Gefahren durchkämpfenden Spenerisch-württembergischen Geistesrichtung begrüßen wir in der Beata Sturm, deren Leben der edle Glaubenszeuge G. Konrad Rieger als einen lebendigen Beweis hat darstellen wollen, daß auch aus dem Schooße der evangelischen Kirche auf Grund des lautern Bibelglaubens geistliche Helden und Heldinnen hervorgehen können, wie die katholische Kirche sich deren berühmt, um sie auf Grund selbsterwählter Geistlichkeit in den auserwählten Chor ihrer „Heiligen"

zu stellen. Ohne Zweifel würde Beata Sturm, in der römischen Lehre erzogen, sich als Ordensschwester, wo nicht Ordensstifterin ausgezeichnet haben und auch unter den Trübungen dieses Standes und Bekenntnisses ein leuchtendes Vorbild dessen geworden seyn, was die Gnade in einer ihr übergebenen Natur vermag. Wir freuen uns nun um so mehr, in dieser Jungfrau ein von äußerer Werkheiligkeit unverschleiertes Bild eines tiefen innern Lebens schauen zu dürfen, das selbst bis an die schmale Linie, welche sie von wirklichen Verirrungen des geistlichen Wesens und Wirkens trennt und über welche sie vielleicht mit einem Fuße hin und wieder zu treten im Begriffe ist, im innersten Sinne des Wortes innere Mission zu treiben im Stande ist. Nur in dem Maaße ja, in dem es uns gelingt, durch den Geist der Heiligung am innern Menschen zuzunehmen, werden von unserem Leibe auch nach außen jene Ströme fließen können, die in's ewige Leben quellen — das bestätigt uns der Lebenslauf dieser Seligen. An demselben werden zwar nicht Alle volle Freude finden; aber es gibt angefochtene und heilsbegierige, versuchte und trostbedürftige Seelen, die für ihre freudevollen und leidvollen Erfahrungen darin viel Bestätigung, für ihren Glaubensgang und ihr Heiligungsgeschäft viel lichtvolle Winke finden und das Leben der tiefgegründeten und vielbewährten Jungfrau dankbar für den gewährten Einblick in die Werkstätte des heiligen Geistes segnen werden.

Durch das Gericht des Spottes und der schmählichsten Verhöhnung ist sie bereits in vollem Maße gegangen, namentlich in einer zu Halle 1789 erschienenen freigeistigen Spottschrift auf die württembergische Tabea. Der evangelischen Prüfung, die das Geistliche geistlich richtet, kann sie sich nie und nirgends entziehen wollen. Beata

selbst hat in Demuth ihre Mitwirkung zu Aufzeichnung ihres Lebens verweigert, ja mehreres Schriftliche von ihr vor ihrem Tode dem Feuer übergeben. Was sie damals sagte: es werde viel gesammelt und geschrieben von dem Leben christlicher Seelen, sie sorge aber, daß solches Manchen, die es lesen, zum Aufenthalt und Hinderniß, zu selbstgemachten Einbildungen und falschen Nachahmungen ohne eigene Erfahrung und Uebung gereichen dürfte — das sei auch hier an die Spitze gestellt als ernste Mahnung für die Leser und zugleich als Zeugniß der Weisheit und Demuth, welche diese christliche Jungfrau schmückte.

Beata Sturm wurde am 17. Dec. 1682 geboren. Ihr Vater war der um Württemberg hochverdiente fromme Doktor Joh. Heinr. Sturm, Oberjustizrath und Landschaftskonsulent; ihre Mutter war Brigitte Beate, eine Tochter des Generalsuperintendenten und Abts zu Bebenhausen Joh. Conr. Zeller. In ihrer Jugend wurde sie im Lernen bald durch Schwäche der Augen gehindert; ein Staar brachte sie bis in ihr eilftes Jahr fast um alle Sehkraft; kaum zuvor war ihr Vater von den Franzosen als Geißel fortgeführt worden und bald darauf starb ihre Mutter. Nach fünfmaliger ärztlicher Behandlung wurde sie vom Staare so weit befreit, daß sie unter Leitung ihres glücklich zurückgekehrten Vaters das Lesen vollkommen, das Schreiben zur Nothdurft sich aneignen konnte. Der Gebrauch von Gesundbrunnen besserte immer wieder ihre von Zeit zu Zeit auf's Neue abnehmenden Augen. Von 1709 an, nach dem Tode ihres Vaters, führte sie mit ihrem jüngern Bruder bis 1711 die Haushaltung fort, dann ging sie zu dem Prälaten Esenwein in Blaubeuren, ihres Vaters Herzensfreund, in die Kost bis 1713, worauf sie bei ihrem ältern Bruder, der Advokat

und Sekretär der Landschaft war, in Stuttgart bis zu ihrem Tode blieb. In diesen wenigen Zügen ist ihr ganzer äußerer Lebensgang beschlossen. Je einfacher ihr äußeres war, desto reicher wurde ihr inneres Leben.

In ihrem eigenhändigen ganz kurzen Lebensabrisse sagt sie, wie ihr Taufname Beata (die Selige) ihr stets eine rechte Aufmunterung zum heiligen Wandel gewesen sei. Sie habe, obwohl von trefflichen Eltern geboren und erzogen, doch von Natur gar ein trotzig und verzagt Herz gehabt, aber erst nach Entziehung der Gnade Gottes habe sie dasselbe erkennen gelernt. — Ihr Vater war ein durchaus bibelfester Mann, der sich ein hebräisches altes und griechisches neues Testament nach der Versezahl zu einer täglichen Bibellesung von 73 Versen abgetheilt hatte. Diese Ordnung nahm auch sie an, so daß sie die Bibel jährlich ganz und in ihrem Leben etlich und dreißig Mal auslas, trotz ihrem blöden Gesichte. Dadurch wurde sie denn auch so mit derselben bekannt, daß sie nur den Anfang zu sehen brauchte und dann auswendig fortfahren konnte. Außer der Bibel las sie kaum ein Buch, aber welcher Schatz des mannigfaltigsten Wissens und der tiefsten und breitesten Erkenntniß ruht in diesem „Lagerbuche der Welt", welche umfassende Bildung gewährt die anhaltende Beschäftigung damit und wie herrlich ist eine solche gründliche Bibelkenntniß, von der selbst ein Göthe, der Meister der heutigen „Bildung" das schöne Wort zum Lobe der vorzüglichen Würde der Bibelfestigkeit zu sagen wußte: „Wer mit den heiligen Schriften sich dergestalt bekannt gemacht hat, daß er als lebendiges Register von allen Sprüchen wo und in welchem Zusammenhang sie sich finden, Rechenschaft zu geben sich geübt hat, die Hauptstellen aber auswendig weiß und solche zu irgend

einer Anwendung immerfort bereit hält, dem muß eine große Bildung daraus erwachsen, weil das Gedächtniß immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt dem Gefühl, dem Urtheil reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrt."

Ihre Eltern ließen ihre Kinder keine Sprüche noch Psalmen auswendig lernen, sie brachten ihnen dieselben durch den Gebrauch bei, überhaupt ermahnten sie nicht durch Worte, sondern durch's Beispiel. Nicht einmal gebetet hat ihr gottseliger Vater mit und vor seinen Kindern, sondern nur in seinem Kämmerlein, was Beata mit Recht nicht billigt, dagegen habe ihre Mutter fleißig auf den Knieen gebetet, was einen unauslöschlichen Eindruck auf Kinder und Gesinde gemacht habe und von einer Magd noch nach vielen Jahren dankbar erkannt worden sei. Zur Kennzeichnung ihres Vaters gehört, wie er sich hat freiwillig von den Franzosen als Geißel abführen, dann nach vierjähriger harter Gefangenschaft heimgekehrt ein Bad zurichten lassen mit den Worten: nun wolle er alle böse Reden und erlittene Schmähungen abwaschen. Als er später eine Zeitlang um seinen Dienst gekommen, habe er kein Wörtlein Klage geführt und fröhlich vor und nach Lesung der Bibel sein Lied „Jesu deine tiefe Wunden" fortgesungen. Eine fröhliche Erinnerung für die Tochter war es immer, wie ihr Vater auf Grund täglicher Buße und Erneuerung im Geiste so eine große Gewißheit der Seligkeit gehabt.

So blieb denn auch sie wie wenige Seelen in ihrer Taufgnade fest durch die Kraft des Geistes Jesu Christi, den sie täglich anrief und dem sie sich wiederholt schriftlich angelobte. „Vergeß ich Dein, o Jesu, so werde meiner Rechten vergessen. Meine Zunge müsse an meinem

Gaumen kleben, wo ich nicht Dein gedenke, wo ich nicht lasse Jesum meine einzige Lust und Freude seyn. Amen. Beata Sturmin" — so schließt ein Gelübde von ihr. Dennoch sah sie in ihrem spätern Alter ihre Jugend an als fast ganz fruchtlos zugebracht. Sie hatte auch zu kämpfen mit den Unarten des jugendlichen Herzens, sonderlich mit einer natürlichen Neigung zum Spötteln, auch mit mancher Lust zu Pracht und Eitelkeit der Welt in Kleidern und andern Ehrendingen äußeren Standes. Als sie es merkte, suchte sie dieser Neigung zu entsagen, aber auch da fand sie, daß sie es nicht sowohl aus Liebe zu Gott, als vielmehr aus Eigenliebe, um das sie verklagende Gewissen zu stillen thue, erst später vermochte sie die noch anklebende Lust vollends hinwegzuschaffen und sich selbst zu verleugnen.

Als sie schon im zehnten Jahre das Gesicht verloren und nach Tilgung des Staars noch einen Sauerbrunnen brauchen sollte, mußte sie sich alle Gewalt dazu anthun, denn sie dachte, sie könnte mit so weit wiederhergestelltem Gesichte schon zufrieden seyn. Da sei ihr das Wort 1 Kor. 7, 21. eingefallen: „Kannst du frei werden, so gebrauche das so viel lieber," und sie habe gefunden, es sei Gott nicht zuwider, ein noch besseres Gesicht zu suchen, wenn sie es nur nicht nach ihrem, sondern nach Gottes Willen geschehen lassen wolle. So habe sie denn drei Wochen den Brunnen gebraucht, unbekümmert um den scheinbar fehlenden Erfolg, dann aber nach endlich eingetretener Besserung herzlich gedankt, daß sie wieder ein Blümlein sehen konnte, ja auch dafür, daß sie blind gewesen und nun um so mehr die Herrlichkeit der Schöpfung bewundern könne, an welcher sie sonst vielleicht

wie Tausende mit sehenden Augen blind vorübergegangen wäre.

Von ihrer Kindheit auf hatte sie eine gar widrige Person um sich gehabt, von der sie viel und unbillig hart angelassen, ja angeschwärzt wurde. Doch hat sie nie bei ihrem Vater darüber geklagt, sondern weil jene Person demselben diente, was sie bei ihrer Blindheit nicht konnte, hat sie aus Liebe zu ihrem Vater dieses Leiden still getragen. Nach ihres Vaters Tod kam die Person in ein fremdes Haus und sie waren geschieden. Beata aber hatte keine Ruhe in ihrem Gewissen, daß sie jenes Alles nicht mit mehr Liebe und Sanftmuth auf sich genommen habe und bat die Person um Verzeihung deßwegen. Diese, welche das Wort des Apostels nicht kannte: „Seufzet nicht wider einander und seid Niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet," lachte über die heilige Einfalt solcher Abbitte, da ja sie selbst sich als die Beleidigende wußte. Aber ihr Herz wurde dennoch dadurch untergraben und zur Liebe gelenkt, daß sie fortan der Jungfrau mit aller Freundlichkeit begegnete. Als nun nach Jahren die Person in eine eckelvolle Krankheit verfiel, daß Niemand um sie bleiben mochte, so besuchte Beata sie fleißig, arbeitete treulich an ihrer Seele und gewann dermaßen die Kranke, daß sie freiwillig ihre Wohlthäterin um Verzeihung der frühern Beleidigungen bat, und nun war Beata die Selige, daß sie durch jene sich selbst verleugnende Abbitte einen solchen Zugang zu diesem verschlossenen Herzen erlangte. Sie fuhr nun um so eifriger fort in brünstiger Fürbitte für die Arme, die ihr zwanzig Jahre lang so viel Leid gethan, daß der Herr Barmherzigkeit an ihr erzeigen wolle und nach seinem Worte ihr vergebe, wie sie ihr längst vergeben habe.

Von Kindheit auf an's Wort gewöhnt lernte sie übrigens erst in den Predigten des Diakonus Unkauf das Wort verstehen, das man, wie ein erleuchteter Christ sich ausdrückte, „hundertmal lesen und erklärt haben kann, bis erst spät, und wenn man in's Gedräng kommt, das ganze Licht aufgeht, das in einem Spruche ist und die schwierigsten Fragen so hell und klar macht, daß man sich nur wundern und fragen muß: warum hast du das nicht früher gemerkt?" Ohne zu wissen, was in diesen Predigten sie besonders ergreife, spürte sie dabei etwas ganz anderes als bisher, sie sei, sagte sie, gleichsam umzingelt und gefangen worden und sei gewesen, als ob sie mit Allem ganz allein gemeint wäre. Aus dieser Erfahrung heraus tröstete sie auch oft Eltern und Prediger: sie sollten nur getrost zum Herrn ermahnen, scheine es lange vergeblich zu seyn, so wachen doch endlich die gehörten Wahrheiten auf, zumal unter Leiden. So sei ihr namentlich das Wort eines Predigers über die Pflicht der Waisen, sich als zu solchen Leuten berufen zu achten wie ein Blitz eingeschossen, als ihr Vater gestorben, nachdem sie lange die Predigt als eine für sie vergebliche gehalten und vergessen hatte, weil ihr Vater noch lebte.

Der Tod ihres Vaters lehrte sie die Wahrheit des Wortes erfahren, daß das Waizenkorn ersterben müsse, damit es viel Frucht schaffe. Wie nach Abrahams Tod Gott seinen Sohn Isaak segnete, so fühlte sie nach ihres Vaters Tod neu angehenden Gottes-Segen. Sie zog in's stille evangelische Kloster Blaubeuren zu ihrem väterlichen Freunde Esenwein unter lauter Beten, und um so eifrigerem, je mehr der rohe Kutscher, der sie führte, auf seine Mähren hineinfluchte. In Blaubeuren warteten ihrer die stärksten innerlichen Kämpfe. Schon früher

fand sie sich in ihrer Schwermuth von entsetzlichen Gedanken an Selbstmord gequält, so daß sie bisweilen nicht wagen durfte, nahe an ein Fenster zu gehen. Damals und in ihrer zweijährigen Einsamkeit daheim nach ihres Vaters Tode waren solche Versuchungen noch mäßig, denn wie ihr Lebensbeschreiber mit Geistesblicken in die Tiefen der Schrift und des Satans, von denen der Apostel Paulus spricht, bemerkt, solche Versuchungen in der Wüste und Einsamkeit sind nur für einen Jesus, der Gottes Sohn ist; erst nachdem Beata unter Aufsicht und Führung des gottseligen Mannes in Blaubeuren gekommen war, wurden die stärkeren Anfechtungen zugelassen.

Vor Allem war der geübten Beterin oft das Beten so schwer, daß sie Gott keinen Vater mehr nennen konnte, bis sie aus Psalm 68, 6. „Gott ist ein Vater der Waisen" wieder Licht und durch eine einfache fromme Magd, die selber Waise war und dafür dankte, daß sie sich gewiß aller der Waisen geschehenen Verheißungen getrösten dürfe, Trost bekam. Ein anderesmal erachtete sie sich unfähig zur Beichte im vollen Gefühle ihrer Unwürdigkeit, bis ihr das Wort in den Spr. Salomo's 9, 4. 5. „kommet ihr Alberne und esset von meinem Bissen," und in dem Worte Joh. 6, 37. „wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen" wieder Freudigkeit gab. In unsägliche Angst kam sie dadurch, daß einst, während sie den Klosterschülern heimlich zugehört hatte Chor halten, der versucherische Gedanke in ihr aufstieg, sie solle sich jetzt erstechen, da es Niemand sehe, sie lasse ja doch nicht nach zu sündigen und es sei besser ihrem Leben ein Ende zu machen, als so fort Sünden zu häufen. In dieser fürchterlichen Finsterniß blitzte ihr das Wort in's Gemüth, „du sollst nicht tödten," da lief sie mit Zittern in ihr

Kämmerlein, flehte zum Herrn, er wolle ihr thun, was er nach Jer. 18, 4. könne und stand wieder guten Muthes auf. Doch erfuhr sie, daß „wenn man einen Kampf aussicht, das macht's noch nicht." Ihre ärgste Anfechtung war später, daß sie selbst an Gottes Wort zweifelte und den ganzen Grund ihres Glaubens umgerissen sah. Da lebte das Wort aus Psalm 119, 38., das lange in ihr geschlafen, frisch auf: „Laß Deinen Knecht Dein Gebot festiglich für Dein Wort halten, daß ich Dich fürchte" und der Feind wurde abgeschlagen, ihr Herz mit Freude erfüllt. —

Je fester ein Christ im Worte wird und in der Gnade, desto weiter wird sein Herz, desto enger sein Gewissen. Einst wollte Beata ihrer Gevatterin ein Huhn in das Wochenbett verehren und weil sie meinte sparen zu müssen, dem armen Verkäufer an der kleinen Forderung abbrechen. Kaum war derselbe nicht ohne sich darüber zu beschweren fort, so fiel es ihr heiß auf's Gewissen, daß sie den armen Mann so hart gehalten. Sie ließ ihn aufsuchen, konnte ihn aber nicht mehr finden, und je mehr sie sich nun bekümmerte, desto mehr bewog sie es, den Armen ein Mehreres zu geben. Das ist ein Punkt, den auch eine der bewährtesten Armenfreundinnen unserer Tage, Amalie Sieveking ihren Schwestern mit gutem Grunde vorhielt, da von Bemittelten so oft unrechterweise Sparsamkeit geübt wird an armen Verkäufern und Arbeitern, denen der abgebrochene Kreuzer gerade so wehe thut, als so mancher flugs für Putz und Vergnügen ausgegebene Thaler schwer in die Waage des ewigen Richters fällt. Spare am rechten Orte, und du kannst ein Uebriges geben den Dürftigen!

In den Nöthen ihres Gewissens war Beata trefflich

berathen von dem würdigen Prälaten, dessen erbauliches Leben sie täglich mit ansehen durfte. Der that täglich Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung auf den Knieen für alle Menschen und für die Obrigkeit, versäumte keinen Sonntags-Gottesdienst und heiligte die übrige Zeit des Sonntags mit Beten, Singen, Lesen und erbaulichem Gespräche; um dem Feiertage sein Recht nicht zu verkürzen, machte er zur Regel, daß nur selten am Sonntag gekocht und am Samstag so viel vorgesehen wurde, damit für den Sonntag gesorgt war. Endlich las er nach dem Morgen- und Abendsegen aus der Schrift vor und erläuterte das Gelesene kurz, durch welches wiederholte Lesen die Schrift auch seinen Hausgenossen, namentlich seiner Frau so bekannt wurde, daß wenn etwa eine Magd im Lesen bei einem unbekannten Worte oder Namen angestanden, sie derselben an der Kunkel sitzend alsbald auswendig forthelfen konnte.

Nachdem dieser Mann Stiftsprediger und Consistorialrath in Stuttgart geworden war, kehrte sie mit ihm in ihre Vaterstadt zurück und leuchtete dort, obschon „als eine geistliche Biene ihr vornehmstes Geschäft im Verborgenen treibend," als ein heller Stern durch ihren ungefärbten Glauben, ihre lebendige Hoffnung, ihre brünstige Liebe gegen Gott und alle Menschen, ihr Anhalten am Gebet und am Worte Gottes, durch ihre seltene Klugheit und Erfahrung, ihren lieblichen Umgang, ihr christliches Leiden und seliges Sterben.

Neben der Schrift, in der sie allein Jesum suchte und sah, (Matth. 17, 8.) dienten zur Förderung ihres Glau-

bens wesentlich Luthers Schriften, an denen sie sich nicht satt lesen konnte und die sie allen andern Büchern vorzog, weil ihr Niemand außer ihrem Luther Christum so köstlich zu predigen und groß zu machen verstand. Selber auf diesen Eckstein erbaut, wußte sie müde Seelen auch auf ihn hinzuweisen: sie konnte ein Wort von Sünde und Gnade mitreden, weil sie, wie sie sich gerne ausdrückte, selber auch hinter dem Ofen gesessen. Hunderten wies die Vielerfahrene den rechten Weg zum Frieden. Aus ihrer Erfahrung heraus gab sie solchen, die um Heiligung bekümmert waren, aber vor lauter Vorsatz nicht zur Erfüllung kamen, unter anderem folgenden Fingerzeig: Sie habe sich ehedessen viel Unruhe gemacht mit so viel angeloben, wenn sie in einer Predigt recht warm geworden sei, da habe sie sich, weiß nicht was, zu ihrem Christenthum vorgenommen. Ehe sie sich's aber versehen, so sei wieder ein Fehler vorgekommen und habe sie beunruhigt, daß sie immer von Neuem anfangen mußte. Nun habe sie sich nicht mehr mit so viel geloben gebunden, sei ihr ein Fehler offenbar geworden, so habe sie den kurzen Weg genommen, sei zu Christo gelaufen und habe ihm den ganzen Handel heraus gesagt, wobei sie in der That weiter gekommen sei und sich besser befunden habe. Auf solche Weise habe sie auch erfahren: W e r f r o m m l e b e n w o l l e, m ü s s e v o r h e r s e l i g s e y n, d. h. durch Glauben die von Christo erworbene Seligkeit angenommen haben. Weil sie denn das Annehmen, nicht das Angeloben bewährt fand, war sie froh, daß Gott ihr einen ganz kindlichen Geist gegeben habe; „so ihr nicht werdet wie die Kinder,“ . . . das heiße wie die k l e i n e n Kinder, die größeren Kinder nämlich sind immer scheuer und ängstiger etwas zu begehren und anzunehmen, weil sie

schon mehr Ueberlegung machen. Von ihrem „lieben Luther" namentlich hatte sie gelernt, nur auf Gottes Wort hin anzunehmen, ohne auf eigene Geschicklichkeit, Würdigkeit oder Unwürdigkeit zu sehen oder auch an Empfindungen der göttlichen Gnade sich zu binden."

Beata ist eben darin ein hohes Vorbild, daß sie nicht blos durch ihr Beispiel zeigt, sondern aus ihrer Erfahrung heraus mit so klarem einfältigem Worte Winke zu geben versteht, wie ein Herz sich vorher selbst gründen und vollbereiten müsse, ehe es aus der Fülle ihres Glaubens Andern darreichen kann brüderliche Liebe und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe. Bei ihr selbst ist der Quell göttlicher Liebe, die in sie ausgegossen war, immer völliger geworden in dem Maße als ihr Glaube kindlicher und stärker wurde. Je mehr sie dann selbst von ihrem freundlichen Herrn sich erfreut fühlte, desto mehr that sie Fleiß, daß Niemand betrübt von ihr gehe; sie hatte es erfahren, wie weh es dem Herzen thut, dem um Trost bange ist, ohne Tröstung wieder heimgehen zu müssen.

Das volle Genüge, das sie in ihrem Innern hatte, seit der Geist der Freuden sie erquickte, die innere Seelenwaide war fast im eigentlichen Sinne ihr tägliches Brod. Sie war wohl zu hart gegen sich in Entbehrung von Genüssen und leiblicher Nahrung, aber was konnten ihre Freunde ihr entgegenhalten, wenn sie antwortete, sie erfahre, was Psalm 94, 3 sage: Mein Leib und Seel freuen sich in dem lebendigen Gott; bei ihrem kränklichen Leibe sei es ihr durch und durch wohl, wenn sie bete, in der Bibel lese oder eine Predigt höre; selbst die Winterkälte der Kirche fürchte sie nicht, das von der Freude und Lust im heiligen Geist entzündete Herz ergieße seine belebende Wärme in alle Adern. Ganz gewiß, der Mensch

lebt nicht vom Brode allein, sondern von Jeglichem, das aus dem Munde Gottes geht; die Seele erhält den Leib; das Wort „Erquickung,“ „Nährung,“ „Sättigung“ im Geistlichen ist nicht ein bloßes Wort, und das fast nahrungslose Leben eines Niklaus von der Flüe war kein unnatürliches Wunder.

Kraft dieser Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit war Beata auch fähig, eine unerschöpfliche Quelle des Wohlthuns für Andere mit geringen Mitteln zu werden, daß ihr Lebensbeschreiber mit Umsetzung der Buchstaben ihres Namens Beata sie nach jener edeln Jüngerin in der Apostelgeschichte die württembergische Tabea nennen konnte. Sie war dieses Namens würdig nicht blos durch das, was sie that, sondern namentlich wie sie es that. Trotz ihrer blöden Augen leuchtete aus ihr ein Licht freundlich und lieblich, wie wir unter unsern Zeitgenossen es zumal am seligen, auch fast blinden Neander als eine wahre Verklärung bewundern durften. Sie hatte in ihrem Aeußern nichts Unangenehmes, geschweige Widriges, Ungeberdiges, Mürrisches und Sauertöpfisches, sie hatte die Geistesfrucht der Freundlichkeit und Fröhlichkeit in hohem Grade. Wer sie ansah, der mußte mit Johann Arnd „um einen gleichen Strahl der Gottesliebe“ bitten. Von ihrer zarten Liebe gegen ihre Geschwister und Angehörigen, von ihrer treuen Dienstfertigkeit und Unermüdlichkeit in gesunden und kranken Tagen leiblich und geistlich soll nicht weitläufig gesprochen werden. Neben ihren Verwandten genossen ihre Liebe besonders die, welche der Liebe am bedürftigsten waren, die Verborgenen, die sich sauer Nährenden, die Verschuldeten, die Angefochtenen, die Wittwen und Waisen, die Armen überhaupt, ferner die Kranken, die in Spitälern, Lazarethen und

andern Löchern und Kammern Liegenden, zu welchen sonst nicht leicht Jemand einzukehren pflegt. Mit diesen machte sie sich bekannt, für sie sorgte sie nach eigenem Vermögen und durch Fürsprache bei Andern; sie besuchte, tröstete sie, brachte ihnen Essen und Trinken und was ihre Hand fand; ihnen suchte sie mit leiblicher Erquickung die geistlichen Güter nahe zu bringen, so daß sie eine allgemeine Zuflucht der Betrübten und Verlassenen wurde und wie jene apostolische „Rehe" bei ihrem Tode aufs schmerzlichste beweint wurde.

Ihr väterliches Erbtheil an Kleidern, Schmuck u. s. w. hatte sie sogleich zu Geld gemacht, und an die Armen gewandt. Nur für die äußerste Nothdurft behielt sie übrig. Sie selbst kleidete sich unter ihrem Stande, um desto besser Nackte kleiden zu können. Als sie einst einem armen Weibe Essen gebracht hatte und dasselbe von ungefähr äußerte, wenn sie jetzt nur Jemand wüßte, der ihr ein altes Kleidlein zukommen ließe, in dem sie etwa auch nach einem Stückchen Brod sich umthun könnte, so that Beata sofort ihren Rock ab und ging in ihrem langen Schlafrocke heim, um buchstäblich das Wort zu erfüllen, Luc. 3, 11: „Wer zween Röcke hat, gebe dem, der keinen hat." Es war ihr sonst ein Gläschen Wein bei Tische verordnet, sie meinte hernach: daß sie an einem halben genug habe und den anderen Theil zur Labung von Kranken anwenden könne.

Als ihr einmal so viele Bedürftige bekannt wurden, daß sie mit ihrem Einkommen nicht ausreichte, aber doch gerne geholfen hätte, so ruhte sie nicht, bis ihr erlaubt ward, einige hundert Gulden ihres eben nicht überflüssigen Vermögens aufzukündigen, und als sie nun mit vollen Händen austheilen konnte, war sie glückselig. Wollten

Arme Geld von ihr leihen, so schenkte sie ihnen lieber etwas, denn sie wußte, daß Schuldner in der Regel ihr Herz gegen Gläubiger verschließen. Freilich konnte sie dann einigemal den vom Arzte ihr angerathenen Sauerbrunnen nicht brauchen, da sie sich zu sehr vergeben hatte; — es kann und soll das keine Regel für Andere seyn, aber wer will ihr gram werden ob solcher allzugroßen Selbstverleugnung, wenn sie nachher zu merken glaubte, ihre Augen wären dennoch den Winter über so gestärkt worden, als wenn sie am Brunnen gewesen wäre! Wie klug wußte sie dann, wo ihre Kräfte nicht ausreichten, Andere in die Mitarbeit der thätigen Liebe zu ziehen und ihre Leute am rechten Orte zu fassen. In einem Freundeskreise erwähnte sie einmal der großen Noth mancher ihr bekannten Armen und der Versuchung, in welche dieselben durch das Elend kämen, — weil sie keine Mittel habe, ihnen zu helfen, möchte sie lieber sterben, um aus ihrer Verlassenschaft ihnen eine erkleckliche Hülfe zukommen lassen zu können, denn wenn sie durch ihr Sterben den Unglücklichen nützen könnte, wie gerne wollte sie ihr Leben hingeben. Das that bei einem reichen Anwesenden glücklichste Wirkung. In einer wirklich gefährlichen Krankheit dagegen wünschte und bat sie, noch länger leben zu dürfen, bis sie die fünfzig Gulden heimgezahlt hätte, welche sie unbekannterweise bei Jemand für die Armen aufgenommen hatte. Weil sie, der's eine Lust war, das Wort des Herrn zu erfahren: geben ist seliger denn nehmen, zu ihrem größten Leide so mancher Nothdurft nicht abhelfen konnte, bat sie wie Moses (4 Buch Mos. 11, 12) „ich kann's nicht Alles tragen, schaffe mir vermögliche und willige Herzen, die mir tragen helfen.“ Und während sie für Andere sorgte, war sie fast allzubedenklich,

selber Jemand für sich beschwerlich zu fallen. Freute sie sich, wenn sie mit ihren dunkeln Augen Jemand eine Thüre oder Haus zeigen, einer Magd eine Last aufheben, für sie die Kinder hüten, ja auch das Holz gelegentlich in die Küche tragen konnte, so hielt sie sich um so weniger dafür da, sich dienen zu lassen. Aengstlich bemühte sie sich, ihren beschäftigten Freunden nicht mit Besuchen überlästig zu werden. Litt sie Mangel, so nahm sie durchaus kein Geschenk an. Wurde ihr besseres Essen geschickt, so brachte sie es den Armen und Kranken. Um nicht besser zu leben als so viele Tausende ihrer armen Mitmenschen, entzog sie sich dem bessern Tisch ihres Bruders und kochte sich ganz einfach. Einmal kam sie selber so in die Noth, daß sie zwei Tage keinen Bissen zu essen hatte und erfuhr, „daß es etwas Entsetzliches um das Hungerleiden sei.“ Wir werden auch dieses Uebermaß der Entsagung nicht als Muster aufstellen, aber das anmerken dürfen, daß die Wohlhabenden ganz anders mit den Armen umgehen würden, wenn auch sie einmal im sauern Schweiße ihr Brod verdienen und mit Thränen essen oder erfahren müßten, was Hunger ist!

K. Rieger, ihr Lebensbeschreiber, sagt übrigens ausdrücklich von unserer Beata, daß ihre Liebe und Mildigkeit anfangs größer gewesen sei als ihre Klugheit und Vorsicht. Sie maß nach ihrem zarten Gewissen alle anderen Menschen und mußte erst lernen, wie viel Bosheit unter der Armuth stecke. Glücklicherweise waren die Ihrigen vorsichtiger, sie hätte sich um Alles bringen lassen von den sie oft mißbrauchenden Armen, unter denen ihr nur eine einzige Frau vorgekommen ist, welche wirklich nur so lange Almosen annahm, als sie nicht arbeiten konnte. Durch die Erfahrung lernte sie die hohe Pflicht

der Weisheit in der Liebe, und nach dem Vorbilde der klugen Jungfrauen zu handeln: „nicht also, auf daß nicht uns und euch gebreche", da man durch unzeitige und unbedachtsame Liebe den andern sogar schädlich seyn, also sich an ihnen versündigen könne. Da that sie herzlich Abbitte für die frühere unweise Verwaltung ja Verschwendung der Güter Gottes, über die sie zur Haushalterin gesetzt war und die ihr nun zum Gutesthun fehlten; sie betete fleißig um Weisheit in Austheilung und Gebrauch des Möglichen und Nöthigen: „Du hast mir's gegeben, Du wirst auch Rechenschaft von mir fordern. Darum führe mich auch hierin nach Deinem Wohlgefallen auf ebener Bahn, daß ich nicht zu viel und nicht zu wenig thue. Verleihe aber auch, daß dieser mein guter Wille ein gutes Herz bei den Armen finde und sie zum Vertrauen auf Dich, zum Gebet und zur Frömmigkeit hinweise." (Röm. 15, 30. 31.) Bei viel traurigen Erfahrungen hatte sie auch manche liebliche Erfahrung zu machen. Als ihr z. B. einst Geld unter die Hände kam, überreichte sie einem guten Freunde fünfundzwanzig Gulden davon, solche an einen frommen Prediger auf dem Lande ohne ihren Namen zu übermachen. Dem Prediger war gerade ein Kind gestorben, von dem sie nichts wußte; er hatte nicht, wovon es anständig beerdigt werden konnte, ging mit seiner Frau in's Kämmerlein, trug Gott seine Noth vor und bat um Hülfe. Da klopfte noch während ihres Betens der Bote an das Haus und überbrachte das Geld, wodurch sie unaussprechlich erfreut und im Vertrauen auf die gnädige Vorsehung Gottes herrlich gestärkt worden sind. Beata aber, als sie nachher den Zusammenhang erfuhr, war voll fröhlichen Lobes ihres Gottes, der

also die Gabe zu rechter Zeit an den rechten Ort hat kommen lassen.

Schon aus diesem ergibt sich, daß Beata eine so selige Geberin seyn konnte, weil sie eine fröhliche Beterin war. In der That bestand, wie sich K. Rieger ausdrückt, ihr ganzes Leben in dem geistlichen Athemholen des Gebetes und in nützlichen Verrichtungen. Sie hat entweder gebetet, oder ein gutes Werk gethan. Ja sie hat nichts gethan, als gebetet, denn in Allem war ihr Herz auf Gott gerichtet und in seinem Umgange. Bisweilen brachte sie halbe Nächte, ja eine ganze Nacht in anhaltendem Gebete zu. Eine Zeitlang war sie sich darin zu hart mit Frühaufstehen, sie ließ sich aber christliche Einsprache gefallen, um ihrem Leibe nicht zu schaden. Wollte sie in der Bibel lesen, in eine öffentliche Betstunde oder gemeinsame Erbauungsstunde gehen, wurde sie um Rath gefragt, so betete sie vorher und nachher. Hörte sie in ihrem Hause in die Rathsversammlung läuten, so beugte sie ihre Kniee für die zu Rath gehenden Landstände mit Fürbitten und Flehen für sie und das ganze Vaterland. Trat sie in ein Haus ein, so sprach sie still: „Friede sei mit diesem Hause" nach dem Befehle Christi. Luc. 10, 5.

Obwohl sie vorzüglich aus dem Herzen zu beten pflegte, so hielt sie doch auch viel auf feststehende Gebetsformeln, namentlich beim Hausgottesdienste um der Kinder und des Gesindes willen. Vollkommen schätzte sie in seinem unbeschreiblichen Werthe das Gebet des Herrn, das auf alle Zeiten und Zustände, besonders wenn der Quell des eigenen Gebetes nicht fließen wolle, passe. „Wenn gute Freunde," sagte sie, „von einander scheiden

müssen, so kommen sie doch bald wieder im Vaterunser zusammen, denn das reicht über die kleine und große Gemeinschaft, ja in das Reich der Seligen im Himmel hinüber." Bei Tische sprach sie einfach das kern- und herzvolle „Aller Augen u. s. w." Doktor Luthers. Die ihr nahestehenden Seelen brachte sie mit Namen in alle ihre Gebete. Dagegen hielt sie nicht viel von gemeinschaftlichen Gebetsübungen zwischen bestimmten Personen an gewissen Orten und bestimmten Stunden, weil dadurch bei den verschiedenen Seelenzuständen der Einzelnen leicht mehr verderbt als gebessert — gewiß auch geistliche Eitelkeit genährt werde. Freunde sollen für einander im Kämmerlein oder im öffentlichen Gottesdienste beten.

Wie für alle Menschen, so betete sie insbesondere täglich für das durch Krieg und Seuche, Sektirer und Jesuiten, französische Mordbrenner im Lande und französische Zuchtlosigkeit am Hofe, endlich durch den Abfall des Herzogs zum Papstthum vielgeprüfte Vaterland, gewiß die herrlichste politische Thätigkeit einer christlichen Frau oder Jungfrau. Indem sie so Fürst und Volk auf dem Herzen trug, gewann sie zugleich eine seltene Einsicht in die öffentlichen Zustände. Die zunehmende Armuth, die Fehler in allen Ständen, der hereinbrechende Abfall von der evangelischen Wahrheit lag ihr tief an und angelegentlich klagte und fragte sie darum bei ihrem Gott . . . . Es ist hier nicht der Ort, von den vielen Gebetserhörungen zu sprechen, deren sich Beata zum Lobe Gottes erfreute. Es genüge zu sagen, daß sie aus Erfahrung wußte, was Amen heißt. Nicht Jedermanns Ding freilich ist solches Glauben, Beten, Ringen und Singen, wie Israel es that, wie ein Luther es durfte, als er für Melanchthon bat: Du mußt Philippum retten! Aber alle will der Geist

der Gnade und des Gebets lehren anzuhalten im Gebet trotz Furcht und Widerstand und ob auch mit verdrossener Mühe begonnen wird, doch mit fröhlichem Amen zu enden.

Dazu gehört nun freilich vor Allem die feste Gründung in der Schrift und das treue Schöpfen aus diesem Heilsbrunnen. Unterstützt durch treffliche Naturgaben brachte Beata es durch unermüdlichen Fleiß und unersättliche Begierde, tägliche Uebung und göttliche Erleuchtung zu einer seltenen Erkenntniß in geistlichen Dingen; zu einem gründlichen Zusammenklang der Heilslehren; durch treue Wiederholung des Gehörten und Gelernten, sowohl nach jeder Predigt als namentlich am Ende jeder Woche verstand sie fortwährend aus dem Ganzen in's Ganze zu wachsen. Da sie alle Jahre ihre Bibel zu Ende brachte, ward sie eine lebendige Vorrathskammer und selbst eine aus der Tiefe schöpfende Auslegerin der Schrift, daß mancher erfahrene Prediger des Wortes mit Lust ihr zu Füßen saß und bekannte, nicht leicht Besseres über das gottselige Geheimniß hören zu können, als Beata mit einfältigen Worten zu geben pflegte. Ihr Lebensbeschreiber bringt solche Gedankenblitze und aus der Tiefe geholte Perlen der Erkenntniß und Auslegung aus ihrem Munde zum Beleg für die Fülle von Geist, die aus ihrem Herzen über die Lippen strömte. Ganz besonders zeigt sich die Gründlichkeit und Allseitigkeit ihrer Bibelkenntniß in der genauen Bekanntschaft mit dem alten Testamente, ohne welches in der That Niemand im neuen Testamente recht zu Hause seyn kann.

Beata, die so sehr in der Schrift zu forschen verstand und von der Gelehrte gern lernten, war damit weit entfernt von selbsterwählter Geistlichkeit, von vornehmer Absonderung, von Hinwegsetzung über die kirchliche Ord-

nung und den Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel. Sie war die fleißigste Kirchengängerin und versäumte ohne die größte Noth auch nicht einen Wochengottesdienst. Das heilige Abendmahl genoß sie je nachdem sie hungerte oder dürstete, bisweilen alle drei Wochen. In demüthiger Liebe hieng sie ihren Geistlichen an und erklärte, es könne keine Predigt seyn, woraus sie sich nicht erbauete, und wenn's nur der Kanzelgruß wäre, so halte sie ihn für eine hohe Gabe für sie elende und unwürdige Magd. Mit aller Gewalt widerstand sie den Verleitungen zur Aussonderung aus der gewöhnlichen kirchlichen Gemeinschaft, was gewiß sehr von ihrem gesunden Sinne und ihrer lautern Demuth zeugt. Eben ihre Bibelkenntniß gab ihr geschärfte Sinne, nüchternes Urtheil und klaren Einblick in's Herz und Leben. Damit war sie zu Berathung irrender und trauernder Gewissen, zu Tröstung der Verzagten, zu Befestigung der Zweifelnden, zu Aufbauung der Niedergeschlagenen, zu Ermunterung der Zurückbleibenden, zu Ernüchterung der Uebergeistlichen und zum Schwärmen Geneigten trefflich geeignet. Einst erwiederte eine vom Lande gekommene Freundin auf ihre Frage: wie lange sie in der Stadt bleiben werde: „Sie wisse nicht, wie es ihr der Herr noch zeigen werde;" da sagte Beata: „Ei, meinst du denn, Gott werde dir ein besonderes Wort geben, wann du wieder wegreisen sollst? Er hat dir Sinne und Vernunft gegeben, mit diesen kannst du messen und rechnen, was du hier zu thun hast und wie viel Zeit du bedürfest. Warum auf ein besonderes Zeichen warten? Es liegt ein geistliches Stölzlein darunter, da man dafür angesehen seyn will, als stünde man so gar unter besonderer Leitung Gottes." —

In Demuth und Liebe übte Beata vielen Hunderten

zu gewiß ewigem Danke das geistliche Priesterthum, das uns als ein unveräußerliches Erbstück der evangelischen Kirche Luther wieder gegeben hat, indem er jedem Christen Beruf und Sendung zuspricht, Angefochtene zu trösten und Vergebung der Sünden zuzusprechen. „Gott gibt einem Jeglichen den Mund voll, daß er sprechen kann zu dem Andern: Dir sollen deine Sünden vergeben seyn. Darum soll sich ein jeder Christ gewöhnen, wenn ihn der Teufel anficht, daß er sich nicht lang mit ihm beiße und allein bleibe, sondern lasse zu sich fordern seinen Seelsorger oder sonst einen guten Freund, begehre Rath und Trost von ihm und gründe sich darauf, daß Jesus spricht: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen. In solcher Seelenführung hatte Beata einen seltenen Takt, eine meisterhafte Klugheit und Weisheit; die Beispiele oder Aussprüche, die ihr Lebensbeschreiber von ihr anführt, geben selbst dem geübten Seelsorger die trefflichsten Winke. Wie wandte sie nur einst den Spruch Matth. 18, 11. „Ich bin gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist," bei einer ängstlichen in hartem Kampfe arbeitenden Seele an! „Setzet euch nur selbst herab wie Ihr wollet und glaubet das Aergste von euerm Zustande," sprach sie, „Ihr könnt Euch nicht ärger machen, als daß Ihr Euch für verloren haltet." Als nun die angefochtene Person dieses bejahend noch ärger seufzte: das sei aber ihr Jammer, daß sie verdammt und verloren sei, antwortete Beata: „Eben da Ihr am weitesten draußen seid und Euch für verloren ansehet und die Hoffnung sinken lassen wollet, so bedenket doch, daß gerade hie, wo ihr aufhören wollet, das Amt Jesu Christi anfange, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Wo Alles für verloren aufgegeben

wird, da fängt Er an zu suchen. Seine Hirtentreue ist auch gar nicht ermüdet, bis an Euch die Reihe kommt, daß Ihr vielmehr das Erste seid, woran er sie beweiset." Und dieser Zuspruch gerieth wohl, setzt Rieger hinzu, der von ihr bezeugt: sie habe Viele zur Seligkeit gewiesen.

Sie kam in die manchfaltigste Berührung mit Menschen, armen und reichen, glaubigen und noch nicht glaubigen. Ausdrücklich bekannte sie, es sei nicht gut, allein zu seyn. Man werde dadurch selbstgefällig, selbstzufrieden, unlittig, lieblos, eigensinnig, und wolle Alles nach sich regeln und richten. Man müsse sich, wenn man fromm seyn wolle, nicht in den Winkel einschließen, denn wenn man je daraus hervorkomme, so sei man wie ein verwöhnt Kind mit nichts zufrieden, ärgere und plage sich und Andere. Als nun ein Prediger ihr aber das Zerstreutwerden im Umgange mit zeitlichen und weltlichen Menschen klagte, antwortete Beata, die im Innern gesammelt, keine Zerstreuung zu fürchten hatte und weil sie der innern Heimath gewiß war, auch draußen daheim war, sie wisse nicht, was dieses Zerstreutwerden doch heißen solle. Sie habe sich jederzeit Alles zu Nutzen gemacht, was ihr vorgekommen und mitten im Getümmel des Marktes habe sie innerlich gesammelt. Wenn sie nur mit ihren Augen recht unter den Menschen fortkommen könnte, sie habe sich oft gewünscht, lieber eine Magd im unruhigsten Wirthshause zu seyn, als in der Einsamkeit für sich zu leben. Sie habe die besten Gedanken über den verachtetsten Arbeiten, und wäre es auch, daß sie für eine kranke Magd selber die Schuhe reinige; sie spüre, daß der Höchste etwas besonderes in das thätige Leben gelegt habe, und wenn man einmal Barmherzigkeit von Gott empfangen habe, soll man im Umgange ein Werkzeug der

Gnade auch an Andern werden. Was Gott zusammenfüget, solle der Mensch nicht trennen.

Hienach hat dieses lebendige Gefäß der Barmherzigkeit, statt sich klösterlich abzuschließen, viele tausend Gänge der Liebe gethan oft ungesucht, nie ungebetet, oft aus Gehorsam, nie ungesegnet, oft ohne Dank, nie ohne Frucht für sie oder die Andern. Da sie täglich dem Herrn ihre Wege befohlen, war sie ruhig, es mochte ihr begegnen, was ihr wollte. Wer sie aber nur einmal näher kannte, der hörte ihr zu und wartete auf ihren Rath wie auf erquickenden Abendregen. (Hiob 29, 21.) Auch in ihren Briefen, deren etliche in ihrer Lebensbeschreibung abgedruckt sind, zeigt sie sich als unerschöpfliche Quelle des Trostes, der Ermunterung und Freude, sie konnte nicht anders als ihre Lindigkeit allen Menschen, denen sie nahe kam, kund werden lassen, nachdem ihre Freude im Herrn war allerwege.

Bei solcher Freudigkeit nimmt es uns nicht Wunder, von ihr zu hören, sie sei schon über vierzig Jahre alt gewesen, als sie einst eine Predigt vom Aergerniß des Kreuzes hörte und da sie kein Kreuz zu haben glaubte, habe sie die Predigt sich eben etwa auf künftiges eigenes oder fremdes Bedürfniß aufbewahren wollen. Die Blödigkeit ihrer Augen erkannte sie nämlich nur als eine Wohlthat Gottes mit fröhlichem Danke. Das wenige ihr übrig gebliebene Augenlicht, wenn sie damit zur Noth etwas auflesen, oder Jemand ein Haus zeigen konnte, half ihr zu dem Kindessinn, den auch das Geringste erfreut, und so dankte sie Gott für das wenige viel mehr, als sie gewiß für das volle Augenlicht gethan hätte. Auch zur Uebung der Sanftmuth erhielt sie manche Gelegenheit, wenn sie unversehens einem rohen Menschen

in den Weg lief und seinen Fluch und Schimpf mit liebender Abbitte und Fürbitte zu sühnen fand. Ihr Kreuz war allein die ihr noch anklebende Sünde, diese brachte sie in die Gemeinschaft des Leidens Christi. Der in diesem Leben fortgehende Wechsel des Lichtes und der Finsterniß im Innern war ihr eigentliches Leiden, bis sie gelernt hatte: „Am guten Tag hab' guten Muth, den bösen nehme auch für gut," und es zu machen wußte, wie jenes Weib, das sie einst sagen hörte: „Wenn ich gleich bisweilen ein Paar Tage lang kein Brod im Haus habe, so trage ich darum den lieben Gott nicht gleich aus bei andern Leuten." Ihr größtes Leiden aber waren jene geistlichen Anfechtungen, wenn Satan der alte Verkläger sich gegen sie legte im Gewissen, wenn der Lügner vom Anfang mit Zweifeln an dem Grunde ihres Glaubens und Hoffens sie bestürmte, wenn der unsaubere Geist vom Abgrunde lästerliche und häßliche Gedanken in den Stunden der Weihe in ihr aufsteigen ließ, wie jeder Christ solche Augenblicke als seine traurigsten und demüthigendsten erfährt. Aber da gewann sie ihre Freudigkeit im Anschauen des versuchten, verlästerten und mit Speichel bedeckten Erlösers, oder auch in der Erfahrung, wie zanksüchtige Personen durch das Widersprechen nur desto mehr aufgebracht werden, weßwegen sie sich übte, bei solchem innern Aufruhr nur still an ihren erbarmenden Hirten sich zu halten und „die Hunde bellen zu lassen," endlich auch besonders in genauer Untersuchung, ob diese Anklagen im Innern richtig oder mit Unrecht seien, (Joh. 18, 23.) wo sie denn im letztern Falle dieselben verachtete, im erstern Falle in Demuth ihre Schuld erkannte, abbat und „es hernach gut seyn ließ." Die Anfechtung selbst war ihr

dann immer wieder ein Dank, denn sie lehrte sie tiefer auf's Wort merken.

Beata hatte ihre Sterbekleider längst gerüstet und ihr Haus bestellt, ihren Brüdern und den fünf Armenhäusern ihrer Vaterstadt je die Hälfte ihres Vermögens vermacht und ihre Lampe mit Oel gefüllt. Ihrer Seligkeit im Geiste versichert, hatte sie zu ihrem Leichentext das Wort erwählt: „Der Herr aber wird mich erlösen von allem Uebel und mir aushelfen zu seinem himmlischen Reich. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“ (2 Tim. 4, 18). Ob auch ihr äußerer Mensch durch Beten und Wachen, geringe Nahrung und zu große Strenge verweste, so ward doch ihr innerer von Tag zu Tag erneuert; immer evangelischer, herzlicher, zuversichtlicher, freundlicher, stärker im Geiste werdend, erhielt sie auch für ihren schwachen Leib die Kraft, daß er sich in dem Dienste der Liebe opfern konnte, gleich der Kerze, welche Anderen leuchtend sich selbst verzehrt. Noch war sie in ihren letzten Wochen eine doppelte Krankenwärterin, und besuchte am vierten Januar 1730 gewohnterweise die Kirche; in der Nacht vor dem Erscheinungsfeste empfand sie einen Frost, daß sie zu Bette bleiben mußte; der Friesel trat zurück, am eilften ward ihr die Zunge gelähmt und an demselben Tage gab sie nach wenigen Zuckungen unter Gebet und Zuspruch ihres Beichtvaters Nachmittags um drei Uhr ihre Seele in die Hand ihres Heilandes, nachdem sie siebenundvierzig Jahre und drei Wochen demselben gelebt und gelitten. Wenige wußten, daß sie nur krank sei; denen, die sie im Bette trafen, antwortete sie: „Des Herrn Wille geschehe, das ist mein Ruhekissen.“ Ihrem aus Regensburg herbeigeholten Bruder klagte sie wohl die Bangigkeit ihres Herzens, aber

„was meine Seele betrifft, da hat's keine Noth. In meinem Gemüthe ficht mich nichts mehr an.“ Nur in der letzten Nacht nahm Gott sie nochmals ernstlich in sein prüfendes Gericht; sie kämpfte, bis die Morgenröthe anbrach, hat aber auch wie Israel den Segen davongetragen durch Jesum Christ. Ein Segensgruß an alle mit ihr in demselben Verbundenen war ihr letztes Wort, ehe die gelähmte Zunge es völlig dem Geiste überlassen mußte, sie zu vertreten mit unaussprechlichen Seufzern. Drei Tage vor ihrem Ende hatte sie sich zum Letztenmal ihr Lieblingslied, das Charfreitagslied „Reißt ihr Felsen, Erde bebe! u. s. w.“ vorsingen lassen, dessen letzter Vers so lieblich in ihr letztes Stündlein klingt:

„Still ihr Felsen! Erde stille!
Wecket meine Liebe nicht,
Sonne, dich so lang verhülle,
Bis sie Höll' und Grab durchbricht.
Ich will auch die Seufzer zwingen
Unter ihr so sanftes Joch;
Doch nach dreien Tagen singen:
Meine Liebe lebet noch.

VI.

Erdmuth Dorothea,

Gräfin von Zinzendorf.

geb. 1700. † 1756.

Der von Spener begründete, in Halle für den Norden, in Württemberg für den Süden der deutschen evangelischen Kirche weiterentwickelte Pietismus, hatte zwar mit der Welt brechen, aber doch in der Welt und nur nicht von der Welt leben und wirken wollen. Indem er an der kirchlichen Gemeinschaft festhielt, suchte er seine besondern Herzensbedürfnisse in kleinern „Gemeinschaften" innerhalb der Gemeinden zu befriedigen und von da aus als ein Salz auf die Unbekehrten zu wirken. Doch schon Spener selbst verzweifelte an einer durchdringenden Wirkung auf die ganze Kirche und wünschte aus derselben gleichsam einen Auszug, eine Sammlung der bekehrten Seelen zu einem besondern Kirchlein in der Kirche. Diesen Gedanken seines Taufpathen sollte der Graf von Zinzendorf in der Brüder-Kirche von Herrnhut verwirklichen. Alle „welche ein Herz für Jesum, den Sohn Gottes, haben," aus allen christlichen Bekenntnissen, sollten sich ansammeln in eine Gemeinde von Brüdern und Schwestern, als ein Salz, das noch der Christenheit in dem bevorstehenden großen Abfall nützen könne. Gemüther, welche sich nach Frieden, Liebe und Gemeinschaft sehnten, Johannes-Seelen, welche nicht den von den Pietisten geforderten Bußkampf, aber

„Liebe zum Lamme“ Gottes in sich fühlten, fanden dort eine selige Herberge und für die evangelische Kirche war das stille Herrnhut mit seinen Töchtern ein Brunn des Wassers, das in's ewige Leben quillt. Die erste „Schwester“ der Brüdergemeinde war die Gattin ihres Stifters und in ihr prägt sich der innige, Welt und Tod überwindende Geist dieser Gemeinschaft, stärker, keuscher und klarer aus, als hin und wieder in Zinzendorf selbst.

Erdmuth Dorothea war geboren zu Ebersdorf im Voigtlande den 7. Nov. 1700. Ihre väterlichen Vor-Eltern waren die Grafen Reuß und Burggrafen zu Meißen; unter ihren mütterlichen Vorfahren war ihre Großmutter, eine Gräfin Benigna von Solms-Laubach und weiter zurück Ludemilla, Tochter des Königs Georg Podiebrad von Böhmen. Erstere war eine Zierde der Spener'schen Gemeinde, Letztere eine Beschützerin der alten mährischen Brüderkirche gewesen.

Frühe schon faßte sie die evangelische Lehre vom alleinigen Verdienste Christi und von dem einzigen Werthe seines Versöhnungsleidens an der Hand eines ihrer Jugendlehrer, des berühmten Hochmann von Hohenau in ihre empfängliche Seele auf und ward so zum voraus in den Geist der Brüdergemeinde eingeweiht, deren starke Stütze sie wurde.

Am 7. Sept. 1722 wurde sie mit dem Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf vermählt. Der Graf hatte gerade einige mährische evangelische Auswanderer, die lange von Einem zum Andern gewiesen, nirgends ein Plätzchen finden konnten, auf die Güter zu Berthelsdorf, die er von seiner Großmutter geerbt, aufgenommen in der Hoffnung, es möchte dieser kleine Anfang mit der Zeit eine Zufluchtsstätte für an-

dere, auch in der protestantischen Kirche gedrückte, Gott suchende Menschen werden. Nachdem er ihnen die Gegend des Hutberges „zu einem ruhigen und seligen Winkelchen" ausersehen und die ersten frommen Ansiedler dahin gewiesen hatte, bedurfte er einer Gehülfin seiner Sorgen und seines Amtes.

Ausdrücklich erklärte er der Erkorenen bei seinem Besuch in Ebersdorf, daß er dazu vor Allem eine Gemahlin erwähle, damit sie ihm, seinen Unterthanen und Anstalten eine Hausmutter sei, während er für seine Person das Zeugniß Jesu, dem er bereits mit Wort und Werk diene, ungehinderter durch die Welt tragen und auf des Herrn Wink alle Stunden den Pilgerstab in die Hand nehmen und zu den Heiden gehen könne, um ihnen den Heiland zu predigen. Würde ihm der Ehestand dieses statt möglich, vielmehr unmöglich machen, so würde er sich lieber gar nicht verheirathen. Nicht ohne einiges Bedenken von Seiten der Familie kam die Uebereinkunft zu Stande, wornach die künftige Gemahlin den ganzen Besitz und die Verwaltung des Hauswesens mit aller dazu gehörigen Habe als ihr völliges und ausschließliches Eigenthum übernehmen, dagegen ihrem Gatten die volle Freiheit zugestehen sollte, seinem Herrn von ihr ganz ungehindert und ohne die geringste Rücksicht auf sie und die künftige Familie nach dem Maaße seiner Erkenntniß und seines innern Berufes zu dienen, wobei er für seine Bedürfnisse jährlich nicht über hundert Thaler brauchen wollte. Ein großer Beruf! — sie hat ihn übernommen und ausgefüllt in der Kraft Dessen, der in den Schwachen mächtig ist, Schmach, Arbeit, Verleugnung, Noth und Tod zu übernehmen. Noth und Tod — wie hat sie das erlitten und mitgelitten, nur an den zwölf Kindern, mit denen ihre

Ehe gesegnet war!*) — In Bezug auf die Kinderzucht war sie ganz Eins mit ihrem Gemahle, daß dieselbe eine

*) Ihren ersten Sohn, Christian Ernst, gebar die Gräfin am 8. August 1724. Nach einem Vierteljahr wurde er krank, und als das Uebel einen bedenklichen Charakter annahm, so wurden die Eltern miteinander eins, das Kind „der guten Hand des Herrn, die es gegeben, nicht aus Noth, sondern von Herzen, willig wieder zu überliefern." Der Graf knieete nieder, opferte dem Herrn in seinem und seiner Gemahlin Namen dieses sein Geschenk und „dankte ihm, daß er's wieder annehmen wolle." Unter diesem Gebete verschied das Knäblein. — Am 28. Dezember 1725 wurde die älteste Tochter, Henriette Benigna Justine, geboren. Sie trat später in die Fußstapfen ihrer Mutter als tiefgegründete Mitarbeiterin an der Gemeinde und freudige Sendbotin des Evangeliums an der Seite ihres Gatten, des Joh. v. Watteville, zu Land und Wasser bis Westindien, Nordamerika und Grönland, nachdem sie schon in ihrem 16ten Jahre ihren Vater nach Pennsylvanien und zu den Indianermissionen begleitet hatte. —

Am 19. Sept. 1727 gebar die Gräfin wieder einen Sohn, Christian Renatus; schon als Kind war dieser voll Glaubens und heiligen Geistes. Er kam später in Irrwege menschlicher Weisheit hinein, kehrte aber vollständig zum Glauben seines Vaters zurück und starb (26. Mai 1752) im 25. Lebensjahre zu unauslöschlichem Schmerze für seine Eltern. — Der dritte Sohn, Christian Friedrich, geb. den 18. Sept. 1729, entschlief wieder am 30. Okt. „unter herzlichem Lobe Gottes" von Seiten seiner Eltern. Ebenso starb der am 19. März 1732 geborne Johann Ernst bereits nach zwei Monaten. Die zwei Jahre ältere Tochter Theodora Charitas war ein äußerst begabtes, frühreifes Kind; noch nicht zwei Jahre alt wurde sie von schwerer Krankheit in Abwesenheit der Mutter befallen. Der Vater betete um Erhaltung und sogleich trat Linderung ein, bis die Mutter nach fünf Tagen zurückkam. Tags darauf verschied es unter der betenden und segnenden Hand des Grafen.

Am 20. März 1733 gebar die Gräfin ein Söhnlein, Christian Ludwig Theodor; als die trauernde Mutter den 21. Aug. 1736,

heilige, priesterliche Aufgabe sei, „die Seelen von ihrer Wiege an nichts Anderes wissen zu lassen, als daß sie für Jesum da sind und daß ihre ganze Glückseligkeit darin besteht, wenn sie Ihn kennen, Ihn

dessen frühen Tod dem Vater meldete, antwortete er: „ich habe nichts dabei zu erinnern, als kindlich und herzlich zu danken, daß Ludwig bald vollendet worden." — Die am 7. August 1734 geborne Tochter, Anna Theresia, war ein sehr lebhaftes, folgsames und aufrichtiges Kind und hatte die größte Freude an Gesang und Gebet. In ihrem vierten Jahre fieng sie einmal an, von nichts mehr als vom Sterben zu reden. Alle Mühe, es ihr auszureden, war vergebens; sie nahm von ihrer Mutter förmlich Abschied „ganz gewiß, ich komme nun nicht wieder," sagte sie, legte sich unter Schmerzen nieder und starb bald darauf mit Freuden. Die Mutter sang in Traurigkeit und Trost dem Kinde nach:

Ich bin jetzt still und laß dich sanfte ruhen;
Ich seh' dir nach, bewund're dein Geschick,
Begehre dich auch jetzt nicht mehr zurück;
Denn wen der Freund so zeitig läßt ausschuhen,
Zu dem hat er gewiß besondre Lust.
Drum holdes Kind, bleib nur an seiner Brust!

Maria Agnes, geb. den 6. Nov. 1735, erreichte ein längeres Leben; Johanna Salome (geb. den 4. Aug. 1737), und David (geb. den 22. Sept. 1738), starben in Abwesenheit des Vaters und der Mutter im Jahre 1742. Als die kleine Salome ihre Mutter über den Tod des Brudes weinen sah, schaute sie ihr in's Gesicht und sagte: „Mama! wollen Sie auch um mich weinen? Man geht ja nur zum Lamme! Da singen wir Verse. Haben Sie gleich keinen David und keine Salome mehr, so sind wir doch beim Lamme; da ist's viel besser als hier!" Die Mutter verreiste, das Mägdlein erkrankte, ließ noch in der letzten Nacht sich Lieder vorsingen, bestellte kindliche Grüße an Vater und Mutter, sagte dann: nun will ich schlafen — und entschlief ganz sanft und stille unter dem Gesange der Umstehenden. —

Das letzte Kind der Gräfin war Elisabeth (geb. den 25. April 1740), sie erreichte ein höheres Alter.

haben, Ihm dienen, mit Ihm umgehen, — und ihr größtes Unglück ist, auf irgend eine Weise von Ihm getrennt seyn. Daher der Kinder größte Strafe seyn muß, nicht mitbeten, nicht mitsingen, nicht in die Kirche gehen, nicht lernen dürfen, nach Gelegenheit der Umstände nicht gestraft werden; ein Gefühl im Gemüthe haben, daß man schlecht stehe, ohne ein Gefühl im äußern Menschen, daß man es übel habe."

Die Gräfin entfaltete im Hause und in der Gemeinde eine seltene Reihe der edelsten Tugenden, sie drang kühn und stark an der Seite ihres großen Gatten durch alle die unzähligen Schwierigkeiten, Sorgen, Leiden, Thränen, womit sein ruheloser Pilger- und Zeugenlauf gekrönt war. Sie war eine würdige und musterhafte Gehülfin ihres Eheherrn, weil sie eine willige und unermüdete Pilgerin ihres Herrn und Heilandes war; sie war eine verständige und gesegnete Hausmutter, weil eine treue Haushalterin über Gottes Gaben; sie war die zusammenhaltende Ordnerin und Leiterin der Brüdergemeinde und deren Almosenpflegerin in herzlicher Barmherzigkeit, die Zuflucht und der Trost aller Bekümmerten und Verlegenen, eine Frau von Rath und That und unerschrockenstem Muth in mißlichen und schwierigen Augenblicken, dazu eine seelenvolle Dichterin geistlicher Herzenslieder und überall ein lebendiger Beweis, was ein vom Herrn begnadigtes Weib durch Lieben und Leiden zu leisten vermag. Spangenberg, der Bischof und Geschichtschreiber von Herrnhut sagt von ihr: „Sie hatte an Gnade und Gabe etwas Ungemeines und ihre lobenswürdigen Eigenschaften blieben bei allen, die sie kennen gelernt hatten, unvergessen. Sie stammte aus einer Familie, die Gottes Wort in Ehren hielt, und bei der die Kinder Gottes und

Diener Jesu, ob sie auch sonst mit Schmach bedeckt waren, lieb und werth gehalten wurden. Sie war in der heiligen Schrift sehr geübt und hatte die Gotteswahrheiten, worauf sich unser Glaube und Wandel gründet, in trefflichem Zusammenhang inne. Auch in andern Wissenschaften war sie nicht unbekannt. Ihr Körper war etwas unter mittlerer Größe und nicht ganz gut gewachsen; aber ihr Geist war immer stark, aufrecht, getrost und voll kindlicher Einfalt. Im Rathgeben war sie besonders glücklich. In kleinen Ausgaben sehr sparsam und wirthschaftlich, war sie, wenn es die Sache des Herrn erforderte, willig und bereit, selbst über Vermögen zu thun. Ihre Gesichtsbildung zeugte vom klarsten Verstande, sie war eine durch und durch „gescheidte" Frau. Ihr durchdringender Blick drang aus Vergangenheit und Gegenwart in die Zukunft. So war sie eine Fürstin Gottes unter ihrem Volke, (wie Sara, Abrahams Frau, die verdolmetscht wird: meine Fürstin;) indem sie eine gesegnete Dienerin desselben war, namentlich gegen die Elenden und Nothleidenden mitleidig und mütterlich, und um das Kleinste und Größte besorgt, daher man sie auch nur die „Mama" nannte. Das Köstlichste von allem aber war immer, daß ihr Herz mit einer innigen Liebe an Jesus hieng, und ihre liebsten Stunden in einem kindlich vertrauten Umgange mit ihm zubrachte!"

In diesem Umgange lernte sie völlig die ihr von Natur schon wohlanstehende demuthsvolle Hoheit, wodurch sie in dieser Gemeinde, da völlige Gleichheit als unter Brüdern und Schwestern herrschte, sich in allgemeinster Achtung und Liebe zugleich erhielt. Alle sahen in ihr die Mutter und offen war ihr Herz für Alle; ohne daß sie Eines zurücksetzte, wußte sie doch fein zu unter-

scheiden und immer über Allen zu stehen. Während alle Arbeiter und Arbeiterinnen in der Gemeinde mit ihr in Verbindung standen, alle Fremde von einiger Bedeutung zu ihr kamen, eine zahlreiche Familie sie umgab, war sie, die vielgereiste, vielerfahrene, gesellschaftsfrohe, in Worten sparsame aber treffliche Erzählerin, in ungesuchter Einfalt mit gewandtestem Geiste die Seele der Unterhaltung, der leitende Geist des Hauses.

Wer eine verdorbene Sache bei dem Grafen oder etwas bei ihm anzubringen hatte, das Vorbereitung erforderte, wandte sich an die Mama. Auch ungebeten war sie die Fürsprecherin jedes Menschen, der es werth war. Jeder Kummer fand bei ihr verständiges Einsehen, theilnehmendes Herz und offenes Ohr. Tausende hat sie versorgt; von keinem verlangte sie Dank. Ihre Lust war, Andere vergnügt zu sehen. Sie blieb sich immer gleich, ruhig, und doch lebhaften Geistes, mehr hörend als redend, stets thätig, nirgends den Schein suchend, Feindin aller Ziererei, von vornehmstem Anstande und edelster Einfalt. Zinzendorf selbst sagt von ihr: „Ich habe fünfundzwanzig Jahre aus Erfahrung gelernt, daß die Gehülfin, die ich habe, die Einzige gewesen, die von allen Enden und Ecken her in meinen Ruf paßt. Wer hätte sich in meiner Familie so durchgebracht? Wer hätte vor der Welt so unanstößig gelebt? Wer hätte den Pharisäismus so gründlich gekannt? Wer hätte die Irrgeister der Zeit so tief eingesehen? Wer hätte meinen ganzen Haushalt so viele Jahre hindurch so wirthschaftlich und so reichlich geführt, wie es die Umstände erfordert? Wer hätte mir das Kleinwesen des Hauses so ganz abgenommen? Wer hätte so sparsam und doch so anständig gelebt? Wer hätte so rechtzeitig immer niedrig und hoch

seyn, die Welt ehren und verachten können? Wer hätte bald eine Dienerin, bald eine Herrin dargestellt, ohne in vornehme Geistlichkeit oder Weltlichkeit zu verfallen? Wer hätte einem Ehegatten solche Reisen und Proben hingehen lassen? Wer hätte unter so mancherlei fast erdrückenden Verhältnissen des Brüdergemeinwesens das Haupt immer emporgehalten und den Stifter der Gemeinde trotz aller Anfechtungen unterstützt?"

Wie schon bemerkt, sie hatte von Anfang an den wichtigsten Theil des äußern Durchkommens allein besorgt; unter ihr standen alle Gehülfen, ihr und ihres Mannes Vermögen war der vornehmste Grundstock. Seit der Graf ihr seine Güter ganz übertragen hatte, um ganz der Predigt des Wortes leben zu können; daheim, in der Fremde und in der Verbannung (1732) war sie die Herrschaft von Herrnhut. Sie war nach der Verbannung ihres Gatten zu Marienborn, zu Berlin, zu Genf Hausmutter des Hauses, das die Hauptwerkstätte der Brüdersache war, in dem die vornehmsten Arbeiter, anfänglich auch die Erziehungs-Anstalten ihren Sitz hatten.

So hat sie bis in's Jahr 1742, dem Jahre ihrer Reise nach Kopenhagen und Petersburg, also zwanzig Jahre lang dem äußern Bestehen der Sache vorgestanden mit vieler Ersparniß, mit wenigen Geldaufnahmen, während „Tonnen Goldes" durch ihre Rechnung giengen. In England hat sie binnen neunzehn Jahren sich sechsmal längere oder kürzere Zeit aufgehalten, deßgleichen in Holland und anderwärts; dabei war ihr Gemahl zehnmal über's Meer gefahren, nur selten waren sie mit einander und immer nur kurze Zeit. Dazu war sie Mutter von zwölf Kindern worden und hatte zehn davon meist frühe begraben!

Wer denkt nicht unwillkürlich an die Thätigkeit des Apostels, der, „mehr gearbeitet, als Alle, oft in Todesnöthen gewesen, dreimal Schiffbruch erlitten, oft gereiset, in zahlloser Fährlichkeit geschwebt, in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, ohne was sich sonst zuträget in der Sorge für die Gemeinden." (2 Kor. 11, 23—30.) Wenn je in neuerer Zeit ein apostolischer Mann war, der nach solchem Vorbilde lebte und wirkte, so war es Zinzendorf, und wer kann die Ehrenkrone dafür mit ihm besser theilen, als die treue Gehülfin seiner Freuden und Leiden? War er ein Erneuerer evangelischen Lebens, ein geistiger Wecker und Nährvater mittelbar für die ganze evangelische Kirche, so gehört die eine volle Hälfte seiner Wirkung dieser gottbegnadigten Frau, die so geistlich wie leiblich eine Mutter für Tausende war.

Gewiß, sie hatte ihrem Gemahl Vieles zu danken, aber er nicht minder seiner Gemahlin. Unter allen Menschen konnte Niemand ein wahreres, überzeugenderes Zeugniß über das innere und äußere Wesen des Vielgelästerten ablegen, als eine Frau von solchem Geiste, von solchem Adel, von solcher Selbstständigkeit und Unvermengtheit mit all den Händeln, in die er von der Zunft der Gottesgelehrten und um seiner religiösen und kirchlichen Eigenthümlichkeiten willen verwickelt worden ist. Das war ein glücklichster Zug ihres Charakters, daß sie bei allem innigen Antheile an der Sache ihres Mannes sich in seine Händel nicht mischte, noch sich reizen ließ, eine Rolle zu spielen. Wie sie in ihrer stillen Frauenwürde bescheiden hinter ihrem Gatten zurückzutreten wußte, so hieng sie nicht blindlings ihm an, sondern mit freiem selbstständigem Urtheile, und obgleich sie ihren Gatten von Herzen liebte und ehrte, so dachte sie doch selbst über alle Dinge

mit so viel Verstand, daß er sie in dem Theil mehr als Schwester und Freundin anzusehen hatte.

Ihre eigenen Lieder zeigen, wie tief und innig sie am Grund und Wesen seiner Sache Eigenthum hatte. „So ist's, Du bist's, So hab ich Dich erfahren!" singt sie und ist voll Siegesgewißheit, gerade wo es am schlimmsten um seine Sache zu stehen schien, z. B. in dem Liede, das sie auf den Ludwigstag 1736, einige Monate, nachdem ihr Gemahl durch fürstlichen Befehl aus Herrnhut und Sachsen verbannt worden war, verfaßte:

Nun ist's Zeit,
Völlig an das Licht zu gehen,
Denn der Herr macht offne Bahnen,
Und läßt uns in's Freie seh'n;
Er steckt hie und da die Fahnen,
Machet Raum den Seinigen zum Streit,
Es geht weit.

Allemal,
Wenn Er Seine Herrlichkeit
Auf besondre Art will zeigen,
Führet Er zur Niedrigkeit,
Und in ganz besondres Beugen,
Die erfüllen soll'n der Zeugen Zahl
Allemal.

Wetteifernd mit ihm greift sie in die Harfe und läßt sie zu einem Lied im Brüder-Chore rauschen:

Wasser brause, das die Welt umgeht,
Odem sause, der die Welt durchweht,
Gottes ganze Dienerschaft
Auf! und alle eure Kraft
Aufgeboten, daß ihr Ihn erhöht!

Das ist Klarheit, was sich offenbart:
Das ist Wahrheit, was den Grund bewahrt,
Das ist Einfalt, welch ein Wort!

Das ist rechter Zeit und Ort,
So ist's, wie es soll in seiner Art.

Herrnhut, weißt du, Schein vom Morgenstern!
Warum heißt du eine Hut des Herrn? —
Daß in dir bei Tag und Nacht
Werde unserm Herrn gewacht;
Und Gottlob! wir rühren uns ihm gern.

Weiser Meister, fördre unsern Lauf!
Deine Geister freun sich alle drauf,
Die dich ohne Aufenthalt
Loben, göttliche Gestalt:
Die Register zeuch du selber auf!

Ihr demüthig fester Glaube spricht sich ganz vorzüglich aus in dem schönen Liede:

Es bleibt dabei!
Daß nur ein Heiland sei,
Ein Heiland, der in allen Fällen wichtig,
Und dessen Rath und That beständig richtig,
Bei dem man findt die rechte wahre Treu.
Es bleibt dabei!

So spricht der Glaub
Und hält es nicht für Raub,
Der Glaube, so in schwachen Herzen thronet,
Und in dem Thal der Niedrigkeiten wohnet,
Der gerne ist, wo man sich legt in Staub
Und spricht: ich glaub!

Kannst du das wohl
Und bist des Glaubens voll?
Mein Herz, wie steht's? Bist du ein Würmlein worden?
Gehörest du in der Elenden Orden,
Da man sich nur der Ohnmacht rühmen soll:
Was denkst du wohl?

Ich wollte gern,
Ich bin davon nicht fern.
Ich weiß, ich kann's, obgleich mit Beugung, sagen:
Ein wenig weiß ich auch vom gläub'gen Wagen;

Zwar nicht aus mir, ich fühl die Kraft des Herrn:
Drum wollt ich gern.

Was liegt nun dran,
Wenn das, was ich gethan,
Schon ganz und gar zu Grund und Boden gehet,
Wenn nur Sein Werk in mir bestehet;
Wenn ich gleich nichts verstehe und nichts kann,
Da ist Er Mann.

So schlecht ich bin,
So ist doch das mein Sinn:
Ich will um Ihn Gut, Leib und Leben wagen;
Ich will nicht Fleisch noch Kreaturen fragen,
Ich geb mich Ihm zu Allem willig hin,
So steht mein Sinn.

Es bleibt dabei!
Ich halte Ihn für treu,
Ihn kenn ich ja, den Alten außer Jahren,
Ich hab Ihn lieb, ich habe Kraft erfahren,
Die sich beweist, so oft, so mancherlei:
Es bleibt dabei! —

Und es blieb dabei; so lange ihr Herr und Meister seine Kraft darreichte, sang sie sich selber zu:

Nun bleibe du dabei
Daß Martha dieser Leib, der Geist Maria sei.

In ihren letzten Zeiten aber nahmen ihre Kräfte gewaltig ab. Ihre Gesundheit war durch viel Arbeit, Müh' und Kummer untergraben. Der Tod ihres Renatus (1752) führte einen gewaltigen Schlag auf die gebrechliche Hütte. Bis zum Jahre 1745 hatte sie die Oberaufsicht behalten und mit kräftiger Hand Haus und Gemeinde regiert. Vergeblich bat sie Zinzendorf, die Zügel wieder zu übernehmen, er wußte, wie nur sie Alles in gutem Gleise zu erhalten vermöge. Aber seit dem Heimgang ihres Lieblings zog sie sich zurück gleich einer Ein-

siedlerin; sie fühlte ihre Schwachheit. Ihr müder Leib verfiel in eine Schlafsucht, die einige Tage dauerte, von dieser ging sie hinüber in die Ewigkeit, ohne es zu vermuthen, den 19. Juni 1756, nicht ganz sechsundfünfzig Jahre alt.

Am 25. Juni 1756 ward sie auf dem Hutbergsgottesacker zu Herrnhut feierlich beerdigt. Gegen acht Uhr Abends begann der Leichenzug, in dem sich achtzehnhundert Personen bewegten. Auf dem mit Scharlach beschlagenen Sarge stand die Aufschrift: „Am 19. Juni 1756 kam es mit dem Leichnam unserer gnädigen Frau Mutter, der am 7. Novbr. 1700 sein Sterben anfing, zur Genesung.“ Den Sarg trugen vierundzwanzig Geistliche der Brüderkirche. Zinzendorf setzte ihr folgende Grabschrift:

Hier liegt
seit dem 25. Juni 1756
vor eine bestimmte Weile
der Leichnam der Gräfin
Erdmuth Dorothea
VON ZINZENDORF UND POTTENDORF
geborenen Gräfin Reuss
einer Fürstin Gottes unter uns
und der Säugamme (Jes. 49, 23.)
der Brüderkirche im 18 Saeculo.
Das Blut Jesu Christi hat ihn versöhnt,
Sein Geist hat ihn bewohnt,
und das Korn seines Leichnams
verklärt ihn.
Denn er selbst ist die Auferstehung.
Das Leben war auch todt.
Sie war geboren den 7 Novbr.
1700
und entschlief den 19 Juni
1756.

VII.

Elisabetha Christina,

Königin von Preußen, Gemahlin Friedrichs des Großen.

geb. 1715. † 1797.

Von der stillen Friedenshütte, wo sie das Lied des Lammes singen, zum lauten, von schöner Kunst und frechem Witz und scharfen Waffen wiederhallenden Königshofe, da die Spötter sitzen — von Spener zu Voltaire, von Zinzendorf zu Friedrich dem Großen führt uns die Geschichte. Durch Gottes Zulassung sollte unsere Kirche einen bösen Irrweg gehen durch die Wüste des Unglaubens und die Oede der Aufklärung — aus dem einfältigen Glauben der Väter in ein durch Zweifel und Kämpfe, Verlieren und Gewinnen innerlich befreites, vertieftes und bereichertes neues Glauben und Lieben. Dort zur Zeit einer Andreä war noch ein ganzes und starkes Christenthum, seitdem ist der Kern zersprengt, der Strahl gebrochen worden. Die kirchliche Rechtgläubigkeit wollte mehr und mehr das den ganzen Menschen umfassende Christenthum in Gestalt reiner Lehre dem Verstande auseinanderlegen; der Pietismus wies es als thätige Liebesübung an den (bekehrten) Willen; die Herrnhuter legten es auf das selige Gefühl an. Alle drei waren Werkzeuge der Gnade; sie trugen den Schatz in irdischen Gefäßen durch ein versuchungsvolles Jahrhundert, jedes in seiner Weise. Aber indem sie die Wahrheit nur von

je einer Seite faßten, arbeiteten sie auch dem Geiste der neuen Zeit in die Hände, welcher als ein Geist nicht aus Gott Menschenwissen über den Glauben an die göttliche Weissagung, Menschenliebe über die Liebe Christi, menschliches Thun über göttliches Leiden, menschliches Fühlen und Haben über göttliches Hoffen und Harren setzen wollte. Aufklärung des Verstandes, Moralität des Willens, Sentimentalität des Herzens mußte da das Geheimniß des Glaubens, die Uebung in der Gottseligkeit und das Wort vom Kreuze ersetzen! Auch die gläubigeren Gemüther und die besseren Geister wurden in diese verstandesmäßige, selbstgerechte, empfindsame Richtung hineingezogen und nicht mehr aus der Tiefe und Fülle heraus erklangen die Lieder — nüchtern und werktäglich, kühl und matt, hausbacken und seicht wurde mehr und mehr „Gott in der Natur" „Gott, Tugend und Unsterblichkeit" anstatt der großen Thaten Gottes in Christo und der geheimnißreichen Wunder der Gnade besungen — das geistliche Lied aber ist immer der treueste Ausdruck dessen, wovon das Herz jederzeit voll oder nicht voll ist. Der selige Gellert ist es, welcher über das Jahrhundert der Aufklärung und des Unglaubens hin die Nachklänge alten Glaubens und die Anklänge der neuen Verständigkeit zu einem frommen „Denkglauben" für die Gemüther vermitteln sollte, welche zwischen Voltaire und Zinzendorf, zwischen schrankenlosem Unglauben und einseitig beschränkter Gläubigkeit in bürgerlicher Ehrbarkeit und bescheidener Frömmigkeit dahinzugehen das Bedürfniß hatten. So ist es denn bedeutungsvoll genug zu sehen, wie an demselben Fürstensitze, an dem Voltaire lange das stolze Scepter führte, unser Gellert mit seinen Genossen ein Tröster des Unglücks, ein Führer im Thale stillen Dul-

dens und Entsagens, ein freundlicher Berather in der Einsamkeit und Verlassenheit des glänzendsten Elends war.

Die Gemahlin des größten Fürsten seiner Zeit, der eine Welt mit dem Ruhm seiner Waffen und seines Geistes erfüllte, war verurtheilt, ihr Daseyn zwischen dem einförmigsten Stillleben, das kaum über die Grenze ihrer Hauptstadt hinausreichte, und zwischen Dingen zu theilen, welche, wie das Aeußerlichste und Leerste, so das Drückendste und Traurigste im fürstlichen Berufe sind. Eine Fürstin, welche fern von ihrem Gemahle nicht einmal in den Pflichten einer Mutter Ersatz finden sollte dafür, daß sie nichts seyn durfte als das glänzende Scheinbild, die bloße Schaumünze königlicher Herrlichkeit, der Mittelpunkt aller eiteln Hofpracht, — wie unglücklich wäre sie gewesen, wenn sie nicht hätte ein stilles Feld der Thätigkeit gefunden, dort, wo kein Glanz des Thrones und kein Ruhm des Geistes und keine Ehre der Waffen, nur die Liebe Jesu mit Thränen zu säen und mit Freuden zu ernten vermag.

Elisabetha Christina wurde den 8. November 1715 zu Wolfenbüttel geboren und war die Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern, nachher regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, der mit seiner Nichte, der Herzogin Antoinette Amalie von Braunschweig-Blankenburg, vermählt war. Ihrer Mutter Schwester hatte, um den Kaiser Karl VI. heirathen zu können, 1707 den evangelischen Glauben abgeschworen. Ihr Großvater, Herzog Anton Ulrich, der „die Verantwortung dieses Schrittes vor Gott allein auf sich nehmen zu wollen" erklärte, trat im Jahre 1710 selber noch im 81. Jahre zur katholischen Kirche über,

ließ sich aber, als er schon nach vier Jahren auf dem Sterbebette lag, in seinem letzten Stündlein von evangelischen Predigern Trost zusprechen. Eine andere Schwester der Mutter unserer Elisabetha Christina mußte sich mit dem russischen Großfürsten Alexei, dem unglücklichen Sohn Peters des Großen, auf's unglücklichste verheirathen. So unselige Folgen diese Seelenverkäuferei Anton Ulrichs hatte, so viel Unsegen er dadurch in sein Haus brachte, so mochten die Uebertritte dieser Familienglieder die Uebrigen gerade in ihrer Treue am evangelischen Bekenntnisse bestärken.

In der herzoglichen Familie herrschte eine wirklich religiöse Richtung, welche in der Prinzessin Elisabetha Christina für ihr ganzes Leben nachhaltig geblieben ist. Ihre frühesten religiösen Eindrücke erhielt sie im dritten Jahre an der Wiege ihres Bruders Ludwig Ernst. Kurz vor dessen Geburt sei ihr Vater zu ihr und dem ältern Bruder gekommen mit den Worten: „Kinder, eure Frau Mutter ist sehr krank, betet für sie, daß Gott sie stärken und erhalten wolle;“ wobei er mit ihnen niedergekniet sei und ein kurzes Gebet jenes Inhalts vorgesprochen habe. Nach ein paar Stunden sei er fröhlich wiedergekommen und habe sie ermahnt, Gott für die Stärkung und Erhaltung ihrer Frau Mutter und für den Bruder, den sie ihnen geboren habe, zu danken.

Der Herzog war von außerordentlich großer Gestalt, ein tüchtiger Soldat und tapfer, ein fleißiger, geordneter Haushalter, ein edelmüthiger und rechtschaffener Mann — lauter Eigenschaften, die ihm die Neigung des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen erwerben mußten, der von ihm zu sagen pflegte: „Er habe nur einen Freund auf der Welt, und das sei dieser Fürst.“ So ward es

dem Wiener Hofe, der eine Verbindung Preußens mit England fürchtete, leicht, den König dahin bearbeiten zu lassen, daß er für seinen mit entsetzlicher Strenge erzogenen ältesten Sohn Friedrich die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig zur Gemahlin erkor — natürlich ohne den Kronprinzen, den nachmaligen Friedrich den Großen, auch nur zu fragen. Der Kronprinz, der seine Braut noch nicht kannte, erhielt den 4. Febr. 1732 folgenden Brief von seinem Vater: „Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe, und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlseyn und Euch zu etablieren, sowohl bei der Armee als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suche, bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnet wohl persuadieret seyn, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere so viel als möglich examinieren lassen, was sie vor Conduite (Betragen) und Education (Erziehung), da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen ist, so müssen die Frauen seyn. Ihr sollt mir cito (schnell) Euer sentiment (Meinung) schreiben. — Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nicht schön, Ihr sollt keinen Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch geschrieben habe und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch lassen reisen; die Hochzeit aber vor zukommenden Winter nicht seyn kann, indessen werde schon Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Male sehet in alle honneur (Ehren) doch damit Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles und

comportable (verträglich) so wohl mit Euch als mit den Schwiegereltern, Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolgers."

Der Kronprinz versprach, sich dem unerbittlichen Willen des Vaters in Gehorsam zu fügen, während seine Mutter, die für eine englische Heirath eingenommen war, beständig in ihn drang, sich entschieden gegen diese Verbindung auszusprechen. Es gewährt einen tiefen Blick zum Voraus in das nothwendige Unglück solcher auf äußere Berechnungen begründeten Verbindung, und nur mit Trauern kann der Christ es lesen, wenn der Kronprinz — von seinem Vater zu Religion und Gehorsam mit eben so roher als thörichter Strenge angehalten, damit zur Heuchelei gezwungen und zum Freigeist erzogen — an seine Schwester schreibt: „Im Grunde hasse ich die Prinzessin nicht so sehr, als ich mir den Schein gebe; ich stelle mich, als könne ich sie nicht ausstehen, um meinen Gehorsam gegen des Königs Willen um so auffallender zu machen. Sie ist hübsch, hat eine Farbe wie Lilien und Rosen, feine Züge und ein wirklich schönes Gesicht; sie hat zwar keine Erziehung und kleidet sich sehr schlecht, aber ich schmeichle mir, daß wenn sie erst da ist, Ihr so gut seyn werdet, sie zu bilden." An den Unterhändler seines Vaters schrieb er: „Ich habe keine Abneigung gegen die Prinzessin, sie ist eine gute Seele, ich kann ihr nicht böse seyn, aber niemals kann ich sie lieben." Wirklich bezeigte sich der Kronprinz, als die Prinzessin mit den Ihrigen 1732 nach Berlin kam, so gegen dieselbe, daß man eine unglückliche Ehe weissagen mußte, und der österreichische Hof, in seiner Furcht vor einer englichen Verbindung, um so mehr Allem aufbot, die Verlobung zu beschleunigen. Nie konnte aber auch Friedrich der Große dieses

Freundschaftsstück dem Wiener Hofe verzeihen. Noch dazu fand dieser Hof bald darauf sich sogar dahin bestimmt, dem Londoner Hofe zu lieb, für den er indeß gewonnen war, jetzt plötzlich die Verheirathung Friedrichs mit einer englischen Prinzessin anzusinnen!! Entrüstet über solch ein Betragen, antwortete der ehrenfeste König: „keine Vortheile in der Welt könnten ihn bewegen, seiner Ehre und seinem Fürstenworte einen solchen Schandfleck anzuhängen, und die in 24 Stunden zu vollziehende Hochzeit aufzuschieben oder gar zu verändern."

So wurde die Vermählung am 12. Juni 1733 gefeiert. Der Abt Mosheim hielt am nächsten Sonntage die besonders verordnete Einsegnungspredigt über Psalm 112, 1. 2. — „von dem Segen des Herrn über die Ehen der Gerechten." Die italienische Oper aber führte „den Spiegel der Treue" auf, Lustspiele, Hof- und Soldatenpracht mußten weltlichen Ersatz für den Mangel an menschlicher und göttlicher Freude an dieser Verbindung bieten.

Die Herrschaften zogen nach Berlin, die Neuvermählte mit ihren Eltern, der Kronprinz an der Spitze seines Regiments; empfangen wurde die Kronprinzessin vom Hofe in Potsdam nach höfischer Sitte, und nur vom König aufrichtig und freundlich. Des Kronprinzen Schwester, die Markgräfin von Baireuth, eine Frau von überlegenem Geiste, schildert die Neuangekommene als „groß, aber von schlechter Haltung und schlechtem Wuchse, von blendend weißer Haut, gehoben durch lebhafteste Farbe; die Augen von blassem Blau ohne viel Geist; der Mund klein, alle Züge niedlich, ohne schön zu seyn; das ganze Gesicht reizend und kindlich; die Haare blond und natürlich gelockt; aber alle diese Schönheiten durch

schlechte schwarze Zähne entstellt und das Benehmen von wenig Anstand, mit viel Unbehülflichkeit im Sprechen" und so fort.

Da stand denn das arme Opfer, mehr auf eine Schlachtbank als auf einen Thron geführt; vom Gemahl ungeliebt, in ihrem tiefern Kern von Wenigen erkannt, in ihrer reinen Seele vom ganzen Hofe ungewürdigt, eine geduldete Dulderin fürstlicher Laune und höfischer Unnatur.

Die ersten Jahre ihres Ehestandes verlebte die junge Kronprinzessin mit ihrem Gemahle zu Ruppin und Rheinsberg. Ihr ganzes Leben hindurch hatte sie nur einen Wunsch, den Willen und Wunsch ihres von ihr über Alles bewunderten Gemahles zu wissen, zu errathen und zu erreichen. In ihren vielen Briefen an ihn ist sie immer seine „ganz ergebene, ganz gehorsame, ganz getreue Gemahlin und Dienerin Elisabeth." Derselbe erkannte dieß immerhin an und ob er ihr auch nie in Liebe zugethan gewesen ist, so lebte er doch die zehn ersten Jahre ehelich mit ihr. Er erklärte einmal in einem vertrauten Briefe, er müßte der schlechteste Mensch auf der Welt seyn, wenn er sie nicht wahrhaft schätzen würde, denn sie sei so gar sanften Gemüthes, suche bis zum Uebermaß sich ihm gefällig zu machen, schon von Weitem ihm mit dem zuvorzukommen, was ihm angenehm seyn könnte, und sei so gelehrig, wie man es nicht mehr seyn könne.

Der Kronprinz theilte seine Beschäftigungen ein in nützliche und angenehme. Zu letztern gehörte die Musik, das Schauspiel, die Mummerei und Schmauserei. Den ernsthaftern und nützlichen, nämlich der Philosophie, Geschichts- und Sprachenkunde, den Wissenschaften, die ihn

zu seinem künftigen Berufe fertig machen und ihm glänzende Musterbilder dafür darreichen konnten, gab sein großer Geist immer den Vorzug. Auch die Kronprinzessin war an die Unterhaltung mit Gelehrten schon am Hofe ihres Großvaters gewöhnt, aber freilich von Voltaire hatte sie kaum sprechen hören und den Bayle hatte sie nicht gelesen. So ließ sich die gute Seele ihrem Manne zu lieb von ihrem französischen Lehrer dasjenige bezeichnen, was sie ohne Anstoß in Bayle, dem Zweifler und Spötter, lesen konnte, und bald hieß es boshaft genug zum Lohn für solche Hingebung: Friedrich und seine Gemahlin wüßten zusammen jenes große Werk auswendig, weil die unschuldigen Artikel, welche die Kronprinzessin am besten kannte, diejenigen wären, welche der Prinz am wenigsten lese. Doch sie that ihr Bestes, las die alten Klassiker, trieb Französisch, besuchte in ängstlicher Rücksicht das deutsche Theater nicht, das ihr Gemahl nicht beschützte, wechselte Briefe, übte die Kunst des Malens, Zeichnens und Radierens, legte für den Kronprinzen auf dessen Wunsch oftmals Bitten beim gestrengen königlichen Herrn Vater ein, der ihr immer wohlwollend, wenn auch öfters abschläglich antwortete und es besonders gnädig aufnahm, wenn sie ihm Braunschweiger Mummenbier, Würste und dergleichen Gegenstände aus der Hauswirthschaft mit der Versicherung übersandte, daß sie sich alle mögliche Mühe für ihr Hauswesen gebe, wofür der König ihr wieder Wildpret, Austern, eine neue Büchse zum Scheibenschießen und gelegentlich Erlaubniß und Vorspann-Pferde zu einer Winterreise nach Berlin sendet.

Ihre kindliche Einfalt konnte freilich nie dem hohen und starken, durch eine todte, dürre Rechtgläubigkeit von

Christenthum und Kirche zurückgeschreckten, an Voltaire und Bayle genährten Geiste Friedrichs genügen, sie mußte froh seyn, wenn er sie als gutes Kind gewähren ließ. Es ist rührend, mit welcher Treue und Liebe sie dann an ihm hieng, zu seinen Gunsten beim Vater vermittelte und diesen versicherte, wie er an dem Kronprinzen einen so guten und ergebenen Sohn habe, daß sie unglücklich sei, wenn sie höre, der König bezeige sich ihm nicht so gnädig als er's verdiene, und daß sie es für die größte Gnade gegen sie selbst achte, wenn er dem Prinzen nur ein wenig sein Wohlwollen schenken wolle.

Letzteres geschah denn auch immer mehr. In dem Grade, als die Kronprinzessin zur Herstellung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn beitrug, so wie in dem Maße, als in der Umgebung Friedrichs ihre weltliche und höfische Bildung fortschritt, gestaltete sich auch ihr eheliches Verhältniß freundlicher und selbst dahin, daß man sogar einmal von einem Einflusse der Kronprinzessin auf ihren Gemahl sprechen konnte.

Da starb der König in Potsdam nach viermonatlicher Krankheit den 31. Mai 1740. Der kleine Rheinsberger Hof hatte mit Ungeduld auf die Todespost gewartet und begrüßte nun die Prinzessin, welche die Todesnachricht am frühen Morgen erhalten hatte, nachdem die Oberhofmeisterin ihr vorsorglich ein niederschlagendes Pulver gereicht, feierlich als Königin, — „die Bezeigungen des Mitleids waren kurz, aber desto länger die Glückwünsche." Achtzig Postpferde führten die junge, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alte Königin mit ihrem Troß nach Berlin. Die

Thore der höchsten Ehren dieser Erde thaten sich ihr auf, um ihr für immer das irdische Glück zu verschließen. Wie auf jenem römischen Grabsteine konnte über den Ehrenpforten, durch die sie zum Throne emporstieg, die Inschrift stehen: „Ich habe den Haven gefunden, lebe wohl, Hoffnung und Glück!"

Friedrich stellte die ihm aufgedrungene Gemahlin dem versammelten Hofe im Schlosse zu Berlin mit den Worten vor: „Das ist Ihre Königin." Er ließ es nicht an einem angemessenen Hofhalt für sie fehlen. Auch für einen glänzenden Schmuck der jungen Königin wurde gesorgt, sie durfte den dritten Edelstein in Europa ihr Eigenthum nennen. Bald nach der Thronbesteigung schenkte der König seiner Gemahlin das Lustschloß Schönhausen. Nun war sie versorgt; sie hatte Alles, nur keinen Gemahl.

Nie durfte sie denselben auf Reisen begleiten, in mehr als fünfzig Jahren hat sie Berlin kaum dreimal verlassen, auch ihr Geburtsland nie wieder gesehen. Nach Sanssouci, dem geistigen Herrschersitze des gekrönten Philosophen, kam sie niemals, nur einmal war sie in Potsdam. Auch ihr geliebtes Rheinsberg sah sie nur noch einmal wieder, als sie im Jahre der Thronbesteigung ihrem Gemahl dorthin folgte; das war zugleich das einzige Mal, daß sie, außerhalb Berlin, noch längere Zeit mit dem Könige in Einem Hause gelebt hat.

Die Gemahlin Friedrichs des Großen verlebte ihre besten Stunden zu Schönhausen in frommer Betrachtung, in wissenschaftlicher Beschäftigung und in stillem Dulden. Mit dem Glanze der Krone war ihr das wenige Glück entschwunden, dessen sie als Kronprinzessin in dem vertrauteren Umgange mit ihrem vielgeliebten und einzig

verehrten Gemahl genossen hatte. Kindersegen war ihr von Gott nicht bescheert.

So vertrauerte sie ihr Daseyn gleich einer Wittwe, einsam und nicht einmal einsam, wie ein stilles Gemüth als letzten Trost es sich wünschen mag. Der Königs-Palast mit seinen rauschenden Festen und prunkenden Bräuchen gab ihr und ließ ihr keinen Frieden.

Man begegnete der Königin mit Ehrerbietung; aber auch das nicht einmal von allen Seiten. Schmerzlich empfand ihr zartes Gemüth die Entfernung ihres Gatten, doch bewährte sie bei aller Wehmuth darüber ihre Liebe zu dem Könige, dessen Herz sie nicht anzuklagen vermochte, während sie in den Ränken und Zettelungen, welche in der Familie ihr und ihrem Glücke entgegenwirkten, die Hauptschuld ihres Unglücks suchen mußte. Die Kriege, welche der König führte, entfremdeten das königliche Paar so völlig, daß sie sich endlich auch an dieses Verhältniß gewöhnte. Ihrer innern Würde sich bewußt, ertrug sie die äußern Ehren, welche der König, ihr Gemahl, ihr als einer „dem Staate unentbehrlichen Person" wiederfahren ließ. Sie spielte die ihr auferlegte Rolle in selbstloser Hingebung. Dabei war sie übrigens nicht einmal im Stande, mit dem ihr zugewiesenen Gelde auszureichen; sie mußte Anlehen machen; der König, der ihre Sparsamkeit anerkennen mußte, war dann wohl auch so billig, ihre Schulden zu bezahlen — so oft die Staatseinkünfte es gestatteten. Da suchte die arme Frau selbst durch das Spiel in der Lotterie ihre Lage zu verbessern, damit sie ihre Schulden ohne Belästigung ihres Gemahls tilgen könnte! Aber das Glück war ihr nicht günstig.

Im Uebrigen war der König in seinen Briefen an

sie so zärtlich, als man in Briefen nur seyn kann. Er zeigte sich in Krankheitsfällen theilnehmend für sie besorgt, gab ihr Rathschläge und sandte z. B., als ein offener Fuß sich schließen wollte, plötzlich ein eigenhändiges Schreiben an den Doktor Mützell, worin er sagt, „er vernehme mit äußerster Betrübniß, daß es mit der Königin bedenklich stehe, wenn nicht schnelle Hülfe komme; er ersuche ihn unverweilt, sich mit zwei andern vorzüglichen Aerzten in Berlin zu berathen und nicht zu vergessen, daß es sich um eine sehr theure, für den Staat, für die Armen und für ihn unentbehrliche Person handle." Stets dankte er ihr auch verbindlich für Aufmerksamkeiten, gab ihr immer die ersten Nachrichten vom Schlachtfelde, ließ sich bei seiner siegreichen Heimkehr ihre zärtlichste Bewillkommnung gefallen und feierte die Festlichkeiten mit, die sie hin und wieder in ihrem Palaste an Geburtstags- oder Friedensfeiern gab; denn sie war ja diejenige, der er nicht böse seyn konnte und welche er brauchte, um den Hof des Landes halten und die Ehren seines Hauses vor der Welt darstellen zu lassen.

Wenn aber Mitglieder der Familie und fremde fürstliche Frauen zu Zeiten in Potsdam vom Könige empfangen und feierlich bewirthet wurden, so wurde die Königin niemals dazu eingeladen. War er einmal krank in Potsdam, so vergieng sie in Sorge, aber sie durfte es nicht wagen, ihn zu besuchen, kaum, um die Erlaubniß zu einem Besuche zu bitten. Sie konnte nur aus der Ferne für ihn wünschen, hoffen und beten. Selbst bei Taufen der Prinzen und Prinzessinnen, welche in Potsdam stattfanden, war die Königin nicht anwesend. Ihr fünfzigjähriges Ehejubelfest (12. Juni 1783) wurde weder bei Hof noch im Lande gefeiert. Eine dazu be-

stimmte Gedächtnißmünze wurde nicht geprägt, nur in Kupfer gestochen. Ein schlechter Holzschnitt dagegen, der die eheliche Wiedereinsegnung des Königs und der Königin darstellen sollte, wurde gleich beim Erscheinen verboten — und daher sehr theuer verkauft.

Niemals besuchte der König ihr Schönhausen. Sie mußte von den Herrlichkeiten in Potsdam und Sanssouci so viel hören, manch eine erzählte ihr recht geflissentlich und boshaft von dem Paradiese, vor dessen Pforten der böse Geist Voltaires mit beißendem Schwerte Wache hielt, daß sie es nicht einmal sehen durfte; sie mußte getrennt leben von ihrem Herrn und Gemahl, den sie so liebte, dem sie ihr Leben opfern wollte. Ach warum mußten die Tage von Rheinsberg für immer vorbei seyn, warum mußte sich Alles so ändern, klagte sie; aber das versprach sie sich selbst: „mein Herz soll sich niemals ändern, ich werde für Ihn immer dieselbe seyn und nur die Hoffnung, es werde sich wieder zum Bessern ändern, erhält mich noch aufrecht.“

Vom Könige verlassen, sah sie sich auch sonst vereinsamt und mißachtet. So viele giengen nach Potsdam und blieben um den König mit Widerwillen, sie, die dort ihr höchstes Glück gefunden hätte, mußte wegbleiben und allein seyn. In zweiundzwanzig Jahren war der König nur zweimal bei dem Geburtsfeste seiner Gemahlin anwesend. In der Regel war seine einzige Aufmerksamkeit für diesen Tag, daß er einige Tage vorher oder nachher nach Berlin kam, und Geschenke mit einigen Zeilen sandte, die sie dann unaussprechlich glücklich machten.

Wenn sie nun z. B. am Vermählungsfeste ihrer Schwester in grünsammtnem, über und über mit Dia-

manten besäetem Prachtgewande erscheinen mußte, vier Hofdamen die ganz mit Edelsteinen besetzte Schleppe trugen, ihr ganzer Kopfputz überall mit diamantenen Haarnadeln geziert war und „der dritte Edelstein Europa's" sich auf ihrem Haupte erhob wie die Sonne mitten unter ihren Sternen, wenn dazu die Höflinge rühmten, die Schönheitsgöttinnen selber schienen ihren Putz und Anzug geordnet zu haben, wenn sie auf goldenen Prunkgefäßen im Werthe von 1,300,000 Thalern mit zu Abend aß — wenn an großen Soldatenschauspielen die Armee alle ihre Ehrengrüße vor der Königin entfaltete — war das Ersatz für verlornes Liebesglück und verlorene Lebensfreude?

Nachdem ein treues Herz, in das sie das ihrige ganz ausschütten konnte, dessen Ruhm und Liebe ihr Leben verherrlichte, nämlich ihr Bruder Ferdinand, das geliebteste Glied ihrer eigenen, zärtlich geliebten Familie auf dem Felde der Ehre gestorben war, blieb ihre Schwester, die Prinzessin von Preußen, ihr die treueste und zärtlichste Freundin an ihrem eigenen Hofe. Immer jedoch schlugen ihr auch andere Herzen warm entgegen; sie war so glücklich, Liebe geben und nehmen zu dürfen.

Ueber Alles aber stand ein Herz ihr offen, das nicht bricht, wenn alle brechen, das nicht stirbt, wenn alles Irdische schwindet und verblüht. Ihre Lieblingsbeschäftigung war das Lesen erbaulicher Schriften und um „desto tiefer in den Geist derselben einzudringen, den Sinn der Verfasser ganz zu erschöpfen und sich ihren Inhalt völlig eigen zu machen," übersetzte sie mehrere derselben ins Französische, unter andern die Schrift: „Der Mensch, Gottes Freund," „Sturms Betrachtungen auf alle Tage der Woche," Spaldings „Bestimmung des

Menschen," Crugott's „der Christ in der Einsamkeit." Sie widmete diese geistigen Erzeugnisse ihres Stilllebens ihren Geschwistern und nahen Verwandten, selbst einigen Frauen ihrer Umgebung, — ihrem Gemahl sie zu widmen unterstand sie sich nicht, kaum wagte sie die neu erschienenen Werke ihm zu übersenden. In den Büchersälen von Potsdam finden sie sich nicht vor, nicht einmal sind sie in der Berliner königlichen Bibliothek vorhanden, und die vorhandenen sind nicht unmittelbar von ihr dahingekommen. Diesen Werken fügte sie besondere Vorreden bei, die wie die Zueignungsschriften selbst von dem innern Leben der Königin zeugen. Unter der Vorrede ihrer Uebersetzung von Gellerts Oden und Liedern unterschrieb sie sich als „eine wahre Freundin des menschlichen Geschlechtes." Gellert war überhaupt ihr Lieblingsschriftsteller, und sie freute sich immer, mit ihm in einem Jahre geboren zu seyn. In der Vorrede zu ihrer Uebersetzung von Sturms „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung," die sie in hohem Alter vollendete, unterzeichnete sie sich mit ihrem alten Rheinsberger Namen — ihrem Gemahle zu lieb, der sich von seinem dort gestifteten Orden le Constant, der Beharrliche nennen ließ, hatte sie sich Constance, „die Beharrliche," nennen wollen.

Sie hat es empfunden und erfahren: Durch Stilleseyn und Harren werdet ihr stark seyn." Sie war glücklich genug, daß der Gemahl, mit dem sie nicht gemeinsam das heilige Feuer auf dem Altare des Herrn in und außer ihrem Hause hüten konnte, auch ihr doch die Erlaubniß ließ, „nach ihrer Façon selig zu werden."

Während das Berliner Königshaus sich zur refor-

mirten Lehre bekannte, blieb sie dem lutherischen Bekenntnisse treu. Sie suchte in ihre Umgebung auch Ehrenfrauen ihres Bekenntnisses zu bekommen. Es war damals in Berlin noch alte Zucht und kirchliche Sitte; vornehm und gering pflegte des öffentlichen und häuslichen Gottesdienstes. Darin gieng die Königin ihrem Hofe und ihrer Hauptstadt rühmlichst voran. Die Kirche wurde von ihr immer fleißig besucht; fast alle Sonntage wurde in Gegenwart des Hofes Gottesdienst in ihren Gemächern gehalten. Drei bis vier Mal des Jahres genoß sie mit dem Hofe das Mahl des Herrn. Zu ihren liebsten Predigern gehörte Spalding, der Prediger einer „richtig erkannten und warm gefühlten Religion,“ Teller, Töllner, Sack, Ermann. Ihre Gottesfurcht, ihre christliche Mäßigung bei allen den Zerstreuungen, denen sie sich als Hofhalterin des Königs unterziehen mußte, ihre Menschenliebe, Gerechtigkeit, Seelengüte dienten namentlich den bessern Familien vom Adel zu leuchtendem Beispiel. Die würdigsten lutherischen Geistlichen wählte sie zu ihren Beichtvätern. Es war nicht die übliche Schmeichelei, wenn man sie eine Königin nach dem Herzen Gottes nannte und es öffentlich rühmte, wie viel Gutes für Verstand, Religion, Herz, Sitten und Wohlfahrt in allen Ständen durch ihr hohes Beispiel und thätige Wirkung gegründet und befördert wurde.

„Erhalte die Mutter dieses Landes, welche in der Noth für uns gebetet,“ flehten die Israeliten in der Friedenspredigt von 1763 für ihre Königin.

Ihre Frömmigkeit war eine helle und freudige ohne Einseitigkeit und Empfindelei. Schon ihre Beschäftigung mit den besten Schriftstellern des Alterthums, sowie

ihre rege Theilnahme an sonstigen Förderungen des öffentlichen Wohles bewahrte sie davor. Sie setzte der Realschule in Berlin eine Summe für Freischüler aus, die noch jetzt ausbezahlt wird. Am Rande des schönen Tannen- und Buchenwäldchens in ihrem Schönhausen legte sie eine Siedelung von Ausländern, meist Böhmen, an, die kleine Ortschaft heißt noch jetzt Königin-Plantage oder Schönholz. Für die Kinder der Ansiedler gründete sie eine Freischule. Sie sorgte angelegentlich für Förderung des Waldanbaues in der sandigen Gegend — „zum Besten des Landes und der angrenzenden holzbedürfenden Unterthanen." Die lebhafteste Theilnahme bezeugte sie der menschenfreundlichen Anstalt für Taubstumme, welche der Doktor Eschke in Schönhausen gründete.

Von den ihr ausgesetzten 41,000 Thalern wandte ihre Milde jährlich vierundzwanzigtausend Thaler der Armuth zu. Lieber entzog sie sich selbst etwas, um nur dem Nothleidenden einigermaßen helfen zu können. Die Königin hatte eine Lieblingsneigung für vorzügliche Perlen. Einst bot man ihr einen Halsschmuck davon zum Kaufe an, wie sie selbst noch keinen schönern gesehen hatte. Unentschlossen ließ sie den Schmuck bei sich liegen. In einer einsamen Stunde, in welcher nur wenige Kammerfrauen sie umgaben, fiel das Gespräch auf die kostbaren Perlen. Die Königin besah sie nochmals mit vielem Vergnügen, und mit lächelndem Munde sprach sie zu den Umstehenden: „Ob ich sie wohl kaufe?" „Ihro Majestät können es ja," sprachen diese. „Sie geben Andern so viel, warum sollten sie diese Summe nicht an Ihr eigenes Vergnügen wenden?" . . . „Nehmet sie hinweg," antwortete die hohe Frau, „daß ich

sie nicht mehr sehe! Sie gefallen mir, aber für das Geld, das sie kosten würden, kann ich noch vielen Armen Gutes thun."

Es war ihr so schmerzlich, wenn sie Bittschriften, die gewöhnlich in großer Menge bei ihr einliefen, ankommen sah, ohne daß sie im Stande war, alsbald helfen zu können, denn das wußte sie, daß, wer bald giebt, doppelt giebt. Sie hörte immer ungern von ihren Wohlthaten sprechen, sie gab im Verborgenen und wollte die Linke nicht wissen lassen, was die Rechte that. In ihrem eigenen Unglücke war sie glücklich im Glücke Anderer. Es machte ihr die höchste Freude, ihren schönen Schloßgarten von recht vielen fröhlichen Menschen belebt zu sehen. Schien ihr der Garten leer, so fürchtete sie alsbald, eine Eigenmächtigkeit der Dienerschaft sei schuld und ließ öfters ausdrücklich dem Thürhüter sagen, doch ja jeden Menschen in ihren Garten einzulassen. Leutselig und freundlich sprach sie mit den ihr Begegnenden. Auf's Liebreichste unterhielt sie sich mit den taubstummen Zöglingen des Doktor Eschke.

So war der Hauptzug in ihrem Charakter herzliche Frömmigkeit, die sie in demüthigem Wohlthun und Dulden bewährte. Die Leidenschaft, die Feindseligkeit, der Neid, das giftige Spiel der Ränke war aus ihrem stillen Kreise verbannt. Immer war sie in Beschäftigung, und sie rühmte noch in hohem Alter das unschätzbare Glück, daß sie sich früh gewöhnt habe, thätig zu seyn, sich Kenntnisse zu sammeln und Fertigkeiten zu verschaffen, die sie in den Stand setzten, sich in der Einsamkeit zu beschäftigen. Ihre Büchersammlung, ihr Schreibtisch, der Genuß der Natur und künstliche Handarbeiten füllten die Zeit aus, die ihr von den Bräuchen

und Festen des Hofes, vom Gottesdienste und Wohlthun übrig blieb. Kein Wunder, daß sie, die also Liebe säete, auch Liebe erntete. Mit reinem Gewissen konnte sie am Ende ihrer Laufbahn sagen: „Gott hat mich gnädig bewahrt, daß ich mir keine Handlung vorzuwerfen habe, durch die irgend ein Mensch mit meinem Wissen an seinem Glücke gelitten hätte."

Ihr Leben war Leiden und Lieben; Lieben aber und Leiden ist Gottes Art. Wahrhaftig, ihres Lebens Zweck war doch nicht verfehlt!

Nachdem mancher Tod ihr manches Leid gebracht, kam ihr am Morgen des 17. August 1785 die Botschaft vom Tode des großen Königs, dessen Liebe und Bewunderung sie unwandelbar in treuem Herzen trug. Sie war tief erschüttert und ganz Trauer über den großen Todten, dem sie in ihrem Gemüthe nichts zu vergeben hatte. Nachdem den Anforderungen des Hofbrauches genügt war, trat sie zurück aus dem öffentlichen Leben. Mit aller Würde hatte sie 46 Jahre lang den Hof des Landes gehalten und den ersten Platz der Ehre nach dem König und für den König eingenommen, es war ihrem demüthigen, gottesfürchtigen Sinn eine Lust, auf dem zweiten Range die ersehnte Ruhe zu finden. Der neue König wie das ganze Land bewahrte ihr die Verehrung, die ihr Gemahl ihr in seinem von ihm selbst geschriebenen Testamente vom 8. Jan. 1769 vermachte. „Der Königin, meiner Gemahlin," so heißt es darin, „vermache ich zu ihren bisherigen Einkünften noch eine jährliche Zulage von 10,000 Thalern, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. Ihre Residenz mag Stettin dem Namen nach seyn. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine an-

ständige Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr jene Hochachtung beweisen, die ihr als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen, gebühret."

König Friedrich Wilhelm II. besuchte oftmals seine Muhme, und mit ihr den Gottesdienst in Schönhausen, nahm bei ihr das Mittagsmahl ein und wußte, im Jahre 1793 vom Kriegsschauplatze heimkehrend, gerade an ihrem Geburtstage in Berlin wieder einzutreffen. Auch von fremden Gesandten wurde ihr fortwährende Aufmerksamkeit zu Theil. Bis in ihr höchstes Alter nahm sie lebhaften Antheil an den Angelegenheiten der Familie und den Ereignissen der Zeit. In Schönhausen, in Charlottenburg und Berlin war sie bei den Festlichkeiten zugegen, nur nach Potsdam kam sie auch als Wittwe niemals. Die Geister von Sanssouci hatten kein Theil an ihr.

Zehn Jahre vor ihrem Tode setzte sie ihren letzten Willen in deutscher Sprache auf, die ihr freilich gar nicht geläufig war. Ihr ganzes Wesen spiegelt sich in der Art, wie sie über ihre Bestattung bestimmte. „Wahn ich aus dieser Wehlt Wehrde sein und meine Sehle in der Glücksehligen Ewigkeit, so ist mein Wille, das man meinen Körper nicht öffnen soll und mir anlassen mein nacht Neglischée und darüber in einen Laken schlagen und in Leinewahnd kleiden, und auf dehm kopf ein Nacht Kopfzeug, Welches ich auch des Morgens auf habe, Mein sarg soll gantz schegt ausgeschlagen Wehrden und ganz ordinären sarg von Eigenholz oder schwarz Gebeitz mit versilberte simple Griffe. Ich verlange Das man mir nicht in Parade setzet Und auch von keinem Men-

schen mich sehen lassen, als vor diejenigen, die es nicht verhüten können, bey mir zu sein, auch nicht zu frue Begraben wahn es sein kan und angehet 8 Tage nach meinem Tode. auch ist mein Wille, Gantz in der stille Begraben zu Wehrden, Meine Hoffstat kan mir folgen; man kan mir hintragen, Wahn es nicht zu Beschwerlig vor die Träger ist, weil es ganz nahe Bey dehn Dohme ist, kan ich getragen Wehrden, sonst auch Wehn man Wil, auf einem Wagen gesetzet Wehrden, und ist mein Wille und letzete Bitte keine öffentliege Ceremonie Machen Möchten."

So hatte sie Alles geordnet und der Bote des Friedens durfte sie heimrufen, wann er wollte. Nur zwölf Tage dauerte ihre letzte Krankheit. Noch mußte sie den von ihr sehr geliebten zweiten Sohn des Königs vor ihr heimgehen sehen. Zu denen, die ihr Hoffnung zur Wiederherstellung machten, sagte sie: „Ich habe lange genug gelebt, ich habe der Güte Gottes viel zu danken. Nun kann ich mir und Andern durch länger Leben wenig mehr nützen. Jenseits wird mir wohler seyn." Mit mütterlicher Herzlichkeit gab sie kurz vor ihrem Tode den treuen Gefährtinnen ihres Alters den letzten Segen; sie wußte, „diese werden sie nicht vergessen." Sie entschlummerte am 13. Jan. 1797 Abends nach 8 Uhr in einem Alter von 81 Jahren. Ganz wie sie es angeordnet, wurde ihre irdische Hülle am 20. Januar 1797 Abends 8 Uhr in die stille Gruft der Domkirche beigesetzt. Ihre schönste Grabschrift mögen wir lesen in der Zueignung der von ihr (1777) verfaßten kleinen Schrift: „Neujahrs-Gedanken und Betrachtungen über die Sorgen, welche die Vorsehung für die Menschen trägt und über die Wege voll Güte, auf denen sie die-

selben leitet. „Ich weiß, o Herr," sagt sie zum Schlusse, „daß ich bisher in Deinem Bunde und unter Deinem Schutze war. Nichts ändert Dein Mitleid gegen mich, Du trägst mich mit Vaterhänden, Du führst mich auf Deinen Wegen nach Deinem Rath und nimmst mich endlich zu Ehren an, ja Du nimmst mich nach vollendetem Laufe verklärt in Deine Freude auf."

VIII.

Lady Wilhelma Glenorchy.

geb. 1741. † 1786.

Wie wahr das Wort ist, daß durch Spener und Zinzendorf „der Altar mit dessen Heiligthümern und der Riß des neu zu erbauenden Tempels in ein Gezelt auf festem Boden gerettet war für die ganze protestantische Welt,“ das zeigt die mächtige, bis in unsere Zeit herein sich erstreckende Bewegung, welche durch jene beiden Männer wesentlich auch in dem stammverwandten England und Schottland angeregt wurde, wo die Freigeisterei und der Unglaube hohe und niedere Stände fast noch mehr durchfressen hatte, als in Deutschland, und wo nicht einmal das milde Licht und stillerwärmende Feuer zu finden war, welches ein Gellert mit den Seinen auf dem kleinen deutschen häuslichen Heerde zu nähren berufen war. Neben der todten Staatskirche oder auch aus ihr brach sich das Evangelium dort mitten durch die freigeisterische Gottesleugnung und Unsittlichkeit hindurch weite, tiefe Bahnen. John Wesley und Whitfield, die großen Stifter des Methodismus (1729), predigten durch Stadt und Land, Wald und Feld Buße und Glauben wie im Sturme. Von dem angezündeten Feuer erleuchtet und ergriffen nahmen dann andere Männer Gottes den Aufbau der Kirche

ruhigeren Wortes und Blickes in die Hand; wie über den Unglauben, so sollte auch über den sich selbst und die Bibel überbietenden Methodismus das lautere Evangelium sich als eine Kraft Gottes beweisen, die da selig macht alle, welche ohne selbsterwählte Bekehrungsmethoden und „neue Maßregeln“ in Einfalt daran glauben.

Eine Zeugin und ein förderndes Werkzeug dieser einfältigen, thatkräftigen Rückkehr zu dem Gekreuzigten ist Wilhelma, die jüngere Tochter des reichen und angesehenen Arztes Wilhelm Maxwell, geboren nach ihres Vaters Tod, den 2. Sept. 1741 zu Preston in Schottland. Ihre Mutter vermählte sich nach zwölfjährigem Wittwenstande zum zweiten Male mit Lord Alva. Wilhelma war wie ihre ältere Schwester eine gefeierte Schönheit, ihre ehrgeizige Mutter versäumte nichts an ihrer Ausbildung für den höheren Stand, und ein ansehnliches Vermögen stand ihr zu Gebot. Die ältere Tochter wurde die glückliche Gattin des Grafen von Sutherland; Wilhelma heirathete in ihrem 20. Jahre den 23jährigen einzigen Sohn und Erben des Grafen von Breadalbane, Lord Glenorchy, einen Mann von wenig innerem Werthe. Wilhelma war jung, schön, heiter, lebenslustig, eine vorzügliche Sängerin, voll Munterkeit und Laune, gemacht zu glänzen und anzuziehen in den ersten Kreisen der Gesellschaft. Zwei Jahre lang bereiste das junge Paar Frankreich und Italien und besuchte die Höfe des Festlandes. Aus Rom zurückgekehrt stürzte sich Wilhelma mit ganzer Seele in die Pracht und Eitelkeit der großen Welt und trank ihren süßen Giftbecher in vollen Zügen. Aber mit all ihrem Vergnügen und Vermögen war sie bitter arm, weil ohne Got und ohne Hoffnung in dieser Welt, wie sie später

selbst erklärte. Auch ihr zarter Körper litt unter der Last der Lust; die Zeiten des Uebelbefindens gaben ihr glücklicherweise Zeit zur Besinnung. Sie erinnerte sich dann auch an ihre Seele, an ihren Gott und fühlte, daß Beide ihr entfremdet seien, nahm sich vor, ein besseres Leben zu führen — aber wie die Lebensgeister sich wieder hoben und die Gesundheit wieder zurückkehrte, waren die guten Vorsätze zerstoben.

Ein öfters von ihr besuchter Aufenthaltsort war nahe bei dem Pfarrsitz des ausgezeichneten Geistlichen Roland Hill und seiner trefflichen Familie. Wilhelma besuchte sie, gewann sie lieb und wünschte im Stillen, wie sie zu seyn. Die Zeit, in welcher Gott ihres Herzens Wunsch erfüllen wollte, kam im Sommer 1765, wo sie von einem gefährlichen Faulfieber und einer tiefen Schwermuth ergriffen wurde. Wunderbar aus der Lebensgefahr gerettet, erfuhr sie noch eine größere Rettung im Geiste. In ihrem ernst gestimmten Gemüthe begann ein Prozeß auf Leben und Tod, und er endete mit einer völligen Erneuerung ihres Herzens. Jetzt war die Bekanntschaft mit Roland Hill ihr recht ein Beweis der wunderbar gnädigen Vorsehung; namentlich dessen älteste Schwester sollte ihr eine Führerin und Freundin auf dem neuen Wege zum Leben werden. Wenn sie in die Tiefen der erkannten Sünden versinken und ihre Kraft und Hoffnung erlöschen wollte, richteten die herrlichen Briefe der Jungfrau ihre müden Kniee wieder auf und gaben ihr aus der Tiefe des göttlichen Wortes einen Stecken und Stab zu dem schweren und unsichern Gang auf dem neuen Wege. Von nun an kehrte sie, ohne sich mit Fleisch und Blut zu besprechen, entschlossen der Welt den Rücken, und weihte sich selbst

ohne Rückhalt, sowie Alles, über was sie gebieten und worauf sie Einfluß haben konnte, dem Dienste Christi und der Ehre Gottes bis zu ihrem letzten Athemzuge. Sie ging durch gute Gerüchte und böse Gerüchte, durch Glück und Unglück, durch schwere Anfechtungen und herbe Prüfungen, aber nichts brachte sie vom Wege ab.

Es war, wie gesagt, damals eine neue Zeit für England angebrochen. Die Schriftlehren von der Vergebung der Sünden aus freier Gnade um des Opfertodes Jesu Christi willen, von der Rechtfertigung durch ihn und von der Wiedergeburt im heiligen Geiste waren seit lange verschollen gewesen. Nun erinnerten einige kirchliche Prediger wieder daran, namentlich aber verkündigten Whitfield und Wesley, mit ihrer wunderbaren Kraft jene Lehren auf Straßen und Feldern, daß das ganze Land in Erregung kam und allenthalben darüber gesprochen und gestritten wurde. Die Einen verdammten, die Andern fielen bei; auch Wilhelma richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf die mächtige Bewegung, und ihre Freundin Hill mußte wieder Rath ertheilen. In Demuth wies diese tief verständige Christin auf den einzigen Namen, durch welchen wir können selig werden. An diesen hielt sich dann auch allein die edle Frau, und mit ihm widerstand sie sowohl den Ueberredungen des Methodismus als den Versuchungen der eiteln Welt, mit der sie ihrem Stande gemäß verkehren mußte. Von diesem einigen Herrn und Meister empfieng sie an der Hand ihrer Freundin auch immer wieder Freudigkeit, wenn sie im Gefühl ihrer Unwürdigkeit vergehen zu müssen meinte, immer neue Kraft zu jedem guten Werke, wenn der innere Trieb erkalten wollte.

Als ein wichtiges Mittel zum sichern Fortschritte in

der Erkenntniß ihrer selbst und ihres Heilandes begann sie seit 1768 ein Tagebuch zu halten und mit äußerster Sorgfalt zu führen. An ihrem 27. Geburtstag namentlich konnte sie einen ernsten und freudigen Rückblick auf ihre Neugeburt zum Leben thun, und ergreifend ist zu lesen, wie sie sich da zurückruft jene schreckliche Zeit, da sie vor der Gesellschaft äußerlich heiter und fröhlich schien, in ihrem von der Gnade ergriffenen Herzen aber lauter Angst und Kummer, Finsterniß und Trauer war, zu ihrem Heile jene göttliche Trauer, die zur Seligkeit wirkt eine Reue, die Niemand gereuet. Da habe sie einmal (so erzählt sie) ihre Bibel genommen und sei auf ihre Kniee gefallen, um für ihr gefoltertes Herz nach Entscheidung gemäß dem klaren Willen und Worte Gottes zu schreien. Er müsse sie den rechten Weg führen, er könne sie ja nicht lassen. Dann habe sie nach diesem Ausbruch ihres tiefsten Innern die Bibel geöffnet und einen Theil des 3. Kap. im Römerbriefe gelesen, und nun wurden ihre Augen aufgethan, sie sah alle Weisheit und Lieblichkeit auf dem einzigen Wege der Erlösung durch einen gekreuzigten Heiland. Sie sah, daß Gott, der gerechte Gott, die Gottlosen rechtfertigen könne, und Jesus, der Herr, erschien ihr nicht mehr nur als Richter, sondern als die feste Burg, dahin der Gerechtwerdenwollende fliehet und wird errettet. Seitdem verlor sie bei allen Schwankungen Jesum, den Erlöser der Welt, nicht mehr aus dem Gesicht. Die geringe Erkenntniß, deren sie sich von ihm rühmen konnte, wollte sie um nichts in der Welt mehr hergeben, und obgleich die Vorwürfe und schiefen Blicke der Ihrigen sich alsbald gegen sie richteten, obgleich mit ihrer ganzen Bekanntschaft gebrochen werden mußte: sie freute

sich im Herrn, daß sie gewürdiget seyn sollte, sein Kreuz zu tragen.

Ihre einzige Bitte war um ein neues Herz und einen gewissen Geist, damit sie ihren Herrn lieben, loben und ehren könne. Nachdem ihre eigene Seele genesen, gieng dann ihr nächster Wunsch darauf, daß alle, mit denen sie im Leben verbunden war, namentlich ihre Hausgenossen, dieselbe Gnade erlangen und ihre Seelen erretten möchten. Auf Mittel sinnend, wie sie ihr Theil dazu beitragen könnte, fand sie bald, daß ein täglicher Haus- und Familiengottesdienst das trefflichste dazu sei. In ihren Verhältnissen war das kein leichtes Werk. Doch einem Herzen, das da glaubt, ist nie unausführbar, was es für seine Pflicht erkannt hat. Entschieden und entschlossen, „ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen," erbaute sie ihm auch (1770) einen Hausaltar, dessen heiliges Feuer sie nie wieder auslöschen ließ; jeden Morgen und Abend stieg der Weihrauch ihres Betens und Dankens zu dem Vater der Geister alles Fleisches empor; in ihrem Prunksaale wurde von Zeit zu Zeit eine Predigt gehalten.

Zu gleicher Zeit faßte sie den Plan zu einem Gotteshause, in welchem evangelische Prediger verschiedenerlei Bekenntnisses auftreten könnten. Sie miethete demgemäß die ursprünglich katholische Marienkapelle in Edinburgh und bald predigten darinnen Presbyterianer und Bischöfliche, einen Tag in der Woche auch Methodisten. Sie wollte damit die verschiedenen evangelischen Sekten vereinigen helfen, was ihr freilich viel Anfechtung und Verdruß verursachen sollte, denn obwohl die vollen Versammlungen in der Kapelle den Einzelnen zum Segen gereichten, so vermochte doch das wohlmeinende Unternehmen

im Ganzen nichts gegen den Zwist und Zank der Eiferer. Indem sie auch methodistische Prediger zuließ, kam sie in nähere Berührung mit Wesley selbst, dessen Meinung und Gesellschaft sie zwar nicht beitrat, den sie aber als ein gewaltiges Werkzeug Gottes zur Rettung der Seelen hochzuachten wußte.

Mittlerweile kaufte Lord Glenorchy das Gut Barnton, und ein Lieblingswunsch, ein Gegenstand ihres Gebetes war damit erfüllt. Eine Menge von Werkleuten wurde bestellt, um es zum Wohnsitz der Familie einzurichten. Sie erflehte den Segen Gottes dazu und weihte die Wohnung zum Dienste desselben. Den Arbeitern ließ sie von Zeit zu Zeit Predigten halten; später wurde eine Kapelle angebaut, in welcher während ihres Aufenthaltes jeden Sonntag, manchmal auch in der Woche, ja auch während sie abwesend war, Gottesdienst gehalten wurde. Viele Personen dankten es ihr, daß sie die ersten ernsten Eindrücke bei den schönen Gottesdiensten in der Familie und in der Kapelle der edeln Frau erhalten hätten. Den Dienst selber versahen gewöhnlich ihre Hauskaplane, von denen eine große Anzahl später bedeutende Ehrenstufen in der Kirche erlangten. Gerne ernannte sie vielversprechende junge Männer zu jener Stelle, um ihnen den Weg zu kirchlichen Würden zu bahnen. —

Die Heiligung ihres Lebens blieb zwar ihr Hauptgeschäft, aber trotz ihrer Kränklichkeit unterzog sie sich dennoch auch der Leitung ihres großen Hauswesens. Alle übrige Zeit brachte sie in frommer Beschäftigung und mit Wohlthun hin. In alle dem war sie nie mit sich zufrieden, nie that sie sich genug, brünstig flehte sie um Kraft, besser zu werden und Besseres zu thun. Konnte

sie sich daneben den Pflichten ihres hohen Ranges nicht ganz entziehen, so gab es desto mehr Arbeit, Sorge, Anfechtung, Demüthigung allenthalben. Aber wen der Herr demüthigt, den macht er groß. Sie ging und nahm zu in der Erkenntniß des eigenen bösen Herzens und der Liebe Christi, und stets geschah ihr, wie sie bat, weil sie vor allem um ein gehorsames Herz bat, das reich wäre an Früchten der Buße. Entwürfe zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung seines Reiches beschäftigten sie, z. B. der Bau von Kapellen, die Gründung von Schulen u. s. w., als sie im Jahre 1770 bedenklich erkrankte. Das war ihr eine Mahnung, ihr Haus zu bestellen; sie brachte Alles in Ordnung, setzte ihren letzten Willen auf, mit dessen Ausführung sie eine Freundin betraute, und empfahl Leib und Seele in die Hände ihres Vaters. Wieder genesend faßte sie den Entschluß, was sie noch im Fleische leben sollte, dem Herrn allein zu leben, daher alle unnöthigen und unnützen Besuche aufzugeben, um noch mehr im stillen Kämmerlein seyn zu können, denn sie fühlte, wie ausgebreitete Bekanntschaften selbst mit guten Menschen, sofern sie zu viel Zeit rauben, für den Christen ein Verlust seien.

Ganz dem Dienste Gottes wollte sie sich weihen und sein Reich verbreiten helfen in hohen und niederen Kreisen, in und außer ihrem Hause. So ging sie zu den Landleuten bei ihren Spaziergängen und hielt mit ihnen Zwiesprache über den Zustand ihrer Seelen. Manchmal mußte sie sich dabei freilich auch unziemliche Begegnung gefallen lassen, weßwegen ihre geistlichen Freunde ihr riethen, sie solle sich und ihre Perlen mehr schonen, und statt sich unnützlich und unnöthig auszusetzen, lieber

mehr stille seyn zum Herrn, da ein heiliges Schweigen gar manchmal dem Christenthum mehr als die beste Rede diene.

Der neue Wohnsitz in Barnton war nach allen Bedürfnissen eingerichtet und mit Freuden bezogen. Wer hätte geahnt, daß er im selbigen Jahre noch zum Wittwensitz werden sollte! Ihr Gemahl, auf den sie, obgleich er nicht ihres Wesens war, immer großen Einfluß hatte, verlebte mit ihr daselbst einige schöne Wochen des Herbstes 1771, da erkrankte er plötzlich. Doch erholte er sich ebenso schnell, und sie verfolgte mit neuem Eifer ihren Gedanken, die religiöse Unterweisung in ihrem Hause und in der Nachbarschaft zu vervollständigen. Am 6. Nov. wurde aber der Lord wieder unwohl. Den folgenden Samstag eilte sie nach Edinburgh, um eine Krankenpflegerin und einen Arzt zu holen; über den Sonntag wäre sie gerne dort beim heiligen Abendmahl geblieben. Als sie jedoch in der Frühe von der Verschlimmerung des Uebels hörte, kehrte sie plötzlich zurück, und schon am 11. Nov. verschied ihr Gemahl unter dem kräftigen Gebete eines anwesenden Geistlichen. Die letzten Tage und Stunden bewiesen, daß die religiösen Eindrücke, die er in ihrer geheiligten Nähe erhalten, an ihm nicht verloren waren, und das war ihr mitten im Schmerze ein Dank und großer Lohn.

Zehn Jahre hatte die Ehe gedauert, der Lord hatte sie bei allen seinen Fehlern geachtet und geliebt; mit ihm verlor sie nun den Rang und das Vermögen, womit sie die Sache des Glaubens und der thätigen Liebe im vollsten Sinne des Wortes immer weiter fördern zu helfen sich vorgesetzt hatte. Der Schlag beugte sie tief, aber sie trug ihn als Christin, ergeben in den göttlichen

Willen, die Ruthe küssend und ernstlich um die einzige Gnade flehend, nur recht den ganzen Segen dieses Kreuzes erfassen zu dürfen.

Der Lord ward in die Gruft seiner Väter begraben, die Wittwe zog mit einem Jahrgehalte von 1000 Pfund Sterling zu dessen Vater, Lord Breadalbane. Da fand sich bei Eröffnung der Papiere des Verstorbenen, daß er seine Frau zum Dank für ihre Liebe und Treue zur Gesammterbin all der Besitzthümer eingesetzt hatte, über die er frei verfügen konnte. Das erfreute sie nun nicht blos um des großen Besitzes willen, sondern noch mehr, weil es ein redender Beweis war, daß trotz aller seiner Quälereien sie doch im Grunde seine volle Achtung und Zufriedenheit besaß. — Lord Breadalbane setzte sie vollends in freien Besitz des neuerworbenen Barnton, und so war die dreißigjährige Wittwe ganz ihre eigene Herrin und Gebieterin über ein Einkommen von 2—3000 Pfund (24—36,000 Gulden) jährlich. Sie hatte sich mit Gut und Blut dem Herrn geweiht, davon wollte sie jetzt am wenigsten lassen, da er ihr so viel anvertraut; an Prüfungen und Demüthigungen ließ dessen Treue es leiblich und geistig ihr nicht fehlen, so konnte sie in seiner Kraft einhergehen und eine rechte Wittwe werden, „die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellet und bleibet am Gebet mit Flehen Tag und Nacht.“ (1 Tim. 5, 5.)

Rüstigen und tüchtigen Geistes, wie sie war, nahm sie ihre weltlichen Angelegenheiten in die eigene Hand; verlieh selbst ihre Güter und zog selber den Pacht ein. Nie erschien sie aber vor Gericht mit Klagen und nie erlitt sie einen wesentlichen Verlust an Geld und Geldeswerth. Während sie nun vollends ihren Wohnsitz aus-

bauen und einrichten ließ, arbeitete sie desto eifriger am Ausbau ihres inwendigen Menschen zu einem Tempel Gottes im Geiste — wie viel leichter war das Erstere zu vollenden, als das Letztere!

Zugleich fuhr sie im alten Eifer fort, am Reiche Gottes bauen zu helfen, wo und wie sie vermochte. Ihr Erstes war die Errichtung einer schottischen Kirche in Edinburgh auf ihre Kosten. Demnächst erbaute sie eine Kapelle zu Strathfillan, begabte sie und stellte sie unter den Schutz der schottischen Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß. Auch stellte sie unter Genehmigung derselben Gesellschaft zwei kirchliche Reiseprediger an, die im schottischen Hochland und auf den Inseln das Wort verkündigen sollten. Dann ging sie immer wieder nach Taymouth, um ihren alten Schwiegervater, Lord Breadalbane, durch ihre Nähe zu erheitern und mit ihren Händen zu pflegen. In der Stille dieses lieblichen Aufenthaltes genas jedesmal ihre Seele und ihr Leib auf's Neue. Hier hatte sie einst in weltlicher Größe und Pracht gelebt ohne Gott, hier hatte sich ihr aber auch die Pforte des Himmels geöffnet. Da konnte sie nun ungestört mit ihrem Gott allein die Fluren durchstreifen, brünstige Gebete zum Himmel senden, oder auch das arme Volk in dem Worte unterweisen, das ihr selbst vom Tode geholfen. Hier theilte sie großmüthig aus an die Dürftigen und kehrte dann Abends in ihr Gemach zu ihrer Bibel oder zu ihrem Tagebuch zurück, in das sie den Dank, die Klagen, die Bitten ihres „unwürdigen und sündigen“ Herzens ergoß. Hier erkor sie sich hin und wieder einen besondern Tag zum Fasten und Beten, um sich aus den Mühen und unvermeidlichen Zerstreuungen des Jahres wieder zu sammeln und in

ernster Einkehr ihrem durch Licht und Dunkel gehenden Geiste frische Spannkraft von oben geben zu lassen.

Zur Beschäftigung der Armen errichtete sie ein eigenes Werkhaus, wobei zugleich die Erziehung der Kinder wesentlich in's Auge gefaßt wurde. Selbst die Pförtner-Wohnungen auf beiden Seiten ihres Hofraumes wurden zu Schulen für die armen Nachbarskinder gemacht. Ihre Lustgärten waren offen für die Haufen derer, die zum gemeinsamen Abendmahlsgenuß herbeiwallten. In einem Nothjahre dienten dieselben Gärten zu Kartoffelfeldern für die Armen. Mit großer Umsicht vertheilte sie Summen zur Aushülfe von armen, aber würdigen Familien, nie aber unterstützte sie die Faulheit oder den Bettelstolz. Ueberhaupt übte sie eine weise und darum wirksame Liebe. Die Wohlthaten theilte sie gewöhnlich nicht selber aus: sie wollte kein Lob und keinen Dank, — Gott allein die Ehre!

Die öffentlichen Anstalten in Schottland half sie reichlich unterstützen; einige verdanken ihr die Entstehung. Die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß beschenkte sie noch nach ihrem Tode mit 60,000 Gulden. Die Erfüllung eines Lieblingswunsches, nämlich die Gründung einer allgemeinen Gesellschaft zur Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden sollte sie nicht mehr erleben. Ebenfalls 60,000 Gulden aber vermachte sie zur Ausbildung junger Geistlichen oder für sonstige religiöse Zwecke. Ihre sie überlebende Mutter, ihre Freunde und Diener bedachte sie mit reichen Gaben. Im Leben und Sterben wollte sie nichts als die treue Haushalterin über Gottes Güter seyn, daher war ihr Haushalt in aller Einfachheit und strengen Sitte, und ihre Umgebung mußte ihrem eigenen Wesen entsprechen,

in dem eine würdevolle Hoheit mit der Sanftmuth und Milde des Evangeliums weise verschmolzen war.

Im Jahre 1777 errichtete sie auf einer Reise in das südliche England eine Kapelle in Exmouth, im Jahr 1781 eine andere in Carlisle in Schottland. Am Ende dieses Jahres kehrte sie zum letztenmal nach Taymouth zurück; der ehrwürdige Besitzer desselben, ihr Schwiegervater verschied daselbst am 26. Jan. 1782 unter ihren Händen und Gebeten. Ihre eigene Gesundheit nahm von da an schnell ab. Treue Freundinnen standen ihr liebreich zur Seite. Im Jahre 1786 stiftete sie noch zu einer Kapelle in Bristol eine Summe von 26,000 Gulden. Die Verträge wurden geschlossen, die Arbeiten noch unter ihren Augen begonnen, und die Kapelle selbst sollte die „Hoffnungs-Kapelle" heißen. Auf einer Reise in Cumberland kaufte sie wiederum Grund und Boden zu einer neuen Kapelle und sah das Werk noch beginnen. Als sie nach Edinburgh kam, erschraken ihre Freunde über ihr Aussehen, doch ohne das Schlimmste zu ahnen. Vor Allem beschäftigte sich die zur letzten Reise Fertige mit dem Verkaufe von Barnton, um das Geld dafür rein bei ihrem himmlischen Bankherrn zu Gründung und Sicherung der ihm geweihten Stiftungen anzulegen. Ihr Vermögen sollte die kinderlose Wittwe nicht überleben — ganz wie es auf dem altchristlichen Grabmale des Atolus in Rheims lautet: „Er trug sein Vermögen voran in den Himmel durch seine Wohlthätigkeit — dann eilte er nach, um sich daran zu erfreuen." Das Geschäft ward glücklich beendet; freudig, lebhaft und in heiterer Laune sagte sie einem abreisenden Freunde, wenn er lange ausbleibe, werde er sie nicht mehr sehen. Ihre Lebenssonne hatte sich in der That

zum Untergange geneigt; sie hatte gewirkt, so lange es Tag war, sie war fertig. Ihr letztes Werk war, ihr müdes Haupt in den Schooß ihres Erlösers zu legen. Nur wenige Wochen war sie auf dem Krankenlager, die vier letzten Tage schlummerte sie fast immer. Eine Freundin, die sich ganz leise ihrem Bette nahte, um sie nicht zu stören, hörte sie lispeln: „Wohl, wenn das sterben ist, so läßt sich nichts Lieblicheres denken.“ Eine Furcht vor dem Tode hatte sie nie gehabt, sanft stellte sich der Bote des Friedens endlich bei ihr ein und nahm um die Mittagsstunde des 17. Juli 1786 ihre erlöste Seele von dannen. Sie hatte ein Alter von kaum 45 Jahren. Nach ihrem Wunsche ruht ihr Leib in ihrer Kapelle zu Edinburgh, ihr Haupt liegt gerade mitten unter dem Tische, worauf sie das heilige Abendmahl mitzufeiern pflegte. Die Leichenpredigt wurde gehalten über das Wort Luk. 12, 42—44.: „Der Herr aber sprach: wie ein großes Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter, welchen sein Herr setzet über sein Gesinde, daß er ihnen zur rechten Zeit ihre Gebühr gebe! Selig ist der Knecht, welchen sein Herr findet also thun, wenn er kommt. Wahrlich, ich sage euch, er wird ihn über alle seine Güter setzen!“

IX.

Isabella Graham,

geb. 1742. † 1814.

Unter denen, die mit dem Tode der soeben geschilderten Frau viel verloren haben, hat wohl eine am meisten verloren, weil sie ihr am ähnlichsten war: Isabella Graham, ihre vertraute Freundin. Sie soll uns zeigen, was der Glaube vermag und die Gnade wirkt in einem wahrhaft Gott geheiligten Herzen auch unter den dürftigsten Verhältnissen. Hat ja Gott von jeher nicht, was groß und reich ist vor der Welt, erwählet, sondern die Reichen und Großen, die er brauchen wollte zu seinem Reiche, immer erst klein und arm machen müssen am Geiste!

Isabella wurde geboren in Schottland den 29. Juli 1742. Ihr Großvater war einer der Aeltesten, welche um des Glaubens willen die reiche, todte englische Staatskirche verließen; so wurde sie in den Grundsätzen der presbyterianischen *) schottischen Kirche erzogen. Ihr Vater, J. Marshal, und ihre Mutter waren christliche Ehegatten; namentlich letztere vererbte ihren frommen Sinn auf die Tochter. Diese wurde ebenso zu tüchti-

*) Presbyter sind die Aeltesten, die nach urchristlichem Vorbilde frei vom Einflusse der Staatsregierung die Kirche nach evangelischen Ordnungen leiten.

gem Lernen als zu einem thätigen Leben angehalten. Als ihr Großvater ihr ein Vermächtniß von einigen hundert Pfund Sterling hinterließ, bat sie, daß die Summe zu ihrer ferneren Ausbildung verwendet werde. So wurde sie in ihrem zehnten Jahre in eine Kostschule gesandt, die von einer ausgezeichnet begabten und frommen Frau geleitet wurde. Mehrere Winter lang wiedmete sie sich ihrer geistigen und sittlich-religiösen Bildung und legte hier den Grund zu ihrer spätern Tüchtigkeit.

Ihr Vater, John Marshall bebaute ein väterliches Gut bei Hamilton. Dort verlebte Isabella ihre Kindheit und Jugend. Bereits als zehnjähriges Mädchen ersah sie sich in den nahen Wäldern ein Gebüsche, wohin sie gerne sich zu stiller Andacht zurückzog. In ihrem siebenzehnten Jahre legte sie ihr öffentliches Glaubensbekenntniß ab und in ihrem dreiundzwanzigsten verheirathete sie sich an den verwittweten Doktor John Graham, Arzt in Paisley, einen Mann von guter Erziehung und ansehnlichem Vermögen.

Ein Jahr nach ihrer Verheirathung wurde Dr. Graham Wundarzt beim sechzigsten amerikanischen Regiment und verfügte sich zu ihm nach Kanada. Seine Frau begleitete ihn auf der beschwerlichen und sehr gefahrvollen neunwöchentlichen Seereise. Die beiden Gatten dachten ihren bleibenden Aufenthalt in Amerika zu nehmen. Doktor Graham wollte später sein Amt niederlegen und einen Landstrich am Mohawkflusse kaufen, wohin sein Schwiegervater nachkommen sollte. In Quebek fanden sie die beste Aufnahme in der vornehmen Gesellschaft, aber wenig religiösen Sinn und eine ihnen ungewohnte große Entheiligung des Sabbaths. Sie selber

führten ein schönes Familienleben, dessen äußere Bedürfnisse zwei indianische Dienerinnen, eine für Stall und Küche, die andere für die Kinder, unter der Leitung der jungen Hausfrau besorgten. Die Officiere und die Officiersfrauen des Regiments hielten sich stets auf's Freundlichste zu ihnen. Der nahe Niagarafall entzückte sie mit den unvergeßbaren Schauern einer großartigsten Natur. Mitten in diesem zwar einfachen, aber geselligen Leben war indeß ihr religiöses Leben ziemlich zur Ebbe herabgesunken; die Donner des Niagara erinnerten sie an das Bedürfniß ihres tiefern Gemüthes und an den Sonntagen namentlich holte sie ihre Bibel hervor und erbaute sich damit in den heiligen Hallen der am Strome liegenden Wälder.

Indessen begannen die ersten Unruhen des nordamerikanischen Freiheitskampfes. Die englische Regierung verlegte das sechzigste Regiment auf die Insel Antigua, und Doktor Graham mit seiner Familie schickte sich zur Reise an. Jene bestand aus drei Mädchen und den zwei Indianerinnen. Unterwegs wollte Graham ein Stück Land kaufen, konnte aber nicht sobald fertig werden, so daß er allein vorausgieng und seine Frau mit den Kindern in New-York zurückließ, um auch vorher über Lage und Gesundheit des künftigen Wohnortes sich zu vergewissern. Endlich am 5. November 1772 schiffte sich die Familie nach Antigua ein.

Drei Wochen nach ihrer Ankunft mußte der Doktor mit einem Heerhaufen nach der Insel St. Vincents, wo die Karaiben aufgestanden waren, und die Gattin hatte sich schon wieder von ihrem Gatten unter den bedenklichsten Umständen zu trennen, denn der Krieg mit den Wilden konnte ihn dem grausamsten Tode aussetzen.

Sie war voll Furcht für sein Leben und befahl ihn nach Leib und Seele in den Schutz des Allmächtigen. Ihren Gatten bat sie beim Abschiede, wenn aus der Anzahl der Kriegsgefangenen ihm ein Antheil zugeschieden würde, möge er doch die armen Geschöpfe nicht als Sklaven annehmen, sondern frei lassen. Glücklich kehrte er wieder, und ihre Seele war voll Dank und Freude.

Um ihre älteste Tochter, die erst fünf Jahre alt war, den schlimmen Einflüssen ihrer Umgebung zu entziehen, sandte Isabella sie nach Schottland zu ihrer Mutter. Aber vor der Ankunft der Enkeltochter starb die Großmutter. Mitten in ihrem eigenen Schmerze schrieb sie ihrem theuern verwittweten Vater einen Brief voll göttlichen Trostes. Als ihr Gatte sie so schmerzlich bewegt sah über den Tod ihrer Mutter, warf er einmal das Wort hin: „Wer weiß, ob nicht Gott dir eine härtere Prüfung auferlegt und auch deinen Mann dir nimmt.“ Das war im August und schon am 22. November waren diese prophetischen Worte in Erfüllung gegangen.

Doktor Graham erkrankte am faulen Fieber und fünf Tage nachher war er eine Leiche. Er starb als ein Christ, war bis zum letzten Augenblicke bei vollem Bewußtsein und sah gefaßt dem nahenden Ende entgegen. Obgleich lebhaften Geistes und von fester Gesundheit, also nicht viel an den Schmerz gewöhnt, ließ er doch während der ganzen so heftigen Krankheit keinen Laut der Klage über seine Lippen kommen, betend ergab er sich in den göttlichen Willen, und das Gebet der Gattin, der Herr möchte die ganze seligmachende Kraft des Evangeliums ihn im Herzen erfahren lassen, wurde erhört. Sie wich nicht von seinem Bette, sprach ihm aus Gottes Wort zu und immer inniger wurde sein Flehen:

„Herr, zieh uns nach Dir, so laufen wir“ — „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf“ — „Komm, Herr Jesu, komm bald.“ Sie bat nicht mehr um sein Leben, nur daß Gott ihn reinige und heilige durch und durch ganz nach Leib, Seel' und Geist. Unter ihren Gebeten gab er seinen schnell vollends für den Himmel gereiften Geist auf. Der Friede Gottes verklärte das Antlitz des geliebten Todten, als die Gattin ihm das letzte Lebewohl im Sterbezimmer sagte. Die Gewißheit, daß er selig im Herrn entschlafen, milderte die Trauer der so bald und so jung vereinsamten Frau.

Ihre Kinder waren auf einige Zeit von Freunden aufgenommen, um der Mutter den schmerzlichen Anblick ihrer kindlichen Nichtempfindung des schrecklichen Verlustes zu ersparen; sie selbst nahm eine Einladung auf's Land zu einer befreundeten Familie an, nicht so sehr um sich zu zerstreuen, als vielmehr um ruhiger ihren Blick aufwärts dahin zu richten, wo sie den Schatz ihrer Seele wußte und wohin sie selber zu kommen hoffte. Einen Bedienten entließ sie, den andern ließ sie zum Schutze des Hauswesens zurück. In der Familie, zu der sie gieng, fand sie eine herzliche Aufnahme und was ihr mehr galt, wahrhafte Frömmigkeit, die gern alle ihre innern und äußern Mittel dem Dienste Gottes weihte; die Männer beschäftigten sich freiwillig mit dem Unterrichte armer Neger.

So war Isabella in ihrem einunddreißigsten Jahre Wittwe mit drei unerzogenen Töchtern und einem Kinde unter dem Herzen, weit entfernt vom Vaterhause in fremdem Lande. — Eine Angst über alle erfüllte lange ihr Herz: da ihr Gatte noch so frisch und unverändert auf dem Todtenbette gelegen und schon am andern Tage

beerdigt war, wähnte sie, er möchte nur scheintodt gewesen seyn. Da ließen ihre Freunde das Grab noch einmal öffnen, um sie zu überzeugen, daß sich kein Zeichen des Wiedererwachens finde. Nun legte sie Wittwenkleidung an mit dem festen Entschlusse, sie nie mehr abzulegen. Nur ihrem Gott und ihren Kindern wollte sie ferner als eine rechte Wittwe leben.

Als einziger Nachlaß von ihrem seligen Manne befanden sich kaum zweihundert Pfund Sterling (2,400 Gulden) in den Händen ihres Anwalts; — man rieth ihr daher, die zwei indianischen Mädchen zu verkaufen, da sie das Eigenthum ihres verstorbenen Gatten waren. Aber kein Geld in der Welt hätte sie vermocht, über unsterbliche Geschöpfe ihres himmlischen Vaters als über eine Sache zu gebieten. Eines der Mädchen begleitete sie nachher nach Schottland, wo es sich verheirathete, das andere starb in Antigua und vermachte seiner Herrin ihre ganze Liebe und Dankbarkeit. Der Gehülfe ihres Gatten hatte von diesem eine so gute Schule erhalten, daß er in die Stelle des Verstorbenen eintreten durfte. Obwohl ihre eigenen Vermögensumstände so gering waren, so schenkte sie ihm doch die ärztliche Büchersammlung und den Degen ihres Mannes. Der junge Mann gehörte zu den wenigen Dankbaren in dieser Welt: Jahr um Jahr übermachte er ihr zur Abtragung seiner Schuld Alles, was er ersparen konnte, bis zum Jahre 1795, von wo an seine Briefe völlig ausblieben. Ohne Zweifel war er gestorben; sie aber war bis dahin in solchen Umständen, daß sie die Unterstützung nicht mehr brauchte: eine offenbare Fügung der Vorsehung.

Während die ganze Umgebung nur darnach trachtete, durch Erwerbung von einigem Vermögen sich eine unabhängige Stellung zu verschaffen, verlangte Isabella nichts als ein Leben in Abhängigkeit von der liebenden Fürsorge ihres himmlischen Vaters; die Kraft, seinen Willen zu thun und zu leiden, sollte ihr Reichthum seyn. Damit allein bestellte sie ihr Haus, daß sie ihre Familienangelegenheiten ihrem und ihres Gatten treuestem Freunde, dem Hauptmann Grandidier und seiner Frau, ihre Kinder aber ihrem Vater in Schottland in zwei herzigen Briefen empfahl, für den Fall, daß der Herr auch sie bei ihrer bevorstehenden Niederkunft von hinnen nähme; besonders bat sie ihren Freund für das Wohl der beiden Indianerinnen besorgt zu seyn. Da sie wußte, wie der rechtschaffene Mann noch keine tiefere Ueberzeugung von der heiligen Schrift als Gottes Wort habe, so empfahl sie ihm auf rührende Weise mit inständiger Bitte: er möchte doch den einzig zuverlässigen Beweis für die Göttlichkeit der Schrift antreten und nach dem Spruche handeln: „Wer da will den Willen meines Vaters im Himmel thun, der wird inne werden, ob meine Lehre aus Gott sei, oder ob ich von mir selber rede." Alle Mutterliebe und Christenbitte ergoß sie aber in dem Briefe an ihren theuern Vater, in dem sie als ihren höchsten und letzten Wunsch aussprach, „ihre geliebten Kinder möchten doch erzogen werden in der Liebe und zum Dienste Gottes, mögen sie einst im Ueberfluß schwimmen oder ihr täglich Brod suchen müssen — wenn sie nur in der Liebe Gottes stehen und lernen, daß der Hauptzweck des Lebens ist, sich auf den Tod vorzubereiten."

Isabella genas eines gesunden Knaben; fröhlich

und dankbar gab sie ihm den Namen seines Vaters und weihte ihn dem Urheber seines Daseyns in demüthigem Vertrauen.

Nun hatte sie keinen Grund, länger auf Antigua zu bleiben, sie veräußerte ihr kleines Besitzthum, legte das Geld in die Hände eines zuverlässigen Mannes, bestellte ein Schiff, ließ das Grab ihres Gatten mit einem Geländer umfassen, nahm Abschied von ihren Freunden und richtete mit schwerem Herzen ihr Angesicht nach ihrem Heimathlande.

Nach einer stürmischen Ueberfahrt landete sie in Irland, wo sie erfuhr, wie die Freunde und Kameraden ihres Mannes als Zeichen ihrer Achtung und Liebe gegen den Verstorbenen „sich die Freiheit genommen hätten, die Kosten ihrer Reise zu bezahlen.“ Nun bestieg sie ein Packschiff nach Schottland, an dessen Bord, wie sie nachher erfuhr, nicht einmal ein Kompaß war. Es erhob sich ein furchtbarer Sturm und neun Stunden lang schwebte Alles in äußerster Gefahr. Ruder und Mast zerbrachen, alles auf dem Verdeck Befindliche ward von den Wellen fortgerissen, und zuletzt stieß das Fahrzeug an einem Felsen auf an der Küste von Ayr in Schottland. Die schrecklichste Verwirrung war nun auf dem Schiffe, eine Menge junger Leute, welche auf die Hochschule in Edinburgh zogen, rannte durch einander, die einen betend, die andern fluchend. Alles war in Verzweiflung, nur die Wittwe mit ihrer kleinen Habe und ihren weinenden Kindern im Arme blieb ruhig, sie sagte den letztern, nun werden sie bald zu ihres Vaters Freude eingehen. Die Reisenden schrieben schon ihre Namen in ihre Taschenbücher, damit ihre Leichname könnten erkannt werden. Ein junger Mann kam in die Kajüte

und fragte: „Ist hier ein bischen Ruhe?" und war erstaunt, ein Weib so ruhig zu finden. Sie lasen mit einander den 107. Psalm. Bei den Worten: „und stillete das Ungewitter, daß die Wellen sich legten," wurde das Schiff durch die Fluth vom Felsen weggerissen, nachdem es durch die, anderthalb Stunden lang es peitschenden Wellen beinahe mit Wasser angefüllt worden war. Gegen Morgen ließ der Sturm nach und das Fahrzeug schwamm weiter, bis es auf einer Sandbank sitzen blieb. Vom Strande her wurde Hilfe geleistet, in einer kleinen Herberge fand die schiffbrüchige Gesellschaft Zuflucht, und die Männer eilten, das Andenken an die Gefahr, der sie entronnen, in einer Punschschale zu versenken .....

Aber Isabella zog sich in ein Privathaus zurück, um dem Herrn Dank zu sagen und sich und ihre Waisen in seinen ferneren Schutz zu befehlen. Ein Mann aus Ayr hörte von dem Schiffbruche und eilte zur Hilfe herbei; in ihm erkannte Frau Graham einen alten Freund wieder. Er wiedmete der Familie alle Aufmerksamkeit, führte sie in sein eigenes Haus und behandelte sie auf's gastfreundlichste.

Nach einigen Tagen erreichte sie die Behausung ihres Vaters in Cartside. Dieß war aber nicht das große Wohnhaus, in welchem sie ihn verlassen hatte, sondern ein kleines Häuschen mit nur drei Gemächern. Herr Marshall war zu gut und vertrauend gewesen, er hatte mehrfach Bürgschaft geleistet für Freunde, und deren Fall hatte ihn arm gemacht. Er diente nun als Geschäftsführer bei einem benachbarten Manne, mit dessen Vater er innig befreundet war, um jährlich zwanzig Pfund Sterling (240 Gulden) und die Nutznießung einer kleinen

Meierei. Nach kurzer Zeit aber war seine Gesundheit so angegriffen, daß er seinem Geschäfte nicht mehr vorstehen konnte und also auch jener Wohlthat beraubt wurde. So hatte nun Isabella ihren Vater sammt ihren Kindern mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren. In aller Liebe trug sie ihn, bis er 75 Jahre alt in ihrem Hause zu Edinburgh den 13. Febr. 1783 starb. Nachdem sie nämlich zwei Jahre zu Cartside gewohnt hatte, gieng sie 1778 nach Paisley, wo sie eine kleine Schule hielt. Mit dem Einkommen davon und einem Wittwengehalt von sechzehn Pfund Sterling mußte sie den Unterhalt der ganzen Familie bestreiten. Natürlich war sie zurückgezogen von der Welt, die ihr Vergnügen in ihrem Reichthum findet. Nur einige christliche Freunde standen ihr näher.

In solcher Lage bewährte sich denn ganz Isabellens christlicher Sinn. Mit einem Herzen voll Liebe, Glauben und Hoffnung wandelte sie im Thale der Demuth und bestrebte sich, nur Gottes Willen den ihrigen seyn zu lassen. Ihre Kinder kleidete sie in hausgemachte Zeuge; in Cartside verkaufte sie die Butter, die sie bereitet, und ihre Kinder tranken Milch. Sie wollte ihr eigen Brod essen und noch übrig haben, zu geben den Dürftigen. Eine Zeitlang bestand ihr Frühstück und Abendessen blos in Suppe, und ihr Mittagsessen in Erdbirnen und Salz. Der Friede Gottes und ein zufriedenes Gemüth war ihr reicher Ersatz für alles Andere.

Indessen war ihr edler Freund, Major Brown, mit seiner Gattin nach Schottland zurückgekehrt und wohnte jetzt in der Gegend von Ayr. Ein anderer Freund von Antigua her, Peter Reid, war Kaufmann in London. Dieser gab ihr den Rath, ihr kleines, bisher zusammen-

gehaltenes Kapital in Muslin zu stecken und davon feinere Kleidungsstücke zu machen, die er ihr in einem seiner Schiffe umsonst nach Westindien zum Verkaufe senden wolle. Er hoffte dadurch ihr Vermögen zu vergrößern und ihr Gemüth von der tiefen Trauer um ihren Gatten etwas abzuziehen. Sie gieng darauf ein, verarbeitete die Stoffe, schiffte sie ein — aber bald erfuhr sie, daß das Schiff von den Franzosen erbeutet worden sei. So weiß der Herr zu züchtigen, die er lieb hat!

Nun riethen ihre Freunde zur Errichtung einer Kostschule in Edinburgh. Ihre Bildung, ihre Lebenserfahrung, ihre demüthige Herzensfrömmigkeit erschien ihnen als besonders geeignet zur Erziehung von Mädchen aus höheren Klassen. Noch ein anderer Plan wurde ihr von einem andern Freunde vorgelegt. Die Entscheidung ward ihr schwer. Sie trug ihre Sache dem Herrn mit inständigem Gebete vor, und bat um seinen Wink. Da fiel ihr glaubiger Blick auf das Wort des Auferstandenen Joh. 21, 15.: „Simon, liebst du mich mehr, denn diese da? Er sprach: Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: So weide meine Lämmer.“ Das bestimmte sie, Gott als Erzieherin der Jugend zu dienen.

Aber so stark ihr Glaube war, so besorgt war ihr Gemüth, da sie namentlich der Geldmittel zu dem Unternehmen entbehrte und auch sonst viele Hindernisse sich zeigten. Ein Nervenfieber ergriff sie und warf sie mehrere Wochen auf's Lager. Als sie sich wieder erholt hatte, war sie nur um so fester entschlossen, vorwärts zu gehen im Vertrauen auf Gott. Sie rüstete sich zur Reise und segelte (1779) nach Edinburgh.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft erhielt sie ein

Schreiben von Peter Reid mit einer Summe Geldes für die geraubten Muslinarbeiten; sie hatte dieselben ganz verloren geglaubt, aber der vorsichtige Kaufmann hatte sie versichert. So war ihr wieder geholfen. Ihre Freundin Brown begleitete sie nach Edinburgh und sorgte für ihr Unterkommen und Unternehmen. Ein anderer Freund ihres Mannes, der Kaufmann Georg Andersen in Glasgow, bot ihr freundlichst seine Dienste und seine Kasse an. Viele andere Freunde erwarb sie sich selber in Edinburgh.

Ihre Schule wurde bald sehr ansehnlich. Ihre eigene gute Erziehung leistete ihr jetzt die wesentlichsten Dienste. Ohnehin war sie unermüdlich in Aufsicht und Unterricht, und fühlte ganz ihre hohe Verantwortlichkeit für die Seelen ihrer Zöglinge. Daß der Erzieher wesentlich Seelsorger seyn müsse, war ihr klar, und je mehr sie „als eine Mutter in Israel" ihre Schülerinnen auf Gottes Wege leiten zu müssen sich bewußt war, desto eifriger war sie ihnen die Führerin dahin mit der Bibel in der Hand. Sie betete mit ihnen Morgens und Abends, besonders wurde der Sabbath geheiligt.

Die Schülerinnen liebten sie hinwieder, als wären sie ihre eigenen Töchter, so lange sie lebten. Ihre Festigkeit in Handhabung der Schulordnung, ihr Dringen auf Fleiß und Aufmerksamkeit verband sich auf's Trefflichste mit mütterlicher Zärtlichkeit. Nie war sie böse Schulmeisterin oder gar Zuchtmeisterin. Ihre Schule war eine kleine Republik. Hatte eine Schülerin etwas begangen, so rief sie ein „Kriegsgericht" zusammen; von ihres Gleichen sollte die Schuldige gerichtet werden, damit keine Willkür und Laune oder Leidenschaft den Stab Wehe führe. Die Schulgesetze waren feierlich verkün-

digt, Gehorsam war unverbrüchlich, der Spruch des Kriegsgerichtes wurde jedesmal bestätigt und hatte seine heilsamen Folgen. So wurden ihre Untergebenen fleißig, aufgeweckt, besonnen und glücklich. Wurde dann eine krank, so wiedmete sie ihr die unablässigste Sorge und Aufmerksamkeit, und sparte keine Kosten zur Herstellung ihrer Gesundheit. Die Töchter armer frommer Geistlichen nahm sie um die Hälfte des Kostgeldes in ihre Anstalt, des apostolischen Wortes 1 Kor. 9, 11., so wie des Scherfleins der armen Wittwe eingedenk. Da das Kostgeld vorausbezahlt wurde, konnte sie noch eine andere Art des Wohlthuns üben. Kleinen Geschäftsleuten von redlichem Christensinn, denen oft eine Summe von hundert, zweihundert Gulden so nothwendig und ersprießlich für ihren Betrieb ist, schoß sie solche kleinere Summen vor und nahm ohne alle Zinsen von ihnen Waaren dafür.

Zugleich durfte sie die Almosenpflegerin im Namen von reichen und höher stehenden Freundinnen seyn. Bei einem ihrer Armen- und Krankenbesuche brachte sie einer alten Frau ein neues Kleid, und sollte dafür mit anhören, wie diese vor Allem dem lieben Gott Dank sagte, daß er guten Menschen eingegeben habe, was ihr größter Wunsch gewesen sei, denn bisher habe sie Werk- und Sonntags nur ein Kleid gehabt.

Als sie merkte, wie schlimm das arme Volk in Krankheiten daran sei, das in gesunden Tagen sich kaum von der Hände Arbeit nähren konnte, kam sie auf den Gedanken und brachte ihn zur Ausführung, jede Person in der Nachbarschaft solle wöchentlich einen Penny (drei Kreuzer) zurücklegen zu einem Grundstock, aus dem die Beitragenden in Krankheitsfällen unterstützt werden könn-

ten. Noch jetzt besteht dieser Verein und besitzt nun ein schönes Kapital.

Almosenpflegerin war sie insbesondere auch für die Gräfin Glenorchy, mit der sie in engster Verbindung war. Dem Tode nahe, verlangte dieselbe ausdrücklich, daß Isabella, die Vertraute ihres Herzens, aus einer Entfernung von zwanzig Meilen herbeigeholt würde. Isabella war auch Zeugin ihres Todes, und durfte ihrer Wohlthäterin und Freundin die Augen zudrücken, bei der sie, wenn sie Rathes bedurfte, namentlich in Sachen der Erziehung, stets eine eben so reife als christliche Antwort fand. So rieth die Gräfin ihr einmal auf eine Anfrage, ob sie ihre Kostfräulein auch in's Theater und zu Bällen führen sollte, entschieden ab, ohne sie damit zu etwas anderem bestimmen zu wollen, als zum erneuten Anfragen bei dem, der allein in allen Sachen Rath weiß. Eine Wohlthäterin verlor Isabella an der Gräfin namentlich in Bezug auf ihre Töchter. Eine derselben hatte sie längere Zeit in ihr Haus aufgenommen, selber unterrichtet und auf ein Jahr in eine französische Lehranstalt nach Rotterdam geschickt. Da bestritt sie alle Kosten und reichte dem Mädchen ein reichliches Taschengeld, damit es keine fremde Noth ansehen müsse, ohne Mittel zum Helfen. Sie wußte, wie wichtig es sei, Kinder frühe an Uebung christlicher Milde zu gewöhnen. Die Mutter schrieb ihrer geliebten Tochter, wie sie am Bette ihrer Wohlthäterin acht ganze Tage und Nächte durchgewacht habe, mit Ausnahme einer Stunde, in der sie im Krankenzimmer sich ein wenig Schlaf gegönnt. Sie erzählte ihr von den letzten vier Tagen, da die Aerzte sie bereits aufgegeben und ihre Sinne sich geschlossen hatten, daß sie nicht mehr

reden und beten konnte — die Tochter möchte doch ja dafür sorgen, daß sie gegründet und vorbereitet sei auf solche Tage des Leidens, „da die Sinne schwinden und der Mund wird kraftlos seyn.“

Im Jahre 1785 hatte Doktor Witherspoorn bei einem Besuch in Schottland in Isabella gedrungen, sie möchte wieder nach Amerika gehen. Es war auch in ihrem Herzen eine stille Sehnsucht nach dem Lande, in dem nicht nur der Mann und die Freude ihrer Jugend begraben war, sondern in dem nach ihrer Ansicht die Kirche Christi ganz besonders erblühen sollte. Sie war entschlossen, wenn die Erziehung ihrer Kinder beendigt sei, zurückzukehren. Von New-York aus kamen die besten Versicherungen und Aussichten, und sie ordnete ihre Angelegenheiten, um Edinburgh zu verlassen. Mehr als dieses nahm ihre Seele in Anspruch die Ordnung ihres Verhältnisses, die Auseinandersetzung und Besiegelung ihres Entschlusses mit ihrem Gott, nach dessen Reich und Gerechtigkeit sie für sich und ihre Kinder zuerst trachten wollte auch bei diesem Vorhaben, da sie gewiß wußte, daß das Uebrige — und Gesundheit, Schönheit, Reichthum, Ehre, Welt suchte sie nicht — ihr zufallen werde.

Und es fiel ihr zu. Der Anker ihrer Hoffnung war in den ewigen Felsengrund geworfen, nur das Leben ihrer und ihrer Kinder Seele war ihr erster und letzter Wunsch. Am Tische des Herrn hatte sie sich vorher noch der Gnade Gottes versichert, und im stillen Kämmerlein beschäftigte sie nur noch die Frage: „Willst du, o Herr, uns bedecken mit dem Schatten deiner Flügel?

Bist du mein Mann und der Vater meiner Waisen? Willst du unser Schild seyn im fremden Lande? Willst du sorgen für uns? Willst du uns nicht versäumen noch verlassen? Im Thal der Todesschatten willst du unser Stecken und Stab seyn? Was kann deine Magd anderes sagen als Amen, thue wie du gesagt hast!“ . . . so schrieb sie in ihr Tagebuch und nun wurden die Anker gelichtet.

Sie mußte wegen des Kriegs mit Algier ein besonderes kleines Schiff für sich und ihre Familie miethen, was ihre Ausgaben erhöhte. Aber die Vorsehung sandte ihr gerade wieder eine Heimzahlung von dem oben genannten jungen Freunde ihres Gatten, Doktor Henderson und dazu kam ein Vermächtniß von 200 Pfd. (2400 fl.) aus der Hinterlassenschaft der Lady Glenorchy; so war geholfen.

Am 8. Sept. 1789 landete sie glücklich in New-York, auf's Herzlichste empfangen von weltlichen und geistlichen Freunden. Sie eröffnete ihre neue Schule im Oktober mit fünf Schülerinnen und noch vor Ende des Monats waren es fünfzehn. Religiöse Erkenntniß und christlicher Wandel war auch hier nächst den übrigen weiblichen Kenntnissen ihr Hauptaugenmerk. General Washington ward während seines Aufenthaltes in New-York ihr besonderer Gönner und Beschützer. Bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen der Schule erschien jedesmal der ausgezeichnete Bischof der englischen Kirche von New-York. Ihr Beichtvater war der vortreffliche Dr. Mason, der auch ihre zwei Töchter, Johanna und Isabella konfirmirte. Ihre älteste Tochter wurde von Dr. Rogers kirchlich getraut mit H. Stevenson, einem Kaufmann in New-York. Ihren Sohn Johann, einen begabten aber

wilden Burschen hatte sie in Schottland zurückgelassen, wo er sich unter einem tüchtigen Lehrer zusammennahm und etwas zu werden versprach zur Freude seiner Mutter. Sein unternehmender Sinn bestimmte ihn, auf einem Kauffahrteischiffe Dienste zu nehmen. Er litt an der Küste von Holland einen Schiffbruch, doch ein Freund seiner Mutter nahm ihn in's Haus und sandte ihn nach New-York, wo er einige Monate bei ihr blieb, bis er sich mit einem Sohne des Dr. Mason wieder nach Schottland einschiffte. Ihre innigsten Gebete um sein Wohl, noch mehr aber um das Heil seiner Seele, begleitete den geliebten Sohn.

Während ihr Herz um ihn in Aengsten schwebte, ward ihr im Sept. 1791 die erste großmütterliche Freude zu Theil; heißer Dank für den Neugeborenen und brünstige Bitte für seine junge Seele füllte ihr Herz und ihr Tagebuch. — Im Frühjahre 1792 starb ihr geliebter Beichtvater Dr. Mason; sie sah in ihm einen Führer und Boten, der ihr voran zum bessern Leben gieng. In der Fülle ihrer häuslichen Geschäfte fühlte sie ohnehin die Schwäche des Alters nahen. Mit neuem Ernste und neuer Inbrunst bat sie den Herrn um ihre Vollbereitung.

Im Frühling 1793 hörte sie von einem Fremden, der ihren Sohn kannte, daß dieser von einem Fieber und in Folge davon von einer Anwandlung der fallenden Krankheit ergriffen sei. In einem solchen Anfalle war er vom Mastkorbe gefallen und dadurch auf mehrere Monate dienstunfähig geworden. Der Sohn war nicht im Sinne und Wege seiner Mutter gewandelt; jetzt in seinem Unglücke schrieb sie an ihn als einen längst verlorenen aber noch immer theuern Sohn einen Brief voll heiliger

Liebe, in dem sie ihn zur Einkehr in sich und zur Umkehr zu Gott mit erschütterndem Ernste ermahnte. „O mein Sohn, öffne deine Bibel, kniee nieder, lies die Worte, die dir gelten, wandle all ihre Verheißungen, alle ihre Drohungen, alle ihre Ermahnungen und alle ihre Befehle in's Gebet, denn von dir selber kannst du nichts thun, und bitte Gott um Christi willen, er möchte dir den Geist des Gebetes geben. O mein Sohn, übergieb dich seiner Führung. Lies das fünfzehnte Kapitel im Evangelium Lukas: Deine Mutter und deine Schwestern wollen mit dir umkehren zum Vater, komm zu uns, mein Sohn. Wir wollen über dich wachen und beten, wir wollen Alles thun, um dir Gesundheit und Wohlbefinden zurückzugeben. Ich will die Ueberfahrt bezahlen. Alle deine Freunde senden dir die besten Wünsche. Ich befehle dich, mein Sohn, dem Herrn; möge er seinen Segen geben. Deine zärtliche Mutter. J. Graham."

Den letzten Brief und das letzte Lebenszeichen erhielt sie von ihrem unglücklichen Sohne aus Demarara 1794, worin er schrieb, er sei auf einem holländischen Schiffe von Amsterdam abgesegelt, von den Franzosen gefangen, von den Engländern befreit worden, sei auf der „Hoffnung" in Demarara angekommen und wenn er nicht bald etwas von seiner Mutter höre, wolle er wieder mit einer heimkehrenden Flotte nach Europa zurück.

„Gott sei gedankt für seine Gnade und Langmuth," rief sie aus, als sie am 20. Febr. 1794 den Brief erhielt. „Ich glaube, Herr, Du weißt, daß ich glaube, wenn Du nur ein Wort sprichst, so wird diese todte Seele leben, so wird mein Sohn in ein demüthiges, dankbares, wahres Kind Gottes umgewandelt werden durch Zurechnung der Gerechtigkeit seines Heilands und der Ein-

pflanzung deines Geistes. Ich kann nichts für ihn thun, Du kannst Alles. Herr, ich warte auf Dein Heil. Ich werfe ihn auf Dich. Ich traue auf Deine reine, königliche Gnade in Christo. Amen."

So betete, so schrieb sie. Aber auf alle ihre Gebete, auf alle ihre Nachforschungen erhielt sie keine Antwort. Einige Monate nachher hieß es, ein Schiff, das den Namen „Hoffnung" trug, sei von den Franzosen genommen worden. Wahrscheinlich starb der Verlorene in französischer Gefangenschaft. Es blieb der armen Wittwe nichts übrig, als in demüthigem Glauben zu hoffen, Gott habe ihren Sohn ein gutes Ende nehmen lassen. Sie hatte einen ähnlichen Fall an ihrem eigenen Bruder erlebt.

Im Juli 1795 verheirathete sich ihre zweite Tochter Johanna an einen Kaufmann in New-York. Im folgenden Monat erkrankte ihre älteste Tochter tödtlich. Sie war eine liebe fromme Seele und sah dem Tode mit christlicher Fassung und unerschrockenem Glauben entgegen. Mitten im Todeskampf sang sie Siegespsalmen. Auch die Mutter war fest und stark in dieser Noth und als die geliebte Tochter ausathmete, erhob sie Hände und Augen zum Himmel und rief: „Ich wünsche dir Freude, du Liebste." Dann wusch sie ihr Antlitz, nahm einige Erfrischungen und zog sich in's stille Kämmerlein zurück, um ihren Mutterschmerz in brünstigen Gebetsergießungen zu verklären.

Sie hatte sich zum Gesetz gemacht, den zehnten Theil ihres Einkommens zu frommen Zwecken zu bestimmen. Aus der Hinterlassenschaft ihrer Tochter stiftete sie alsbald fünfzig Pfund Sterling zur Errichtung einer Pflanzschule von jungen Geistlichen. Mit größtem Eifer trug sie ebensoviel zur Gründung der ersten Missionsge-

sellschaft in New-York bei; nicht blos mit Geld und Gut, sondern mit Gut und Blut, das heißt mit persönlicher Hingabe arbeitete sie mit an dem Werke der äußern Mission, der Verbreitung christlicher Erkenntniß unter die Indianer und die an den Grenzen zerstreuten Ansiedler. Sie selber war fortwährend am Werke der innern Mission. So kannte sie eine junge Freundin, die zum zweitenmal Wittwe und in dürftigen Verhältnissen war. Es war kein evangelischer Geistlicher in ihrer Nähe, der ihr zum Lichte verhelfen konnte in ihrer trüben innern und äußern Lage. So besuchte Isabella sie fleißig und Gott gab ihr Gnade, daß sie die Frau und ihre Kinder in die Wege des Friedens leiten durfte. Wie durch ihren persönlichen Umgang, so wirkte sie durch ihre Briefe an ihre Freunde und Freundinnen, die eine Fülle der erhebendsten Gedanken und einen Schatz der tiefsten Frömmigkeit in anspruchlosester Sprache enthalten und einen köstlichen Blick in ihr schönes, geweihtes Gemüth thun lassen. Von hohem Werthe sind insbesondere auch die religiösen Betrachtungen und die Ergüße ihres immer betenden Herzens, die sie in ihren Tagebüchern vor Gottes Thron ausschüttete.

Im November 1797 wurde in New-York der Frauen-Verein zur Unterstützung armer Wittwen und Waisen gegründet, der unendlich segensreich war, namentlich gleich im folgenden Jahre, wo das gelbe Fieber in der Stadt wüthete. Unsere Isabella stand an der Spitze und ihre treue Arbeit war zehn Jahre lang vom schönsten Erfolge gekrönt. Sie war es auch, welche die monatliche Missionsbetstunde einrichten half.

Im September 1798 heirathete ihre Tochter Isabella einen Kaufmann in New-York. Nun ihre Kinder

glücklich versorgt, ihre Kräfte immer mehr im Abnehmen waren, entschloß sie sich ihre Schule aufzugeben und bei ihren Kindern zu leben. Nur die Furcht, diesen die Krankheit in's Haus zu tragen, konnte sie verhindern, beim Ausbruche des gelben Fiebers persönlich den Kranken beizuspringen. Um so unermüdeter war sie den folgenden Winter in Verpflegung der Armen und Beschäftigung der Wittwen. Die Armenpflegerinnen ihres Vereins hatten jede einen eigenen Bezirk, und Isabella leitete das Ganze. Ihre ganze Zeit wiedmete sie ihrem Amte. Einst war sie etliche Wochen abwesend auf Besuch in Boston, da kamen fortwährend unbekannte Leute zu ihrer Tochter und fragten nach Frau Graham. Als jene fragte, woher sie denn diese kennten, antworteten sie: Wir wohnen in den Vorstädten, wo sie uns oft besuchte und erquickte. Wir vermissen sie schon lange und fürchteten, sie möchte krank geworden seyn; wenn sie durch unsere Straßen gieng, kamen wir gewöhnlich vor die Hausthüre, um ihren freundlichen Gruß zu empfangen.

Isabella that, was sie that, nicht vor den Leuten, sondern vor Gott. Wenn sie zur monatlichen Sitzung ihres Vereines gieng, so erhob sie vorher zu Ihm die Hände und betete:

„Herr, ich danke Dir für das Ehrenamt, das Du mir übertragen. Ich habe es von Dir. Mache mich geschickt, es für Dich zu verrichten. Du Vater der Waisen und Mann der Wittwen, mache mich zu einem tüchtigen Werkzeug in Deiner Hand, und zur Haushalterin über Deine Güte. Gieb mir gesundes Urtheil und den Geist, der Alles prüfet, gieb mir Zartheit, Freundlichkeit, Demuth und Liebe; laß die Liebe zu Dir das Gesetz meiner Handlungen seyn, leite mich auf dem schmalen Wege der Pflicht; laß meine Sachen, meine Zeit und meine Handlungs-

weise Dir geheiligt seyn. Ich danke Dir für die Summen, die Du in meine Hand zur Hülfe Deiner armen Geschöpfe legst; sei mit uns diesen Abend und lenke Du unsere Beschlüsse über Vertheilung derselben. Amen."

Der Verein wurde vom Staate anerkannt und gefördert. Er sollte seine Wirksamkeit noch weiter ausdehnen, und Frau Graham nahm lebhaften Antheil an Ausführung der Entwürfe. Es wurde ein kleines Haus gekauft, wo verschiedene Arbeiten zum Besten der Wittwen gesammelt wurden. Eine Schule für die Waisen kam hinzu, und manch eine von Isabellens frühern Schülerinnen übernahm freiwillig das Amt, abwechslungsweise darin den Unterricht zu ertheilen. Nebenbei wählte sie die tauglichsten Wittwen aus, um von ihnen gegen eine kleine Belohnung Kinder von Wittwen in verschiedenen Theilen der Stadt Werktagsschule halten zu lassen. Auch zwei Sonntagsschulen errichtete sie, eine von ihr selbst, die andere von ihrer Tochter geleitet. Wo sie armen oder kranken Christen begegnete, besuchte und erquickte sie dieselben, oder eröffnete kleine Geldsammlungen für sie.

Jahrelang sorgte sie für den religiösen Unterricht der Kinder im Armenhause, wobei sie von einer demüthigen und frommen Freundin unterstützt wurde, welche fast jeden Sonntag sich dort einfand. So gieng ihre ganze Zeit hin mit Aufsuchung des Elends und Linderung desselben, wo sie nur konnte. Und statt sich damit zu rühmen, fühlte sie stets, wie weit sie zurück sei hinter ihrem Herrn und Meister, der „umhergieng und wohlthat."

Häufig pflegte sie nach dem Frühstücke ihr Haus zu verlassen mit einigen Stücken Brod in der Tasche, um erst um 8 Uhr Abends wieder heimzukehren. Ihr Mit-

tagessen bestand dann in ihrem Brode und etwa einem Teller Suppe in der Suppenanstalt, welche von der „menschenfreundlichen Gesellschaft" für die Armen errichtet worden und über welche eine ihrer Wittwen auf ihre Empfehlung hingesetzt war. Mit ihr gieng fleißig ihre Freundin Frau Sarah Hoffmann; obschon Beide verschiedenen kirchlichen Genossenschaften angehörten, verband sie doch die eine Liebe zu demselben Herrn.

In ihrem Jahresberichte von 1800 erzählte sie, wie 142 Wittwen mit 406 Kindern unter zwölf, ja meist unter sechs Jahren den Winter hindurch besucht und unterstützt worden sind. „Wittwe" sagte sie, „ist ein trauriges Wort, selbst unter den besten Verhältnissen; aber eine arme, verlassene Wittwe, umgeben von einer Anzahl kleiner Kinder, die zitternd vor Kälte, bleich vor Mangel nach Brod suchen, wo keines ist, noch eine Aussicht auf Hülfe — das ist ein Zustand, der nicht beschrieben werden kann." Weil sie die Barmherzigkeit ihres Gottes erfahren, konnte sie selig seyn und beseligen in Uebung der Barmherzigkeit an Alt und Jung, Nah und Fern, Weißen und Negern, durch Wort, Werk und Schrift. Ja man muß ihre Briefe lesen, um ganz diese edle Seele zu verstehen. Wie köstlich ist der, in welchem sie (22. Nov. 1801) den Heimgang ihrer Enkeltochter Isabella, deren Einverleibung in die „triumphirende Kirche" erzählt. „Ich bat gestern den Herrn, daß er sie wolle in seine Arme nehmen und leiten durch das dunkle Thal, daß er ihr geben wolle einen freundlichen leichten Weg und einen offenen Eingang in sein Reich. Er erhörte mein Flehen, ohne Seufzer und ohne Röcheln entschlief das Kind, das der Herr gegeben und das der Herr genommen. Meine Seele ist zufrieden, mehr als zufrieden,

ich freue mich und wünsche Glück zu diesem Ausgang aus einer Welt voll Sünde und Sorgen und zu diesem Eingang in die Arme seines Erlösers.... Bald werd' ich es wiedersehen. Heilige und reinige mich nur dazu, mein Herr und Gott!".......

Der Winter von 1804—5 war ungewöhnlich hart. Der Hudsonfluß gefror schon im November, die Armen litten arg. Isabella besuchte die Stadttheile, wo die ärmeren Klassen wohnten; in mehr als zweihundert Familien kam sie mit der Bibel in der Hand, die sie ihnen entweder schenkte, oder aus der sie, wenn sie schon vorhanden war, mit ihnen betete. Sie veranlaßte einen Freund einige kleine Schriften für diese Leute zu verfassen; die eine hatte den Titel: „Geschenk an arme Wittwen mit kleinen Kindern" und die andere: „Zweiter Besuch bei armen Wittwen und ihren unerzogenen Kindern." Diese Schriftchen vertheilte sie, aber nie ohne zugleich an die Dürftigen ein Stück Geldes zu geben. Bei einem Gange, den sie mit ihrer Freundin Hoffmann machte, entdeckten sie eine französische Familie aus Domingo in solchem äußersten Elende, daß sie es für nöthig achteten, dem Bürgermeister der Stadt davon Anzeige zu machen. Sobald die Umstände der Familie bekannt waren, wurden dreihundert Thaler freiwillig zu ihrer Unterstützung zusammengeschossen. Zugleich wurde dieß gräßliche Beispiel von Noth und dadurch Frau Graham und Hoffmann die Veranlassung zu Erweckung des öffentlichen Eifers für Armenfürsorge in der Stadt.

Im Jahre 1805 hatte sie schon wieder am Todtenbette eines Enkels zu trauern, zu hoffen und zu trösten. Auch ihre Schwägerin ward Wittwe, und wer konnte tröstlicher zu ihr reden, wer sie, die jetzt allein das Haupt

der Familie war, kräftiger auf Josua's Wort hinweisen, „ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen," als unsere Isabella, die vielgeprüfte, vielgesegnete Wittwe?

Am 15. März 1806 wurde sie die Vorsitzende einer Frauenversammlung für Gründung eines Waisenhauses. Ihre Freundin Hoffmann wurde die Vorsteherin des Vereins, dem Isabella neben ihrem Wittwenvereine alle Theilnahme widmete. Sie oder eines aus ihrer Familie gab täglich Unterricht im Waisenhause, bis die Mittel so gewachsen waren, daß ein besonderer Lehrer und Aufseher angestellt werden konnte. Bis zu ihrem Tode war sie eine der Vormünderinnen der Anstalt. Vierzehn Monate behalf man sich mit einem gemietheten Hause, dann wurde ein eigenes gebaut, obschon anfangs nur 315 Thaler dazu vorhanden waren. Es war ein Werk des Glaubens und im Jahr 1836 konnte mit einer Summe von 468,000 Gulden bereits ein neues, großes Waisenhaus in frischer Luft außerhalb der Stadt erbaut werden. In der schönen Kapelle des herrlichen Hauses steht auf einer Tafel das Gedächtniß der beiden Gründerinnen, „deren gläubigen Gebeten und weiser Leitung die Gesellschaft zumeist den großen Erfolg verdanke."

Dieser Erfolg ermunterte auch zu andern Werken der Liebe, denn sie gaben den Beweis, daß im Reiche Gottes nicht Gold und Silber, sondern Glaube und Liebe die Alles überwindenden Mächte sind. Die Frauen hatten für jenes Waisenhaus die Zahl der aufzunehmenden Kinder nicht auf ein Bestimmtes beschränkt: so beschränkte auch der Gott der Liebe nicht die Mittel zur Unterhaltung der Aufgenommenen. —

„Die Liebe wird nicht müde." Viele Jahre hindurch besuchte Isabella das New-Yorker Spital; ihre beson-

dere Aufmerksamkeit, wir möchten sagen Andacht, war auf die Geisteskranken gerichtet, für welche damals in den Spitälern noch nicht so gesorgt war, als jetzt. Auch in den Verließen des Gefängnisses, in welchem die verurtheilten Verbrecherinnen eingesperrt waren, machte sie Besuche. Im Winter von 1807 auf 1808, als durch den Krieg eine überaus schlimme Lage namentlich für die Armen herbeigeführt wurde, kam sie auf einen trefflichen Gedanken zur Unterstützung der würdigeren weiblichen Armen. Sie kaufte Flachs und lieh denen, welche keine hatten, Spinnräder. Die Fleißigen nahmen dankbar die Arbeit an und wurden dafür bezahlt; die aus dem Betteln ein Handwerk machten, hielten nie Wort, wenn sie es auch versprachen, sich Flachs oder Rad holen zu wollen. Der gesponnene Flachs wurde nach der Hand gewoben, gebleicht und zu Tischtüchern und Handtüchern zum Hausgebrauche verarbeitet. Isabella fand, daß alle Armenunterstützung ohne Arbeitsunterstützung nur unvollständig sei. —

Indeß machte sich das Alter immer mehr fühlbar für sie. Sie legte daher die Vorsteherschaft des Wittwenvereins nieder und wurde blose Wittwenpflegerin, später legte sie auch dieses Amt nieder und wurde Vormünderin am Waisenhause. Ihre Nachfolgerin hatte sie sich selber hergezogen.

Die zarte Gesundheit einer ihrer Enkelinnen machte es seit dem Jahre 1808 nöthig, fünf Sommer nach einander das Seebad in Rockaway auf Rhode-Island sie brauchen zu lassen. Die Großmutter begleitete sie und erfuhr die guten Wirkungen auch für ihre eigene Gesund-

heit. Da verkehrte sie mit vielen Fremden und genoß die allgemeine Liebe und Ehrfurcht. Sie pflegte jeden Morgen und Abend des Gottesdienstes in ihrer Wohnung, viele von den Frauen, die in demselben Hause Kost und Wohnung hatten, nahmen gewöhnlich daran Theil. Ihr reicher Schatz an Erfahrungen und Kenntnissen, ihre lebhafte Art, die Theilnahme, die sie für das Glück ihrer Umgebung hatte, machte ihre Gesellschaft beliebt und gesucht.

Im December 1809 wurde in New-York eine Bibelgesellschaft errichtet und zur selben Zeit vereinigten sich zwanzig angesehene Personen in einen Verein zur Förderung des Reiches Gottes, namentlich durch gemeinsames Gebet unter Leitung von Geistlichen. Mit Dank und Freude schloß sich Isabella an, die bewährte Beterin.

Im Sommer 1810 wurde sie einmal beim Seebade von der Meeresbrandung in den Abgrund gerissen und lange war keine Hoffnung mehr, das Ufer zu gewinnen. Ihre Enkel standen weinend am Strande und die um sie Versammelten waren angstvolle und hoffnungslose Zeugen ihrer Lebensgefahr. In diesem Augenblicke flehte sie zu Gott für Rettung, wenn es aber sein Wille sei, sie im Meere umkommen zu lassen, so geschehe sein Wille. Sie konnte ein wenig schwimmen und erhielt sich eine Weile über'm Wasser, endlich wurde sie ohnmächtig; während ihre am Strande versammelten Freunde bereits ihren Untergang vor Augen sahen, bemerkten sie, daß die Wellen die Versinkende etwas näher zum Ufer trieben. Ein anwesender Herr und ihre Aufwärterin wateten in die Brandung, reichten einander die Hände und eines war so glücklich, den Bademantel der Ohnmächtigen zu erfassen und gegen sich herzuziehen. Als man sie an's Ufer

brachte, war sie ohne Athem und hatte beträchtlich Wasser geschluckt. Mehrere Stunden vergiengen bis sie wieder zum Bewußtseyn kam, dann wandte sie sich an die Umstehenden in einer so ernsten und ausdrucksvollen Weise, daß sie zu Thränen gerührt wurden. Ihre Gesundheit war den ganzen folgenden Winter über in Folge des Unfalls schwankend, ihr Herz, ihr Glauben, ihr Beten und ihr Forschen in der Schrift um so beständiger. Am liebsten hielt sie sich, wenn keine andere Stelle der Schrift ihre Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm, an den Brief an die Hebräer, nächstdem an Johannes, aus dem der Geist der Gnade sie und durch sie ihre leidenden und sterbenden Mitpilgerinnen zur himmlischen Stadt immer mit neuem wunderbaren Trost begabte. In jedem ihrer Briefe an jene zeigt sie sich reifer, völliger, lieblicher. Von allen ihren Büchern war nur mehr eines um sie, ihre theure Bibel, in der sich die Höhe und Tiefe, die Breite und Länge der Erkenntniß ihres Erlösers immer lichter und freudenvoller vor ihrem Glaubensauge erschloß.

„Ich bin,“ so schrieb sie, „täglich am Luginsland in die Ewigkeit; ich habe alle meine Jugendfreunde überlebt; ich bin nicht lebensmüde, doch nichts mehr in dieser Welt, als die innige Verbindung mit den Meinen flößt mir Theilnahme ein; aber wie müde bin ich der Sünde, noch klebt sie mir an; in allen Stücken bin ich zu kurz daran und viele Pflichten habe ich nicht erfüllt; ich bin noch immer ziemlich kräftig und möchte noch vieles Gute thun, hätte ich nur die Kraft des Willens dazu, aber die Macht steht nicht in meiner Hand, ich weiß, ich habe sie nur in meinem gebenedeiten Haupte und nur durch's Gebet von ihm. Nahrung und Kleidung habe ich, meine

Kinder nächst Gott sorgen für mich. Ich habe mein kleines liebes Stübchen, meine Bibel und Bücher, die aus ihr entquollen. Ich habe einen theuern Seelsorger und christliche Freunde, liebliche Abendmahlsgenüsse und auch manchmal viel Nähe des Herrn, mein Kelch fließt über von Segnungen, aber mein Dank steht in keinem Verhältnisse dazu; mein Eifer für Gottes Ehre und das Wohl meiner Mitsünder erscheint wie begraben unter Selbstliebe und Lässigkeit. O daß des Herrn Güte mich zur Buße leite!"

Eine Seele, die sich solcherweise selber erkennt und erniedrigt, vermag auch Andere in die Tiefe der Buße, in die Höhe der Gnade und des Friedens Gottes zu leiten. Wie manches zerschlagene Gemüth fand an ihr ein Beicht-mütterliches Herz. Ihre Mahn- und Trostbriefe an Gebeugte und Zweifelnde sind wahre Freudenbotschaften voll apostolischen Geistes. Sie war eine innere Missionärin von Beruf und ihre Sendung an das Innere ihrer „Mitsünder" war voll Weihe und Segen. Wie tief legt sie unter Anderm in einem solchen Sendbriefe das Wort des Herrn und seines Apostels aus, indem sie stark betont, daß nicht jedes Leiden unmittelbar Strafe der Sünde an dem einzelnen Leidenden sei, und auch nicht zu seinem eigenen Heile blos diene, sondern daß es Leiden zum Besten des Leibes Christi, der Kirche gebe, woran wir Alle unser Theil haben. „Ich erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo für seinen Leib, welcher ist die Gemeine." (Kol. 1, 24.) — —

Mehrere christliche Männer in New-York gründeten im Jahre 1811 einen Magdalenenverein zur Aufrichtung Gefallener, sie erwählten eine weibliche Vorsteherschaft, um die innern Angelegenheiten des Magdalenenstiftes zu

leiten. Diese Vorsteherschaft erkor sich Isabella Graham zur Vorsitzenden, welches Amt sie bis zu ihrem Hinscheiden versah. — Zu jedem guten Werke brauchte man eben die erprobte Frau. Im Jahre 1812 erbaten sich die Vorsteher der Lankasterschule die Beihülfe einiger frommen Frauen, um ihren Schülern wöchentlich einen Nachmittag Katechismusunterricht zu ertheilen. Isabella war eine davon, welche regelmäßig diese Pflicht erfüllte. Eine Seele aber, die so viel immer ausgab, mußte auch immer mehr einzunehmen suchen. Eine Reihe von religiösen Briefen und Tagebuchbetrachtungen zeugt in solcher fortwährender Einnahme die Quelle ihrer steigenden Ausgaben.

Während der zwei letzten Jahre ihres Lebens fand sie ihre Kräfte zu ausgedehnten Armenbesuchen nicht mehr stark genug. Immer aber gab es unglückliche Familien, welche ihre freundliche Theilnahme bis zuletzt erfuhren. Namentlich begleitete sie gelegentlich den Prediger Stanford bei seinen Besuchen im Staatsgefängnisse, im Spital, im Magdalenenstifte. Jener Mann war von einer Gesellschaft zum Armenprediger am Armenhause, Spital, Staats- und Schuldgefängnisse u. s. f. angestellt und wiedmete sich dem Berufe mit Eifer und Segen.

Im Ganzen jedoch weihte Frau Isabella ihre Zeit jetzt mehr dem stillen Kämmerlein in ernster Betrachtung, Gebet und Lesen der heiligen Schrift. Sie entwöhnte sich von der Erde und bereitete sich zum Himmel. Das Gebet war die Stütze ihres Alters, Demuth dessen Krone. Als Oberst L., ihr Freund, einmal wünschte, er möchte seyn wie sie, entgegnete sie ihm tapfer: „Weiche von mir, Satan!" Zu einer Freundin, welche sagte: „Wenn ich nur gewiß wäre, zu gutem Ende meinen Platz zu Ihren

Füßen zu erlangen, so wollte ich mich glücklich schätzen," antwortete sie: „Still, still, es giebt nur einen Heiland."

Im Frühling 1814 wurde sie gebeten, sich mit einigen Frauen zu einem Verein für Beförderung der Arbeitsamkeit unter den Armen zu verbinden. Dieß war das letzte Mal, daß sie öffentlich auftrat. Eine Eingabe von etwa dreißig Frauen unterzeichnet, wurde dem Stadtrath von New-York überreicht mit der Bitte, es wolle ihnen ein Haus angewiesen werden, in dem Arbeiten vorgesehen und ausgegeben werden könnten an fleißige Arme, die dadurch vor'm Bettel behütet, an Arbeitsamkeit und Ehrgefühl gewöhnt würden. Die Bitte und das Haus wurde gewährt, eine Versammlung wurde gehalten und noch einmal übernahm Isabella Graham die Ehre des Vorsitzes. Ihre sonst so starke und klare Stimme war schwächer geworden; die anwesenden Frauen lauschten mit Andacht auf ihre milden sanften Worte. Sie selbst zeichnete sich unter die Pflegerinnen ein und versprach Rath und That, so weit ihr Alter es gestatte. Aber sie sollte die Eröffnung des wohlthätigen Hauses nicht erleben, in welchem gleich den folgenden Winter hindurch vier bis fünfhundert Frauen Beschäftigung und Bezahlung für ihre Arbeiten fanden.

Im Monat Mai 1814 erschien ein gar günstiger Bericht über einen Verein zu Bristol in England, der sich zum Zweck gesetzt hatte, Schulen für Erwachsene einzurichten, so daß Isabella alsbald die Gründung einer solchen Schule im Dorfe Greenwich unternahm. Sie rief das junge Volk aus den benachbarten Gewerken zusammen und forderte es auf, jeden Sonntag Morgen um 8 Uhr zur Schule zu kommen. Daraus wurde nachher eine Sonntagsschule mit 80 Schülern.

Isabella unternahm dieses Werk noch mit großer Rüstigkeit, sie genoß gerade eine ungewöhnlich gute Gesundheit und religiöse Freudigkeit. Da war ihr eine besondere Freude, die Erfolge der Missions- und Bibelgesellschaften zu vernehmen. Ihre Bibel und der wiederholte Genuß des heiligen Mahles erquickte ihren Geist, und ihre Erbauung suchte sie nächst der Schrift am liebsten in ältern religiösen Büchern, die sie um ihres einfältigen, festen Schriftglaubens und Schriftgrundes willen den neuern mehr verstandesmäßigen oder gar vernünftelnden und mehr ihre eigenen Meinungen, als die der Schrift vortragenden Schriftstellern weit vorzog. In jeder Woche wohnte sie dreimal den religiösen Betrachtungen, Donnerstags am Waisenhause, Freitags den Vorbereitungspredigten, Samstags den Betstunden bei.

Am Morgen des 17. Juli besorgte sie die Sonntagsschule mit ihrer Tochter und ihren Enkeln. Sie durfte diese in die Wege nützlicher Wirksamkeit einleiten, ehe sie selber vom Schauplatze abtrat. Von demselbigen Tag ist ihre letzte Betrachtung in ihrem Tagebuche über 1 Petri 1, 5. 9: „Welchen ihr nicht gesehen und doch lieb habt, und nun an ihn glaubet, wiewohl ihr ihn nicht sehet, so werdet ihr euch freuen mit unaussprechlicher Freude und das Ende eures Glaubens davon bringen, nämlich der Seelen Seligkeit.“ „Ich habe,“ so schrieb sie, „heute Brod und Wein genossen im Glauben, daß ich das Fleisch und das Blut des Menschensohnes genoß und daß ich in ihm wohne und er in mir. Ich schaute meinem lieben Hausfreunde, dem Tode, fest in's Auge und fühlte die Gegenwart meines Erlösers. Ich kann jenen nicht sehen ohne diesen. Ich hatte Wünsche in Bezug auf gewisse Umstände, aber es war vorbei. Nun

ist mein aufrichtiges Verlangen, daß nur Gott möge verherrlicht werden, und er weiß am besten, wie und durch was das geschehen kann. Nur die einzige Bitte bleibt mir übrig:

„Laß leuchten mir Dein Angesicht,
Mehr brauch ich durch den Jordan nicht.“

Noch am Montag erschien sie vollkommen gesund und gab Religionsunterricht im Waisenhause. Am Dienstag fühlte sie sich unwohl und blieb zu Hause. Am Donnerstag zeigte sich ein Anfall von Cholera und ihre Kinder sandten zum Arzte. Sie selber hielt den Anfall für unbedeutender als früher. Am Samstag ließ sie ihre Freundin, Frau Chrystie rufen, das erregte bei den Ihrigen Unruhe, denn man wußte, daß Isabella seit mehr denn vierundzwanzig Jahren innig mit jener Freundin verbunden, mit ihr ausgemacht hatte, die eine solle am Sterbebette der andern seyn. Bei ihrem Eintritt in's Krankenzimmer begrüßte Isabella sie mit lächelndem Antlitze, in dem geschrieben stand: „ich komme dir zuvor, ich darf vor dir heim, so mußt du unser Versprechen lösen.“ Nachdem sie an ihrem Bette sich niedergelassen, sagte Isabella: „Dein Anblick ist mir so lieblich, meine Freundin.“

Während der Samstags-Nacht fiel sie in eine große Schwäche. Am Sonntag-Morgen schlummerte sie fortwährend. Als sie ihren Schwiegersohn eintreten und bekümmert nach ihr blicken sah, wurde sie munter, streckte ihm die Arme entgegen und schloß ihn in dieselben mit den Worten: „Mein lieber, lieber Sohn, ich bin im Begriff, dich zu verlassen, ich gehe zu meinem Erlöser.“ „Ich weiß,“ antwortete er, „daß wenn du uns verlässest, du zum Heiland gehest, aber meine theure Mutter, vielleicht ist

die Stunde des Herrn noch nicht erschienen.“ „Ja,“ sagte sie, „die Stunde ist kommen und ach, ich kann weinen ob meinen Sünden.“ Thränen quollen aus ihren Augen. „Zweifelst du, meine Liebe?“ fragte Frau Chrystie. „O, nein,“ entgegnete Isabella; ihrem Schwiegersohn und ihrer Tochter in's thränenschwere Auge blickend fuhr sie fort: „Liebe Kinder, ich kann nicht zweifeln am Hingang zu meinem Erlöser, denn ich war immer in seinen Armen; meine Schuld ist bezahlt, er hat Alles gesühnt. Aber weinen muß ich über meine Sünden gegen einen so gütigen Gott, es ist mir, als ob man selbst im Himmel über sie weinen müßte.“

Dann unterredete sie sich mit ihren Lieben, führte Schriftstellen und Liederverse an, die sie so oft getröstet und erquickt hatten. Viele davon hatte sie sich in ein Büchlein aufgeschrieben, das sie „ihre Wegzehrung zum Gange über den Jordan“ nannte, sie hatte dieselben auswendig gelernt und oft waren sie ihre Gesänge der Nacht, wenn der Schlaf sie verlassen hatte. Sie bat nun ihren Schwiegersohn, einiges daraus vorzulesen. Dann schlummerte sie wieder ein, bis die Stimme des Geistlichen sie erweckte. Ihm erklärte sie ihre Hoffnung und Zuversicht allein auf die Erlösung in Jesu Christo, ihre eigenen besten Werke würden ihr nur eine Quelle der Verzweiflung seyn. Sie bat ihren Beichtvater, mit ihr zu beten, und als er dazu niederkniete, erhob sie ihre Hände und Augen gen Himmel und hauchte nur die kurze ausdrucksvolle Bitte: „Herr lehre deine Magd beten.“ Am Montag betete ein anderer Geistlicher mit ihr und ihm erklärte sie, wie ruhig ihr Gemüth sei und wie fest ihre Hoffnung durch Christum auf ewige Seligkeit. Ihre Schwäche nahm zu, das einzige Wort, das sie hin und wieder zu ihrer

Tochter lispelte, war: „Friede.“ Die Stelle „meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch,“ war eine ihrer Lieblingsstellen gewesen. Viele ihrer Freunde kamen an ihr Bette. Am Dienstag Nachmittag schlief sie fast immer. „Das heißt,“ bemerkte Doctor Mason, „wirklich entschlafen im Herrn.“ Aller Schrecken des Todes war weg, ihr Antlitz war voll Ruhe und ihr Blick war wie verjüngt.

Endlich ein Viertel nach zwölf Uhr, am Morgen des 27. Juli 1814 entschwebte ihr Geist aus dem Thal der Thränen in die Friedenshöhen. Ihre Familie und ihre Freunde standen um's Bette, aber sie waren getröstet und erhoben durch das, was sie gesehen. Nach einigen Augenblicken des Schweigens knieten sie nieder, um Gott zu danken für seine Gnade an der Heimgegangenen und um den Segen zu erflehen, den er von solchen Müttern auf ihre Kinder kommen läßt.

Der Tod der edeln Frau erregte ein tiefes Beileid im Volke. Auf dem Rathhause wie in den Kirchen der Stadt wurde der Hingeschiedenen mit Ehren und Thränen gedacht. Namentlich Doctor Mason hielt eine ergreifende Trauerrede über 1 Thess. 4, 13. 14. in die er eine kurze, treffliche Zeichnung des Wesens und Lebens der Entschlafenen verflocht. „Sie hatte,“ sprach er, „einen starken, schnellen, scharfen Verstand, eine offene, edle, liebevolle, feurige Seele, ein Herz voll Zärtlichkeit, einen unternehmenden und ausdauernden Geist. Sie mußte in jedem Stande Großes leisten. Der Herr machte ihre Jugend schon zu einer Schule für das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. Der Geist des Gebetes weihte die Lippen des Kindes. Der Geist der Gnade heiligte die Jungfrau zum Dienste Gottes statt der Welt. Der

Geist der Kraft war mit der Wittwe, der Geist der Zucht mit der Mutter ihrer Kinder und der Lehrerin ihrer Zöglinge, der Geist der Weisheit mit der Pflegerin der Armen, der Geist der Liebe mit der ächten Christin in Allem und für Alle. Was sie von Andern forderte, dazu gab sie selbst ein Vorbild. Sie hielt sich einen Gotteskasten im Hause. Dahinein legte sie die Erstlinge alles Einkommens, um sie im Dienste Gottes zu verwenden. Da gab es keinen Vorwand, keine jämmerlichen Ausflüchte, wenn eine Forderung an diesen geheiligten Vorrath gemacht wurde und keine kalte Ziererei bei Bestimmung der Beschaffenheit der Bitte. Vom Pflichtgefühl erhielt sie ihre Eingebungen, der aufrichtigste Sinn war ihr Ausleger und gesunder Menschenverstand ihr Richter. Ihre Austheilungen richteten sich nach der Würdigkeit des Gegenstandes und jeden Augenblick war sie bereit den letzten Pfenning herzugeben. Unaufgefordert konnte sie bei sehr mäßigen Vermögens-Umständen fünfzig Pfund (600 Gulden) auf einmal aus dieser heiligen Börse zu einem einzigen würdigen Zwecke hergeben. Das war kein gewöhnliches Almosengeben, sondern das selige Geben des Evangeliums. Sie war gewiß vom Tode zum Leben gekommen, denn sie liebte die Brüder. Als Weib, als Wittwe, als Fremde im fremden Lande, ohne Vermögen, ohne Freunde, mit einer Familie, die sie allein zu ernähren hatte, konnte sie für sich seyn und leben, Niemand konnte ihr zumuthen, für Andere etwas zu thun. Aber ihr herrlicher Verstand, ihr wohlwollendes Herz und ihr ausharrender Wille zum Gutesthun erweckte die Wohlthätigkeit in der ganzen Stadt und gab dieser einen Antrieb, eine Leitung und Wirkung, von der man vorher keine Ahnung hatte. Und das alles im Gefühl ihrer Schwachheit, im

Bewußtseyn ihrer Schuld und Sünde, die durch keine guten Werke, nur durch den einen Erlöser abgekauft werden kann! Wahrhaftig das Bild einer Gerechten im Sinne des neuen Bundes! Wer kann, der spreche: „Mein Tod müsse seyn der Tod der Gerechten und mein Ende wie dieser Ende." Nach ihrem Tode fand sich in ihrer Tasche die oben erwähnte „Wegzehrung für meine letzte Tagreise durch die Wüste und den Uebergang über den Jordan," in der sie mit Josua 1, 11 und Kap. 3 die Bibelauszüge begann, und Perle an Perle bis zum 23. Kap. des Lucas reihte, dann ihre Lieblingslieder anfügte. — In ihrem letzten Willen heißt es: „Meine Kinder und Enkel vermache ich meinem treuen Gott, der mich mein Lebenlang ernährt hat mit Brod, das da vergehet, und mit Brod, das nie vergehet, der ein Vater der Waisen und ein Mann der Wittwen auch für mich war. . . . . . Ich bin gewiß, es wird mich mein Erlöser wohl hindurch durch den Tod führen und vollendet durch seine Gerechtigkeit mich darstellen seinem Vater. In die Hände meines dreieinigen Gottes und Heilandes übergebe ich meinen erlösten Geist."

Neben Isabella ruht nun ihr zehn Jahre später heimgegangener Schwiegersohn, und eine Gedächtnißtafel erinnert seiner als eines „rechten Aeltesten seiner Kirche, ihrer als einer ächten Mutter in Israel." Unter ihrem Denkmale im Waisenhause zu New-York stehen die Worte: „Sie ruht nun von ihrer Arbeit und genießt den Segen derer, welche im Herrn sterben; ihre Werke folgen ihr nach."

X.

Amalie,

Fürstin von Gallitzin.

geb. 1748. † 1806.

Wir kehren über das Meer nach Deutschland zurück, um zu sehen, wie hier in der Mitte des „Jahrhunderts der Aufklärung“ aus dem Brünnlein Gottes, welches Wasser die Fülle hat, wieder ein tieferes religiöses und sittliches Leben aufzuquellen beginnt. Während man in England, Schottland und Nordamerika geradenwegs zum Gesetz und Zeugniß des Herrn und mit demselben an die thatkräftige Arbeit gieng, war für den deutschen Geist der innerlichere und langsamere Weg durch die Irrgänge des Wissens in das Glauben, von der Schule in die Kirche gewiesen. Die Gelehrten, die Dichter, die Künstler, die Weltweisen sollten ihrerseits der seichten Aufklärung, aus dem „flachen und faden Rationalismus“ heraus in die Tiefen der Natur, in die Geheimnisse des Herzens, in den geoffenbarten Rathschluß und in das nahe herbeigekommene Reich Gottes wieder hineinführen helfen. Klopstock sollte erst einen „Messias“ dichten, Herder und Lavater sollte erst das Christenthum aus dem Morgenland in's Abendland, aus dem Jüdischen in's allgemein Menschliche, aus der Bibelsprache in die Denkweise des Jahrhunderts übersetzen, ein Hamann, ein Claudius, ein Kant selbst, ein Schelling sollten ferner geistige Zuchtmeister auf Christus werden

und auch die katholische Kirche sollte einen denkwürdigen Beitrag zur Wiederaufrichtung des Evangeliums bieten. Da ist nun eine Frau der Mittelpunkt jener geistreichen Kreise unserer großen deutschen Dichterzeit, da mitten im Abfall vom Christenthum ein Sturm und Drang nach Höherem und Besserem war, ein Sturm, in welchem allerdings Viele vollends an ihrem Glauben Schiffbruch litten, Einige sogar keine andere Rettung wußten, als in den Hafen der katholischen Kirche selber einzulaufen. Unter den letztern ragte die Fürstin von Gallitzin hoch hervor, für sie war jedoch diese Kirche der mütterliche Schooß, aus welchem sie hervorgegangen, in welchem sie heimkehrend Ruhe für ihre Seele fand.

Ihr Vater zwar, der preußische Generalfeldmarschall Graf von Schmettau, war Protestant, ihre Mutter aber, eine geborne Freiin von Ruffert, war römischen Bekenntnisses. So wurden die Söhne protestantisch, die Tochter Amalie, die 1748 in Berlin geboren war, in dem mütterlichen Glauben erzogen, aber freilich wie erzogen! Als vierjähriges Kind kam sie in ein Kosthaus nach Breslau, wo jedenfalls der religiöse Unterricht sehr mangelhaft war. Kindliche Rührungen bei den katholischen Andachts- und Beichtübungen setzten sich bald in selbstgefällige Eitelkeit über ihre schönen Thränen um. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges führte sie zu zwei Muhmen auf dem Lande, wo sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit das Kartenspiel lernte, doch bei der geringsten Bemerkung, wie häßlich es sei, aus Gewinnsucht zu spielen, mit größter Fassung und gebildetstem Anstande zu spielen wußte. Als die preußische Armee Breslau wieder erobert hatte, kehrte sie in die Kostschule zurück, und da theilten sich die Schülerinnen tapfer in

zwei feindliche Reihen, hie Preußen, hie Oesterreich. Eine kleine Gräfin rief bei einem solchen Streite: „Amalie hat Unrecht, denn unter den Oesterreichern hatten wir fettere Milch zum Kaffee! Maria Theresia soll leben!“ Gräfin Amalie versetzte hierauf: „Mein Vater war preußischer Feldmarschall; also muß ich preußisch seyn: Mein König soll leben!“ Im Winter darauf besuchte ihre Mutter die junge Tochter und fand die Hände derselben dick von Frost aufgeschwollen. Auf die gemachten Vorwürfe entschuldigten sich die Vorsteherinnen: sie hätten es nicht frühe genug gemerkt, daß die kleine Amalie immer Figuren in die gefrorenen Fensterscheiben zeichne.

Das sind drei Züge im Wesen des Kindes, welche eine tiefe Empfindung, einen starken Willen und einen lebendigen Kunsttrieb bekunden.

Außer in der Musik hatte sie in dieser Schule nichts gelernt, kaum Schreiben und Lesen, als sie im neunten Jahre in eine andere Kostschule kam, wo sie für die große Welt erzogen werden sollte und wieder nur im Tanzen, französisch Sprechen und der griechischen Götterlehre etwas lernte. Völlig in weiterer Bildung verwahrlost, warf sie sich nun in die Bücher und las Tag und Nacht Romane. Lesen und Musiktreiben mit einer jungen Freundin, das war ihr Glück — in dem sie einzig ein Rest des Religionsunterrichtes von der Kostschule her, die Furcht vor Hölle und Teufel störte. Diese Furcht und dazu starke Grundsätze und erhabene Vorbilder einer gewissen Sittlichkeit und Tugend, aufopferungsvoller Liebe und Freundschaft, angestrengter Thätigkeit, Tapferkeit gegen Unglück und Hindernisse, Verachtung der gemeinen Fehler und Laster wie Geld-

sucht, Lügen, Trägheit, Wollust und grobe Selbstsucht, die sie sich aus ihren Romanen her als höchstes Ziel ihres inneren Ehrgeizes aufgestellt hatte, bildeten in der sechszehnjährigen Jungfrau das selbsterfundene oder angelernte Gegengewicht und Schutzmittel gegen die in einem Zustande völliger sittlicher Verwesung begriffene damalige große Welt, in die sie nun eintreten sollte.

Gegen die groben Verführungen des Hoflebens war sie damit allerdings gesichert, daß sie diesen innern Eckel vor der Gemeinheit hatte und nur nach Hohem und Großem strebte. Geistreiche Bücher und Männer, von denen sie lernen konnte, waren ihre Unterhaltung; durch Denken und Nachdenken suchte sie eine Ueberzeugung vom Daseyn eines höchsten Wesens sich zu verschaffen, durch sittliche Vervollkommnung demselben nahe zu kommen. Sie that das auf eigene Faust ohne Führer und widersetzte sich dabei ernst und rücksichtslos — „nichts fürchten und nichts hoffen," war ihre Losung — der Leichtfertigkeit und Schändlichkeit ihrer vornehmen Umgebung.

Im Jahre 1768 begleitete sie als Hoffräulein die Prinzessin Ferdinand von Preußen in die Bäder von Aachen und Spaa, und da bewarb sich um ihre Hand der russische Fürst Dimitri von Gallitzin. In der Hoffnung, durch den Mann, der im Ruhme hoher Geistesbildung und Gelehrsamkeit stand, ihre mangelhafte Erziehung vervollständigen zu können, willigte sie ein. Ihr Herz bedurfte, wie sie selber sich nachher ausdrückte, nicht Liebe, aber die Neigung, welche den geliebten Gegenstand zu vervollkommnen strebt, war ihr höchstes Bedürfniß geworden. Ihre Seele war auf das Höchste gerichtet, den Höchsten, den lebendigen Gott hatte sie

nicht kennen gelernt. Sie schwamm in den erhabensten Empfindungen über das unbekannte Wesen, das sie als Inbegriff alles Großen, Schönen, Guten ahnte und ersehnte. Aber bald sollten diese süßen Ergießungen, mit welchen sie diesen unbekannten Gott mehr fühlte als suchte, der Verzweiflung, ihn je finden zu können, Raum geben. Ihre innere Stimme war getäuscht und abgelenkt durch Eitelkeit und Lüge; bettelnd um den Beifall lüsterner Augen im Verkehre der Welt mußte sie das Werkzeug der Verirrung werden — und eine Verirrung des Verstandes ist nie ohne Verirrung des Herzens, mag dasselbe vor der Welt auch noch so rein und edel scheinen.

Die Reisen, die sie mit ihrem 1768 ihr angetrauten Gemahle an die Höfe Europa's, namentlich nach Paris, machte, brachten ihr eine Enttäuschung über Dinge und Personen nach der andern. Sie hatte sich's ganz anders eingebildet. Ihr Mann hatte in seinem Wesen und in seiner französisch leichten und freigeisterischen Bildung nicht die geringste anregende oder erregbare Saite für ihre hohen Bilder und Gedankenflüge. Aus den Zerstreuungen der großen Welt, in denen sie ihren Schmerz über Enttäuschung zu stillen suchte, kam sie Abends nur unglücklicher heim und selten schlief sie ohne bittere Thränen ein. Aber der Ehrgeiz, als eine wegen ihres lebhaften und muntern Geistes überall gesuchte und verlangte Frau zu gelten, ließ sie nicht aus den sie erdrückenden Fesseln sich befreien. Um so mehr wuchs ihre stille Verzweiflung; getäuschte Freundschaften, kränkender Undank von Seiten dieser vornehmen Welt vermehrten das Gewicht ihrer Seelenleiden und erweckten in ihr das sehnlichste Verlangen, aus dem Umgange

mit der Welt auszuscheiden und der Wissenschaft zu leben, um ihren zwei Kindern, einer Tochter Marianne und einem Sohne Demetrius, durch eine sorgfältige Erziehung im höhern Sinne Mutter zu werden.

Ein denkwürdiges Ereigniß wirkte auf ihren Entschluß. Immer wieder umgaukelt und umgarnt von der Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt, eilte sie einmal in vollem Putze, strahlend von Schönheit und Jugendglanz, in's Theater. Da rief ein altes wahnsinniges Weib der Fürstin zu: „Ja fröleken, wenn man (nur) keene Hölle wäre!“ Dieser Zuruf der Tollen ließ das Blut in ihren Adern erstarren, er war wie eine Donnerstimme vom Himmel für ihre Seele, er ließ ihr keine Ruhe mehr Tag und Nacht — er führte ihre Bekehrung herbei, ob auch anders und langsamer als jenes „Saule, Saule!“ auf dem Wege nach Damaskus. Durch das Wissen hindurch mußte sie nach dem Glauben suchen. Zweierlei Bedenken stieg in ihr auf: ob sie im fünfundzwanzigsten Lebensjahre noch so viel lernen könne und ob ihr Gemahl die Einwilligung gebe. Der französische Freigeist und Schriftsteller Diderot, der Freund ihres Mannes, bejahte ihr das Erste und vermittelte das Zweite.

Nun ließ die Fürstin mit rascher Hand sich alle Haare kahl abscheeren und trug eine runde Perücke, womit der Welt und ihrer Mode ein für allemal Abschied gegeben war. Die Welt lachte; aber in der häuslichen Stille, im Umgange mit ihren Kindern und Büchern, ungestört von dem Fürsten, der wie zuvor sich zu den großen Gesellschaften hielt, kehrte bald eine innere Ruhe in ihr ein und ein Frieden, der ihr für alle Entsagung und Verspottung sogleich reichen Ersatz gab. Dazu

suchten angesehene Männer fortwährend ihre Ehre im Umgang mit ihr, und auch die Fürstin von Oranien (Gallitzin war Gesandter in Holland) behielt es sich als einen Beweis der Fortdauer ihrer Freundschaft vor, sie zu Zeiten besuchen zu dürfen. Diderot selbst setzte den Verkehr mit ihr fort und hoffte, sie zu seiner Gottes- leugnung noch zu bereden. Aber sie setzte unbefriedigt durch seine glänzende Beredtsamkeit ihm immer ihr unerbittliches „Warum" entgegen, und dieses immer unbeantwortete letzte „Warum?" zeigte ihr den Helden der Gottesleugnung so sehr in seiner Blöße und Schwäche, daß gerade er ihr am meisten durch sein sinnloses, ob- wohl geistreiches Leugnen den ersten Anlaß gab, zu der längst gewünschten Ueberzeugung vom Daseyn eines Gottes zu gelangen. Gott und ihre Seele wurden immer mehr die gewöhnlichen Gegenstände ihrer Be- trachtungen und Forschungen.

Da machte sie die Bekanntschaft mit dem holländi- schen Weltweisen Franz Hemsterhuys. Dieser führte sie in die alten griechischen Schriften, namentlich in die des Weltweisen Platon ein, wodurch die Bedürfnisse ihres wahrheitsuchenden Geistes so über alle Erwartung befriedigt wurden, daß sie sich von ihrem Gatten die Erlaubniß geben ließ, außer dem Geräusche der Stadt auf dem Lande leben zu dürfen, um des neuen Lebens- glückes in vollerem Maaße zu genießen. Sie miethete sich eine Meierei und gab dem Hause den Namen „Nit- huys" d. h. Nichtzuhause. Hier wohnte sie ganz abge- schieden, von Hemsterhuys wöchentlich zweimal besucht und mit ihm zweimal in der Woche Briefe wechselnd von 1773 bis 1779 ohne alle andere Gesellschaft, als ihre Kinder.

Indessen hatte sie von Fürstenbergs Schulverbesserungen in Münster gehört, zu ihm reiste sie und weilte neunzehn Tage bei ihm. Seine Gedanken und Erfahrungen über die Erziehung waren ihr so wichtig, daß sie sich ihren Kindern zulieb nach Münster übersiedelte. Auch hier lebte sie völlig zurückgezogen ihrer und ihrer Kinder geistigen Bildung. Der Fürst, ihr Gemahl und Hemsterhuys besuchten sie jeden Sommer und während deren Abwesenheit wurden Briefe gewechselt. Mit jenem Gelehrten hatte sie sich für sie und ihre Kinder auf dem Wege der Forschung ein Lehrgebäude der Tugend und Glückseligkeit erbaut, welches auf der Würde der menschlichen Seele und ihrer Persönlichkeit als auf ihrem letzten Grunde beruhte. Die sittliche Vollkommenheit, Tugend und Weisheit bestand ihr hienach in der höchst möglichen, aber gleichmäßigen Entwickelung und Ausbildung aller Seelenkräfte für den selbstständigen freien Willen, so daß durch Gewissen, Einbildungskraft und Willensstärke die erhabene Einfalt hervorgebracht werde, welche in den Handlungen des großen Mannes Bewunderung und Erstaunen erregt. So wollte sie aus ihrem Sohne namentlich einen großen Mann ziehen und demgemäß suchte sie in ihren Kindern alle Seelenvermögen gleichmäßig auszubilden, daß sie mit freiem, festem Willen sich selbst und die weltlichen Verhältnisse beherrschen und Gott suchen und finden könnten. Die Liebe zwischen Aeltern und Kindern sollte das Hauptmittel zu solcher sittlichen Erziehung seyn.

Wir sehen, es sind das Gedanken und Grundsätze, wie sie der erleuchteten heidnischen Weisheit eines Platon abgehorcht waren. Vom wahren Christenthum hatte die Fürstin weder Erkenntniß noch Erfahrung. Erst

später lernte sie finden, daß die sittlich-religiöse Erziehung nur erst auf halbem Wege steht, wenn nicht der Zögling hingeführt wird zu Christo, dem Versöhner und Erlöser, da alle Beweggründe der Vernunft nichts vermögen ohne die Kraft von oben, die dem Glauben an den Versöhnungstod Jesu zu Theil wird, indem nur hierin eine Uebermacht gegen die Macht der Sündlichkeit gefunden werden kann. So mußte sie später tief bedauern, daß sie ihre Erziehung nicht auf die Stütze des gottseligen Lebens in und für Christus gleich von Anfang hatte gründen können. Sie fand auch Gelegenheit, ihre Kinder mit denen einer vornehmen Familie zu vergleichen, in welcher ein zarter christlicher Sinn lebte und mußte es dem Glauben der Aeltern zuschreiben, daß die Erziehung dieser Kinder bei weit geringerem Aufwande von Kraft und Anstrengung, als sie selber angewandt, so gut gelungen sei.

Da ihr Sohn Demetrius am Hofe zu Petersburg und in der Armee eine hohe Stellung einnehmen sollte, — er wurde schon in der Wiege zum Hauptmann ernannt — so wollte sie ihn und ihre Tochter dabei nach Geist und Körper, nach Grundsätzen und Gewöhnungen für solche hohe Stellung vorbereiten und gegen deren Gefahren schützen. Keine Uebung des Körpers und Geistes wurde versäumt. Außer in den alten griechischen und römischen Schriftstellern und in der deutschen Geschichte gab sie alle — und alle Tage sechs — Lehrstunden selber, und in den Freistunden war bloß sie spielend und erfreuend um die geliebten und liebenden Kinder. Ganze Nächte hindurch lernte und forschte sie, es kam vor, daß sie vor Lernen und Lehren einen ganzen Tag lang das Essen vergaß. Nach dem Mittag-

essen, das in der Weise der alten Römer erst Abends um sechs Uhr gehalten wurde, wiedmete sie sich im Beiseyn der Kinder belehrenden Unterhaltungen mit einigen hochgebildeten Hausfreunden, namentlich dem Herrn von Fürstenberg und den Geistlichen Overberg und Katerkamp.

Die Betrachtung der Natur wie das Erforschen der Wissenschaft (Philosophie, Geometrie und Sprachen), die Vertiefung in die herrlichsten Dichtungen und der Umgang mit den Kindern und wenigen Freunden wurde fast nur unterbrochen durch die Freuden, die sie sich machte in Uebung der Wohlthätigkeit gegen die Armen und Kranken. Die leidende Menschheit zu trösten, das niedrige Dach der Dürftigen zu besuchen, war ihr eine Erholung.

Doch das Alles genügte in die Länge keineswegs dem tieferen Gemüthe der Frau. Was sie von Religion hatte, war gestellt in Worten und Schriften menschlicher Weisheit, sie hatte wohl ein höchstes Wesen erkannt, eine Gottheit, aber keinen lebendigen Gott. Ihrem selbstgemachten Gotte diente sie mit Eifer und Liebe, aber „ohne Furcht und Hoffnung.“ Von ihrem Freunde, dem Herrn von Fürstenberg, bat sie sich gleich anfangs aus, daß er sie nicht bekehren wolle, indem sie, was Gott betreffe, nichts in ihr leiden könne, was sie nicht in ihr selbst geschaffen. So mußte sich der treue Schöpfer in guten Werken selber an's Werk machen; der Töpfer setzte sich an die Scheibe, der Schmelzer (Jeremias 6.) an die Esse.

Er ließ die Fürstin 1783 in eine schwere Krankheit fallen, der eine tiefe Schwermuth vorangieng und nachfolgte. Als sie am 12. März auf dem Tode lag und jede Hoffnung aufgegeben wurde, schickte Herr von Fürstenberg seinen Beichtvater zu ihr, um ihr den Glauben

an den Erlöser und die Heilsmittel der Kirche anbieten zu lassen. Sie lehnte ab aus Mangel an Ueberzeugung. Doch versprach sie, ernstlich über das Christenthum nachzudenken, und sich unterrichten zu wollen, falls das Leben ihr gefristet würde. Sie kam wieder auf und während der Genesung, da sie den Unterricht der Kinder noch nicht wieder anfangen konnte, richtete sie ihre Gedanken erstmals treulich auf Christum und auf sich selbst. Sie merkte, daß es mit ihrem selbstgezimmerten Lehrgebäude von Tugend und Glückseligkeit nicht richtig seyn müsse, denn sie fand, daß sie statt besser zu werden sich verschlimmert hatte.

Vom März 1783 bis zum September 1786 lebte sie in beständiger innerer Gährung, die sich selbst durch ihre von jeher höchst lebendigen Träume, da auch im Schlafe ihr Geist fortzudenken gewohnt war, hindurchzog. Namentlich wußte sie später von vier Träumen in ihrem Leben zu sagen, „die sie für zehntausend Reichsthaler jährlicher Rente nicht vermissen wollte.“ Es war das Ringen des Verstandes, sich selbst in seinem Ungenügen zu verstehen; der Kampf der Vernunft, sich in den Gehorsam Christi zu begeben und zu glauben, auch ohne zu sehen, ohne anders beweisen zu können, als durch die Seligkeit der Erfahrung und die Unerschütterlichkeit der Ueberzeugung; es war das hereinstrahlende Licht des Zeugnisses des heiligen Geistes gegen das dämmernde Nebellicht oder die selbst angezündete Kerze des Weltgeistes. Mitten in ihren schönen Saal voll Büchern und Bildnissen Alexanders des Großen, Göthe's, Herders, — ihrem Schreibtische gegenüber stand der Kopf des griechischen Sängers Homer — wollte der Gekreuzigte und Aufer-

standene Alle überstrahlend hereintreten mit seinem Gruße: „Friede sei mit Euch!“

Die Fürstin gestand ihrem „lieben Sokrates,“ so nannte sie ihren Hemsterhuys, während sie selbst nach Platons berühmter Freundin „Diotima“ hieß, wie das Leben in bloßen Gefühlen die Quelle aller ihrer Fehler, Ungerechtigkeiten, Partheilichkeiten, ungleichen Stimmungen und Zornreizen, ja auch die Ursache war, daß sie sogar gequält durch die sanftesten Empfindungen, nur augenblicklich und um desto sicherer Höllenqualen zu leiden, jenen innern Frieden und jene innere Ruhe fühlte, welche die Grundlage aller Größe und alles Glückes sind. Auf Größe hatte sie nun wohl verzichtet, aber Glückseligkeit konnte sie nicht missen. Wie diese nun dauernd finden aus eigener Kraft, im eigenen Herzen, das so trotzig und verzagt in Einem ist? Wohl suchte sie weiter das Glück allein darin, daß sie ihren Willen mit dem Willen der Gottheit in Einklang zu setzen und, diesen Willen liebend, mit jedem gegenwärtigen Augenblicke zufrieden zu seyn trachtete. So gelang es ihr allerdings, ihre Einbildungskraft und selbstsüchtige Gefühligkeit zu zügeln und durch Beschränkung auf den Augenblick, ohne Furcht und Hoffnung auf's Zukünftige mit aller Kraft ihrer Seele den innern Frieden zu erringen, „wie es das tiefe Wort des schönsten aller Gebete ausspricht: Gib uns heute unser täglich Brod.“ Ergebung in den Willen Gottes, Entsagung auf eigenen Willen wollte sie um so leichter üben, als sie im Rückblick auf ihr Leben merkte, daß die Nichtgewährung bestimmter Wünsche und Hoffnungen ihr immer viel mehr zu ihrem Glücke ausgeschlagen sei, als wenn ihr nach ihrem Willen geschehen wäre. Mit dem Gelingen ihrer

Entwürfe konnte das Vertrauen auf ihre Kräfte, damit der Stolz und der Ehrgeiz, nur wachsen, das merkte sie. Mitten in den übertrieben ihr gespendeten Beifallsbezeugungen und Schmeicheleien der berühmtesten Männer war sie ja doch immer hülflos blosgestellt, weil sie ohne Gott war, das fühlte sie.

Sie hatte, um das Versäumte nachzuholen, in grenzenloser Wißbegierde ihre Kräfte erschöpft und die beginnende Kränklichkeit war der Anfang, der sie über sich selbst erleuchtete. Anfangs trauerte sie, daß sie ihre Wißbegierde nicht mehr wie früher befriedigen durfte, in bessern Tagen der Gesundheit warf sie sich dafür mit einer wahren Wuth auf die Bücher, dann wurde sie desto kränker und schwermüthiger, bis sie in die tödtliche Krankheit fiel. Während der Genesung blieb ihr die Seligkeit unvergeßlich, die sie an den Pforten des Todes, im alleinigen Gefühle einer gewissen unbeschreiblichen ihr Bedürfniß nach ihm vermehrenden Nähe Gottes, genossen hatte, und die ununterbrochene, ungestörte Uebersicht ihres bisherigen Zustandes ließ ihr ein Licht aufgehen, in dem sie mit heilsamem Schrecken bemerkte, wie Stolz und Ehrgeiz sich ihrer bemächtigt hatte. Nun war alle ihre bisherige Freude an ihr selbst dahin, nur ihr Muth blieb. Vor Allem verzichtete sie auf alle fernere Gelehrsamkeit, nach und nach vermochte sie es über sich, die unbenützten Bücher liegen zu lassen und ruhig ihren gelehrten Freunden sagen zu können: „Das weiß ich nicht; das habe ich nicht gelesen.“ Sie bedurfte besserer Nahrung — nicht blos für den Geist, sondern vor Allem für's Herz, das in aller Weisheit der Welt kein volles Genüge und keine Kraft der Besserung gefunden hatte.

Als nun die Zeit gekommen war, da ihre Kinder für den Religionsunterricht reif erschienen, hatte sie sich in großer Verlegenheit befunden. Ihren Unglauben ihren Kindern beizubringen gieng gegen ihr Gewissen, ohne eigenen Glauben konnte sie doch auch ihre Kinder nicht im Glauben unterrichten. So versuchte sie, ihren Kindern die Religion nur geschichtlich vorzutragen und den eigenen Unglauben dabei zu verhehlen. Zu diesem Zwecke wiedmete sie sich mit ihrem ganzen Eifer dem Lesen und Erforschen der Bibel. Sie fand sich durch das Evangelium gerade in ihrer Schwermuth oft auf's Innigste angesprochen und getröstet. Als sie an die Stelle Joh. 7, 17. kam: „So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede," da nahm sie sich ernstlich vor, diesem rührenden Rathe Christi zu folgen und setzte sich vor zu handeln als ob sie an ihn glaubte. Indem sie ihre eigenen bisherigen Grundsätze und Handlungen mit diesen Lehren verglich, fand sie Vieles zu ändern, das sie bisher kaum als einen Fehler bemerkt hatte; es fielen ihr ihre Splitterrichtereien, ihr Aufbrausen über die Fehler der Ihrigen und der Andern ein, denen sie doch selbst mit keinem bessern Beispiele vorangegangen war. Sie schämte sich, von Andern mit Gewalt gefordert zu haben, was sie selbst nicht that oder war. Gebetet hatte sie zwar, aber selten, nun betete sie ernstlicher, öfter und erfuhr die Erhörung des Gebets, „wenn es ernstlich ist." Zweifel um Zweifel löste sich. Noch entdeckte sie nach ihrer schweren Krankheit, wie ihre Art zu lieben der einfältigen Liebe Christi so wenig entspräche, weil sie die Liebe mehr als Selbstgenuß, denn als Mittel zu höherer Vollkommenheit zu betrachten gewohnt

war, wie denn alle Menschenliebe ohne Gottesliebe nur eine feinere Selbstsucht ist. Wie sie dem Stolz entsagt hatte, so entsagte sie auch, so viel an ihr lag, der selbstsüchtigen Liebe, die mehr glückselig seyn, als glückselig machen will im Lieben. Je mehr sie sich auf das Liebegeben statt auf's Liebenehmen verlegte, desto ruhiger ward sie und erfuhr wie viel seliger das Geben ist, als das Nehmen.

Ihr innerer Lebensgang war in Vielem ähnlich der innern Entwicklung des Kirchenvaters Augustinus, der auch durch das Wissen und die Bücher hindurchbrechen mußte, bis er sich zum Glauben demüthigte und sich nun selbst im Frieden seines Gottes und Erlösers fand. Am 27. Aug. 1786 als am Vorabend ihres Geburtstages war sie mit ihrer Gewissenserforschung fertig; an ihrem Geburtstag selber, dem Jahrestag des heiligen Augustinus, den sie immer vorzüglich verehrte, wollte sie kirchlich beichten. Nach der Beichte konnte sie sich eine Zeitlang nicht entschließen, zum Tische des Herrn zu gehen; denn im Kampfe zwischen ihrem Verlangen zu ihrem Heiland, und dem Gefühl ihrer Unwürdigkeit mattete und zehrte sie sich ab, ohne ein Vertrauen fassen zu können. Aber von dem Augenblicke an, da sie endlich vertrauensvoll den Leib des Herrn empfangen, überkam sie in ihrem trübsinnigen Gemüthe eine solche Heiterkeit, daß ihre Kinder und Freunde sich alle darob verwunderten. Sie sah so wohl aus, war heiter und ruhig, ihre leibliche und geistige Gesundheit nahm sichtlich zu.

Auf einer Erholungsreise durch Norddeutschland und das gelehrte Sachsen im Jahr 1787 hatte die gefeierte Frau reichliche Gelegenheit, sich in Bezug auf Stolz und Ehrgeiz zu prüfen. Sie konnte sich ein gutes Zeug-

niß geben. Aber nun fieng sie an ein besonderes Wohlgefallen an ihrer Ehrgeizlosigkeit, an ihrer Verachtung des Wissens- und Gelehrtenstolzes zu haben. Das Evangelium ließ es ihr nicht lange unbemerkt, daß auch dieß nichts tauge.

In dieses Jahr fiel der Besuch Hamanns bei ihr, des „Magus aus Norden," des tiefsinnigen christlichen Weisen aus Königsberg. Er war entzückt von dieser „christlichen Aspasia," wie er sie nach der geistvollen und gelehrten Freundin des Perikles, des größten griechischen Staatsmannes, nannte. Unbeschreiblich wohl fühlte sich der kranke Mann unter ihrer sorgsamen Pflege und sie schmiegte sich vertrauend an ihn an als einen geistigen Vater in Christo. Er machte sie darauf aufmerksam, daß ihr Vervollkommnungstrieb zu lebhaft und angestrengt sei und erklärte es unnachsichtlich für Stolz. „Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung von Knochen," schreibt sie. „Mich dünkte, man raubte mir Lahmen meine einzige Krücke; aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um seine Erklärung nicht in meine Seele aufzunehmen; ich liebte ihn desto mehr um dieser väterlichen Härte willen, wälzte die Sache ernstlich in meiner Seele und befand sie wahr." Hamann starb bei ihr den 21. Juni 1788 und sein Leib ruht in ihrem Garten, über dem einfachen Hügel steht eine Urne auf viereckigem Untersatz; auf dem Denkmale ist die Inschrift: „Den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit; aber was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache was stark ist." 1 Kor. 1, 23. 27.

Hierauf begann eine äußerlich unruhige Zeit für sie. Ihr Mann und Hemsterhuys kam; eine Reise nach Düsseldorf zu Jakobi führte in einen Strudel von Rei-

gungen zur Eitelkeit; dann erkrankte Hemsterhuys bei ihr in Münster und sie bediente ihn persönlich; endlich wurde sie selbst von einer langen, schleichenden Krankheit befallen — aber das Evangelium schwebte ihr beständig vor, sie konnte dem Gram und Aergerniß, der Empfindlichkeit und Vielgeschäftigkeit zurufen: „stille, stille; stört mich nicht in meiner Achtsamkeit auf's Bessere.“ Die Stille und das Bedürfniß zu wachsen am innern Menschen behielt in ihrer oft trauernden Seele die Oberhand. Sie fürchtete jetzt überall nichts mehr, als sich selbst und die in tausend Verschleierungen aus dem Herzen sich aufdrängende Selbstsucht. In dieser Noth erwachte das Verlangen nach Leitung durch einen erfahrenen Christen.

Der Erzbischof Maximilian Friedrich hatte für das Stift Münster im schon erwähnten Freiherrn von Fürstenberg einen ausgezeichneten Minister erkoren. Alle Verhältnisse des Landes ordnend gab er insbesondere den Anstalten für öffentliche Bildung eine entschieden christliche, dem französisch zügellosen Zeitgeiste stracks entgegenwirkende Richtung. Nicht blos den Geist, sondern ebenso das Herz wollte er ausgebildet wissen. Nachdem er seine Stelle niedergelegt, errichtete er eine Musterschule zu sittlich-religiöser Volksbildung und erwählte den trefflichen Geistlichen Overberg zum Musterlehrer, der in Demuth und äußerster Anspruchslosigkeit (er forderte nur 200 Thaler Gehalt) dem Rufe seines Obern folgte. Die Fürstin besuchte mit ihren Kindern seine Christenlehren und seine Gottesdienste und ihr höchster Wunsch

war bald, unter Overbergs Leitung ihr ferneres inneres Leben zu stellen, wie einst Marcella und Paula dem Hieronymus, Olympias dem Chrysostomus sich zur geistlichen Leitung übergab; denn „Entzückungen und Einsprachen können täuschen'; aber der Gehorsam täuscht nimmer."

Diese Unterwerfung unter das Urtheil eines Andern gieng aus derselben männlichen Kraft und Beharrlichkeit hervor, mit der sie früher keine Aufopferung scheute, die sie dem Wohl ihrer Kinder und der Wissenschaft darbringen zu müssen glaubte und mit der sie aus dem hohen Wissen sich in den Gehorsam des Kreuzes Christi zu beugen vermocht hatte. Es war eine That der Demuth, durch die sie sich von dem aus ihrer früheren Zeit noch anklebenden Selbstvertrauen gründlich lossagen wollte. Sie fühlte nur zu gut, daß wie das natürliche, so auch das christliche Jugendalter ungewisse Schritte thue; an der Hand eines erfahrenen Führers wollte sie sich nach dem vorgehaltenen Ziele, dem Mannesalter Christi strecken, das dann selbstständiger auf ebenerem Weg einhertreten kann und soll. Overberg war im Gegensatz gegen jenen Conrad von Marburg, den grausamen Quäler der heiligen Elisabetha, ein Gewissensrath voll bescheidener Demuth, Sanftmuth, Zartgefühl und Weisheit, die Fürstin ward ihm Tochter, Mutter, Schwester und Freundin in Einem. Zwischen den zwei glaubig im Gebet zu Rath und That vereinigten Herzen war Christus in der Mitte.

„Der Liebe vereintes Gebet ist Quelle der Liebe, Quelle des ewigen Lebens und unaussprechlicher Wonne!"

Und:

„Liebe! was bist du, o Liebe? Wer aller Liebenden spricht je
deine Herrlichkeit aus?
Geben, Belehren, Erfreuen, Erquicken, Helfen und Warnen —
soll das Liebe schon seyn?
Oder dem Feinde verzeihen, dem Hasser wohlthun, dem Flucher
Segen mit Thränen erflehen?
Oder verarmen dem Freunde und ohne sein Wissen ihm sterben,
ist dieß Liebe vielleicht?
In den Himmel hinauf, in die Tiefe der Tiefen schwingen und
stürzen sein Herz?
Mit Entzückung im Himmel und mitverworfen im Abgrund,
Leben in Andern, wie das Herzblut in den Gliedern, ist dieß
Liebe vielleicht?
Red', antworte mir, Liebe! Du schweigst und lächelst? Dein
Lächeln, himmlische Liebe, was sagt es?
Alles in Allem bin Ich, bin unbeschreiblich wie Gott!
Gottheit und Liebe sind Eins."

So fühlte, so schrieb die Fürstin. Thun wir einige weitere Blicke in ihre Tagebücher, die sie in der Zeit nach ihrer christlichen Berufung hielt, um mit Rücksicht auf ihre christliche Jugend sich selbst immer vor Gott im Auge zu behalten. Denn so meinte sie erfahren zu haben: wenn diese Uebung eine angemessene Zeit ernstlich fortgesetzt werde, so vereinfache sie die Bestrebungen des menschlichen Gemüthes dergestalt, daß sie fürderhin nicht mehr nöthig sei. Als der Zweck, zu dem sie täglich ihre Selbstbeobachtungen niederschrieb, erreicht war, gab sie auch die sonst nur wieder eitler Selbstbespiegelung dienende Uebung auf. „Versuchen, Erfahren heißt Leben. Versuche es, so wirst du es erfahren, daß die Lehre Jesu göttlich ist. Dem Leben folgt das Licht, geht nicht ihm voran, wie die Schulweisheit lehrt, die gern Alles aus deutlichen Begriffen herleiten möchte.

Nein! sonst wäre der Glaube nicht so nothwendig; und Abraham durch ihn nicht gerechtfertigt worden."

„Die Gesinnungen, d. h. die lebendige Erkenntniß, werden aus der Handlung geboren, und nicht umgekehrt. Sage nie in deinem Herzen, beim Lesen oder Anblick erhabener Gesinnungen und darausfließenden hohen, dir unnachahmlich scheinenden Wandels: „Ach! das kann ich nicht, denn so bin ich nicht gesinnt," und lasse dich nichts zu schwer, zu hoch dünken, was Gott dich sehen läßt. Denn daß du es siehest (das Edle, Hohe) sei dir Bürge, daß du es auch mit Gott kannst; aber warte nicht auf die Gesinnung um es auszuüben, versuche dich an der Handlungsart, so schaal sie dir, ohne die Gesinnung, auch anfangs scheinen möge; solltest du dir selbst auch wie ein Affe gegen einen Menschen vorkommen, bete und glaube nur gewiß, so gewiß als Christus wahr redet, und alle Erfahrung bestätigt: die Gesinnung wird erfolgen, wenn du beharrst im Thun." —

„Es kann in Bezug auf Seligkeit keine Abtheilung in hier und dort stattfinden, wer dort ewig selig werden will, muß nothwendig anfangen, hier in der Zeit sich selig zu verspüren. Strebe hier selig zu seyn, wenn du ewig selig werden willst. Leben ist Eins und das Leben ist das Licht des Menschen. Es ist eine unendliche Reihe. Wer also hier, wo durch Christus der Keim des Lebens, welches mit Lieben oder glückselig seyn gleich ist, zu sprossen anfangen soll, den ersten Ausgangspunkt dieser Reihe nicht findet, wie will der die Reihe jemals an sich fortgesetzt zu finden hoffen?" —

„Selig sind diejenigen, die ihre und ihrer Brüder Dürftigkeit erkennen; denn sie werden, mögen sie auch jetzt noch arm sich fühlen, füllen und erfüllt werden.

Sie werden es erfahren, daß Geben seliger ist, als Nehmen. Das Geben ist eigentlich nur ein tieferes, weit umfassenderes, verborgeneres, millionenfältiges Nehmen; aber nur dann: wenn deine linke Hand nicht weiß, was deine Rechte thut. Genieße dankbar die Augenblicke der Seligkeit des Gebens, meine aber nicht, der Genuß sei Zweck; er ist nur Mittel zur Stärkung auf deiner Wanderschaft. Also mit schüchternem Dank, wie Maria die Botschaft des Engels, empfange solche Gnade; eile aber stracks zu neuen Thaten und sorge nicht, daß der wohlaufgenommene Keim nicht im Verborgenen Frucht bringe. Siehe auf diese Weise wird deine Linke nicht wissen, was deine Rechte thut. Als Magdalena Christum mit der köstlichen Salbe salbte; wer empfieng da mehr, Christus oder Magdalena? Wenn die Erde, die willig ihren Schooß aufthut, deinen Samen zu empfangen, und dir davon schöne, wohlriechende, wohlschmeckende oder heilsame Sprößlinge darbietet, wer empfängt dann mehr, du oder die Erde? und wann mehr, wenn du sie im Schweiße deines Angesichts bearbeitet hast, oder wenn du nur wenige Mühe daran wendetest? und sei auch unfruchtbar der Acker, hast du im Bearbeiten desselben nicht Gesundheit, vermehrten Lebensgenuß und Kräfte empfangen?" —

„Ein Mensch, der sich stolz erhebt, weil er etwa Gutes gethan, oder Fortgang im Guten spürt, gleicht einem Bettler, der ein neues Kleid zum Almosen bekam, und auf seinen Bettelkameraden, der gerade diesen Tag solche Wohlthat nicht gefunden, stolz herabsehen wollte. Ich begegnete einst auf der fliegenden Brücke von Wesel einem alten lahmen Krieger. Er sprach mich um ein Almosen an. Ich gab ihm einen halben Gulden. Freu-

dig sah ich ihn hinhinken zu seinem Kameraden, der auf der Bank sitzen geblieben war und mit dem er die Gabe theilte. „Vater, ist das dein Bruder oder Verwandter?" rief ich. „Nein, er war mein Kamerad im Kriege, nun ist er es als Krüppel, er kann aber nicht betteln gehen, weil er nicht sieht; ich sehe, so ist es billig, daß ich für ihn mitbettle." Wie gern gab ich ihm ein Goldstück.

Und wenn wir, die wir doch arg sind, so thun, wie vielmehr denn unser Vater im Himmel! Siehe nicht stolz herab auf deinen Mitbettler, weil er heut kein so reichliches Almosen antraf, als du. Theile ihm lieber von dem Deinen mit, so wirst du mehr erhalten." —

In solcher Weise übte die Fürstin, nachdem sie Liebe empfangen, wiederum Liebe. Göthe, der 1792 einige Tage ihr Gastfreund war, zählte sie zu den Wesen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat. „Die Fürstin," sagt er, „kam frühe zu dem Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem inneren beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt seyn müsse."

„Als die schönste Vermittlung zwischen beiden Welten entsprossete ihre Wohlthätigkeit; ihr Leben füllte sie aus mit Religionsübung und Wohlthun. Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung; die Wohnung war nicht kostbar noch ausgesucht; auf innerer Würde beruhend verschmähte sie alles Aeußere. Innerhalb dieses Elements bewegte sich die geistreichste,

herzlichste Unterhaltung, ernsthaft durch Weltweisheit vermittelt, heiter durch Kunst.“

So urtheilt Göthe, der sich in solcher Umgebung milder gestimmt fühlte, als seit langer Zeit, und es für das größte Glück empfand, nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme, menschliche Sitte auf sich einwirken zu fühlen. Schon dieses Urtheil zeigt uns, abgesehen von dem Geiste, der in allen obigen eigenen Aeußerungen der Fürstin selber athmet, wie weit entfernt sie von einem unevangelischen Katholizismus und sich selbst quälenden Sauersehen entfernt war. Bezeichnend für sie ist, was sie sich als Sinnbild ihrer geistigen Entwicklung unter der Aufsicht von Hemsterhuys 1783 auf einen Siegelring stechen ließ, als ihr innerer Mensch aus Glauben in Liebe zu werden begann: die Verwandlung der Raupe war ihr das Bild der sich entfaltenden gläubigen Liebe. Sie, die sinnige Freundin alles Schönen in Natur und Kunst, schreibt darüber mit feiner Beobachtung: „Der Zeitpunkt, da im Menschen wahre Liebe geboren wird, ist für die Seele, was der in einem scheinbaren Tode der Raupenpuppe begrabene, noch unvollendete Schmetterling in dem Augenblicke ist, wenn die Sonne allmählig sich nahend mit wärmenden Frühlingsstrahlen den Balg bescheint, und durch ihre Wärme den Wachsthum der duftigen Flügel befördert. Das Unding darin, halb Raupe halb Schmetterling, durch die wohlthätige Berührung belebt, fängt nun erst recht an zu leiden, indem die keimenden Flügel es in eine unwillkürliche Bewegung versetzen, wodurch es einen unbedingten Ueberdruß seiner Raupennatur zu empfinden anfängt; diese Bewegung giebt ihm den Widerstand der Hülle zu ahnen; nun strebt und regt es sich noch mächtiger, nach der Seite

hin, wo es nur noch dunkel das wohlthätig belebende Wesen der Sonne wahrnimmt; es schmachtet unbestimmt nach Vereinigung, regt sich mit stets erhöhter Kraft, bis es durchbricht, zuerst mit dem Kopf; dann sich freuet und staunt in der Vereinigung mit dem holden Wesen, wodurch es so mächtig angezogen wurde; aber auch in dem Genusse dieser Freude neues Verlangen und neue Kraft schöpft, nach höherem Genusse zu streben, ohne noch zu wissen, welche Freude auf ihn warte; noch eine starke Kraftanstrengung und siehe! es schlüpft hinaus, ganz hinaus; die wirksamsten Werkzeuge seines Genusses, nämlich die Werkzeuge seines neuen Wesens breiten sich aus, tragen es schwebend empor in sein neues Element, in Düften der Kräuter und Blumen. Nun ist er vollendet, der Schmetterling, er fliegt davon und läßt sein Raupengewand, ohne sich einmal darnach umzusehen, der Erde, die es gebar."

Im Jahre 1790 starb Hemsterhuys ohne Hülfe und Trost des Evangeliums. Dieser Tod ihres lieben Sokrates schmerzte die Fürstin tief; ihr letzter Brief an ihn, in dem sie die Gründe für die Wahrheit des Christenthums nochmals entwickelt hatte, war nicht mehr in seine Hände gekommen. Solcher Seelenschmerz war ihr empfindlicher, als die schmerzhafte mit einer körperlichen Schwermuth verbundene Krankheit, von der sie oft befallen wurde.

Im Jahre 1792 schickte sie ihren Sohn, um ihn in neuen Verhältnissen sich umsehen und erproben zu lassen, ehe er in russische Kriegsdienste träte, nach Amerika. Dort schwur er zu einer andern Fahne, er faßte den Entschluß, im geistlichen Stande sich Gott und der Mission in Amerika zu weihen. Sie fürchtete, er möchte den

Entschluß zu schnell gefaßt haben, sie nahm auch behutsame Rücksicht auf ihren Gemahl und die mißbilligenden Verwandten und widersetzte sich ein ganzes Jahr lang mit männlichem Ernste dem Entschlusse. Auf des Vaters Betrieb kam ein Befehl von Petersburg, Prinz Dimitri habe sich in Petersburg zu stellen. Ihre Verwandten erklärten den Entschluß desselben für eine Schmach. Dagegen fand sie, weil ihr Sohn nicht abzubringen war, Trost und Glückwünsche von Seite ihrer Freunde, auch der protestantischen. Im Jahr 1795 nahm der Sohn die Weihe. Die Fürstin hatte einen schweren Stand gegen ihren Mann, doch besänftigte er sich und zwei Jahre nachher empfieng der Sohn Gnade und Segen vom Vater und dankte ihm herzlich für Erhörung seiner Bitte. Zwischen Mutter und Sohn aber begann der innigste Briefwechsel, in dem eines dem andern in Demuth und Ehrerbietung zuvorkam.

Im Frühjahr 1800 trat der Graf Fritz Stolberg in Münster mit seiner Familie zur katholischen Kirche über, nachdem er schon seit 1791 mit der Fürstin und ihren Freunden in engste geistige Verbindung getreten war. Wir können uns kaum wundern, wenn er von einem Katholizismus, wie er in diesem Kreise lebte, angezogen wurde.

Am 6. März 1803 starb der Gemahl der Fürstin eines plötzlichen Todes zu Braunschweig. Sie selber wurde zwei Jahre lang durch seine Verwandten außer Genuß der Güter ihres Gatten gesetzt, bis Kaiser Alexander sie, die in Liebe und ruhiger Fassung die Verwicklung sich lösen ließ, wieder in ihr Recht einsetzte. „Ich fürchte nicht, arm zu werden,“ war ihr

Spruch, denn sie hatte Den, der die Raben speiset und die Lilien kleidet.

Die zwei letzten Lebensjahre der Fürstin waren nur ein Leiden. Sie litt am Hüftweh schon lange. Ein dumpfer Gichtschmerz wühlte oft durch ihre innersten Gebeine und erfüllte sie mit tiefer körperlicher Schwermuth, aber ihre geistige Heiterkeit und Theilnahme an gesellschaftlicher Unterhaltung ward dadurch nicht gestört. „Nicht ich bin traurig, sondern nur meine körperliche Umgebung," sagte sie. Sie stand „wie ein Reisender auf Bergesspitzen über Nebel und Stürmen im Thale." Sie trug ihr Kreuz für sich mit unbedingter Ergebung und tröstete noch Andere, die weniger litten als sie. Und ward auch ihre Liebe manchmal bitter gekränkt, sie widerstand trübsinniger Erinnerung oder grübelnden Gedanken über das Erlittene. In Gott allein wußte sie das lindernde Oel für solche Wunden und zu ihm betete sie für Undankbare und Unliebsame. „Eine stolze Weltweisheit lehrt uns, daß wir uns über die Beleidigungen hinausstellen. Jesus Christus will, daß wir uns unter die Beleidigung stellen." Das war ihre Weisheit geworden.

Ihr innerer Zustand wechselte zwischen Zeiten des Trostes, und Zeiten, da ihr um Trost bange war. In den letztern lernte sie am meisten. — „Im Leiden und Lieben offenbart sich uns — willenlos ihm Hingegebenen die Herrlichkeit Gottes," schrieb sie an ihren Beichtvater. „Ich preise Dich," so rief sie zu ihrem himmlischen Vater, „mehr noch für die Leiden, die Du mir gesandt hast, als für die unzählig vielen Freuden! Ach freilich ist es ein Leichtes, Dir zu danken in den Stunden meiner Befreiung; doch Du, der Du die Nieren durchforschest, Du

weißt, daß auch während meines tiefsten Leidens ich Dir aufrichtig dankte für diese Leiden."

Ueber das Gebet um Befreiung von Leiden selber schrieb sie in ihr Tagebuch einmal: „Ich weiß von Gott nichts zu bitten, als daß Er mir das gebe (es sei süß oder sauer), was meine Vereinigung mit ihm befördern kann. Auch in Zeiten der tiefsten Schwermuth, irgend eines schweren Druckes, der Dürre und Verlassenheit, kann ich um nichts Anderes bitten, da ich nichts Anderes will und auch nicht um Erlösung aus der Dürre, dem Drucke, der Schwermuth, und weil ich nicht weiß, ob sie nicht Mittel sind, diese Vereinigung zu bewirken, oder vielmehr, weil ich fest überzeugt bin, daß sie es sind, weil Gott (es sei als billige Folge meiner Sünden oder Prüfung) es zuläßt; und gerade dann drücken die Worte Joh. 11, 41. 42: „Ich danke Dir, Vater, daß Du mich erhöret hast; doch ich weiß, daß Du mich allezeit hörest; sondern um des Volkes willen, das umherstehet, sage ich's, daß sie glauben, Du habest mich gesandt" — meinen Zustand so natürlich aus, daß ich ihn gestern zum ersten Mal recht klar erkannte. Es war der Widerhall dessen, was so oft in Ansehung des umherstehenden unruhigen Volkes, nämlich meiner groben Sinnlichkeit (Fleisch) in Zeiten der Dürre mit mir vorgeht. Ich will nicht erlöset seyn aus meinen Leiden, nicht einen Augenblick früher als Gott will, Er ist die Liebe, und kann es nur wollen, weil es mich näher mit ihm vereinigt; und das will ich. Ich habe aber ein Volk bei mir, zu dessen Stärkung ich vielleicht so etwas bedarf, damit das bessere Ich in mir nicht gestört werde, insofern möchte ich nun wohl darum bitten, und durch Erhörung es stärken; doch ich bitte nicht — nein! ich danke Dir, Vater! denn er-

höret hast Du mich (meinen Geist) es sei, daß das Volk (das Fleisch) gestärkt werde oder nicht: denn Du hast gethan, was meiner Vereinigung mit Dir das Förderlichste ist. Hallelujah! Hallelujah!"

Es war ihr besonders das Sakrament des Altars eine Seelennahrung und eine Kraft, wodurch das Joch der Leiden sanft, die Bürde leicht wurde, daß sie bei allen körperlichen Beängstigungen getrost den Gang durch's dunkle Thal fortgehen konnte.

Im Winter und Frühjahr 1805 blieb sie von heftigern Anfällen verschont, aber ihre Kräfte erschöpften sich bedenklich. Doch wagte sie es, im Gebete Kraft und Vertrauen holend, im Mai bei rauher Witterung ihren fast achtzigjährigen und kränklichen Freund, den Herrn von Fürstenberg, auf einer nothwendigen Reise nach Hildesheim zu begleiten. Es kam sie hart an, aber sie hielt sich verpflichtet, und die Liebe träget Alles. Kaum war sie unter großer Erschöpfung wieder nach Hause zur Ruhe gekommen, so störten sie widrige Geschäfte und die Nachricht von einer bedenklichen Krankheit ihrer jüngern Freundin, der Aebtissin von Vreden, einer Gräfin von Truchseß. Mit Overberg eilte sie an's Krankenlager, diente ihrer Freundin drei Wochen Tag und Nacht, bis die Gefahr vorüber war. Aber bald nach der Heimkehr der Fürstin kamen neue Nachrichten von einem Rückfall der Aebtissin und bald darauf von ihrem Tode. Das war ein tödtlicher Stoß für die kranke Fürstin. Bald machte ihr jede Bewegung auf dem Bette entsetzliche Schmerzen. Anfangs konnte sie noch etwas lesen und täglich drei bis vier Stunden dem Gebete und der Betrachtung wiedmen und dabei die wirksame Nähe Gottes wahrnehmen. Endlich zeigte sich die ausgebildete Wassersucht mit ihren

furchtbaren Beängstigungen; eine Verengung der Eingeweide verursachte stetiges Erbrechen, die sie unsäglich quälten und in zwei Monaten bis auf Haut und Knochen abzehrten. Doch blieb ihr Auge heiter und mit klarstem Bewußtseyn schaute sie selber dem herbeikommenden Tode entgegen.

Die Aerzte, welche hülflos an ihrem Bette standen, giengen erheitert durch ihre Unterhaltung in leidensfreien Augenblicken von ihr hinweg. Mit der zartesten Aufmerksamkeit sorgte sie für ihre Bedienung. Nur ihre Tochter und Pflegetochter, die es sich als eine Gnade ausgebeten hatten, abwechselnd bei der Fürstin wachen zu dürfen, waren beständig um sie, die übrigen zu ihrem Dienste bestimmten Personen durften in einem Nebenzimmer bleiben und es war gesorgt, daß es ihnen an keiner Nothdurft fehle. Sich selber ließ sie gerne, wo es möglich war, etwas vorlesen.

Als sie noch nicht ganz bettlägerig geworden war, beim Auf- und Abgehen aber mit jedem Fußtritte einen schmerzhaften Stoß in die Eingeweide verspürte, wurde ein Fußteppich für nöthig erachtet. Sie ließ einen gewöhnlichen aus Amsterdam verschreiben, aber aus Versehen wurde ein levantinischer geschickt, der zweckmäßiger aber theurer war. Die Fürstin sprach: „Es ist unrecht, daß ich mit Füßen trete, was eine arme Familie auf einige Zeit ernähren kann;“ und wollte ihn durchaus wieder verkauft wissen. Zum Glück kam es nicht dazu, denn es fand sich, daß ein gewöhnlicher Teppich den Dienst nicht gethan hätte.

Bis zu ihrem Ende hat sie denn nicht auf das Ihrige, sondern auf das, was des Andern ist, gesehen, nachdem sie gelernt hatte, auf das äußere Wort der Offenbarung

und auf die antreibende Sprache Gottes in ihrem Herzen zu horchen. Nur so gelang es ihr, in ihrem innern Leben nie stille zu stehen, indem sie nach Tauler fortwährend sich übte im Einkehren in sich selbst durch Betrachtung und Gebet, und im Auslaufen durch wirksame Liebe, wozu das Gebet die Kraft giebt. Und in beidem war die Treue im Kleinen ihre hohe Regel geworden. Wie manche Seelen hat sie damit vom verkehrten Wege zurückgeführt; wie viel hat sie unter persönlicher Entbehrung durch ihr Vermögen im Verborgenen wohlgethan! Wie manchmal hatte eines ihrer Hausgenossen sie am dunkeln Abende, ohne daß die übrigen Freunde und Leute im Hause es erfuhren, zu den Hütten der Nothleidenden begleitet, um das Geld und die Nothdurft zu tragen, die sie spendete! Wie wußte sie die Naturgaben äußerer Thatkraft und hohen Verstandes aus dem Dienste der bloßen Wissenschaft, Kunst und Tugend in den Dienst der Liebe und des Glaubens zu geben, nachdem sie den rechten Grund gefunden und aus blos weltweisem Streben nach Vollkommenheit, hinter dem sie den feinen und geheimen Stolz als Triebfeder hatte entdecken müssen, übergegangen war in das Streben nach christlicher Vollkommenheit, in das demüthig sich selbst verleugnende Streben nach der Weisheit von oben, die da ist auf's erste keusch, darnach friedsam, gelinde, lässet ihr sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohn' Heuchelei! —

Und nun eilte die Stunde ihres Scheidens vom irdischen Schauplatze ihrer Thaten und Leiden herbei. Am Abend des 26. April rang sie mit den schrecklichsten Schmerzen, bald war sie zu schwach, um den Schmerz ausdrücken zu können, und doch sprach sie während des heftigsten Leidens: „Ich sehe Euch alle, liebe Kinder,"

und nannte zugleich die abwesenden Theuersten, deren Gedächtniß sie mit hinübernehmen mußte, während der Tod ihr schon die Stimme entriß. Im Gefühle, daß ihre letzte Stunde gekommen, ließ sie sich im anstoßenden Zimmer eine feierliche Messe lesen und dann das Abendmahl reichen. Es war Sonntag Morgens um ein Uhr. Das Evangelium des Tages lautete: „Ueber ein Kleines werdet ihr mich sehen und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen, denn ich gehe zum Vater .... Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist kommen; wenn sie aber das Kind geboren hat, denket sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist. Und ihr habt auch nun Traurigkeit, aber ich will euch wieder sehen und euer Herz soll sich freuen und eure Freude soll Niemand von euch nehmen."

Am Sonntag Jubilate Morgens gegen drei Uhr am 27. April 1806 war ihre Freude erfüllet. Sie hatte achtundfünfzig Jahre gelebt, und wahrlich ein seltenes Leben. Trauernd umringten die Armen den Sarg ihrer Mutter, der zu Angelmodde dicht an der Kirche in die Erde gesenkt wurde. Das Bild des Gekreuzigten bezeichnet ihre Ruhestätte, auf dem Fußgestell stehen die Worte: Philipp. 3, 8. „Ich achte Alles für Schaden gegen die Alles übertreffende Erkenntniß Christi; und halte es für Koth, damit ich Christum gewinne." — So war gesinnet, so lebte die Mutter der Armen und Bedrängten, die Fürstin Amalie von Gallitzin.

XI.

Frau von Fellenberg.

Amalie von Gallitzin hat uns einen Blick thun lassen in die neue seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts anbrechende Zeit, als deren irdische Sonne insbesondere Göthe von den Deutschen verehrt wird. Es ist die Zeit des sich selbst so nennenden Lichtes, der Aufklärung, der Vernunft und Wissenschaft, deren Ungenüge sich in dem obigen Lebensbilde ergreifend darstellt, deren wirklicher Werth in der Entwicklung der Welt und des Reiches Gottes aber nicht verkannt werden soll. Gott will, daß alle Menschen sollen zur Wahrheit kommen — aber freilich nur in Dem, der die Wahrheit ist und durch den Geist, der in alle Wahrheit leitet. Der aufrichtig nach Wahrheit suchende Menschengeist kann gerade dadurch zu der vollen Wahrheit kommen, daß er die menschliche Wahrheit erforscht, erschöpft und bis zu dem Grunde des löcherichten Brunnens durchschaut. Und so traurig die Um- und Abwege des sich selbst überlassenen, sich selbst genugsamen Menschengeistes sind, so weiß Gott auch hier das, was sie gedachten böse zu machen, gut zu machen; was überall an Kenntniß und Erkenntniß gewonnen wird, muß zuletzt der Wahrheit und denen, die sie lieb haben, zum Besten dienen. Seit jetzt hundert Jahren versuchte es die Menschheit durch Aufklärung, Bildung, Wissen-

schaft, Erziehung und Schule denen zu helfen, die in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen. Konnte sie auf Menschenweise und durch Menschenweisheit nicht das wahre Licht und die wahre Hilfe bringen, so sollten doch alle redlichen Bemühungen hierin, ja selbst die Irrlichter beitragen, daß der, welcher das Licht der Welt ist, nach seiner Höhe und Tiefe, Breite und Länge, von Hohen und Niedrigen völliger erkannt und kräftiger ergriffen werde.

Der große, edle Schweizer Pestalozzi, der nicht fern war von dem Reiche Gottes, wurde durch seine Bücher und Beispiele ein Begründer der neuen Schule, ein Vater der neuen Volkserziehung und Armenversorgung; seine Anna, geb. Schultheß, die mit ihrem Pestalozzi zufrieden war, dem Seltsamen und Häßlichen, weil er doch eine sehr schöne Seele habe, hat sich treulich Mutterrecht daran erworben durch viel Mitlieben und Mitleiden. Pestalozzi aber, der Mann des Gedankens, war in der kindlichen Einfalt seines Gemüthes nicht der Mann zur Ausführung des Riesenwerkes. Ein klügerer Steuermann mußte an's Ruder, nachdem Pestalozzi mit zitternder Hand die Magnetnadel auf's Fahrzeug gestellt hatte, das mit ihm zu scheitern gehen wollte. Mit dem unerschütterlichen Willen Pestalozzi's mußte sich eine ebenso unerschütterliche Thatkraft vereinen, um mit Benützung aller Hülfsquellen die Bildung und Erziehung des armen Volkes zu gesitteten und nützlichen Menschen zu versuchen. Diese Ergänzung fand sich in Philipp Emanuel von Fellenberg. Wie nun alle großen Männer von ihren Müttern ihr Größtes haben, so sollte die Menschheit auch jenen Mann seiner herrlichen Mutter verdanken. Philipp Emanuel, der Fortsetzer und Vollender des Pestalozzischen Erziehungswerkes, der berühmte Gründer von Hofwyl

und der schweizerischen Armenschulen, in denen die europäische Armenerziehung auf ein halbes Jahrhundert ihre Hochschule erhielt, war geboren 1771 in einer ausgezeichneten Patrizierfamilie von Bern. Sein Vater war Mitglied der Regierung und Professor der Rechtsgelehrsamkeit, sowie Landvogt zu Wildenstein im Aargau. Leitete der Vater die Erziehung des Sohnes sorgfältig, so that es die Mutter noch mehr.

Seine Kindheit fiel gerade in die Zeit, wo die „menschenfreundlichen" Bemühungen und Gedanken eines Basedow, Iselin, Hirzel für Volksbildung und Erziehung allgemeine Theilnahme erweckten und in edeln Müttern willige Gehülfen zur Ausführung fanden.

Noch nicht fünf Jahre alt, spielte der junge Fellenberg einst an einem Wagen und zog ihn gegen den steilen Abgrund des Hofraums. Schnell rollte der Wagen auf dem abschüssigen Wege. Der Knabe wurde an der Deichsel mit fortgerissen und überstürzt. Die Mutter sieht es, springt hinzu, hängt sich an den Wagen, und ohnmächtig, seinen Lauf plötzlich zu hemmen, läßt sie sich über das scharfe Gestein nachschleppen und blutet für das also gerettete Kind. Ein solches Opfer mütterlicher Liebe blieb unvergessen und wurde Ermunterung zu Thaten aufopfernder Menschenliebe.

Einmal kommt der Knabe, der mit seiner Mutter auf dem alten Schlosse Wildenstein sich vergnügte, vom Spielplatze herauf und sieht die Mutter im Fensterraume mit einem Zeitungsblatte in der Hand beim Lesen zusammenschrecken und ihre Thränen verbergen. Der Kleine eilt auf sie zu und fragt dringend und gerührt nach der Ursache ihres Schmerzes. „Sei ruhig," sagte die Mutter; „es ist nichts; du kannst es doch nicht verstehen." Aber

der Kleine liebkost zudringlicher und die Mutter vermag ihren Schmerz nicht zu unterdrücken. Ihre Thränen dringen mit Macht hervor und schluchzend ruft sie: „Ach sie sind geschlagen! Die Nordamerikaner sind geschlagen!“

Das waren ergreifende Augenblicke in dem Stillleben des Kindes. Auch die vaterlandsfrommen Herzensergießungen des hochachtbaren Vaters verfehlten den Eindruck auf das Herz des Sohnes nicht, sei es, daß er in die Rathsversammlung gieng und sagte: „Kinder! jetzt gehe ich zu kämpfen,“ sei es, daß er nach erfolglosem Kampfe traurig nach Hause kam und bei der treuen Gattin und den lauschenden Kindern das Herz erleichterte.

Tief drückte sich in das Gemüth des Knaben ein Besuch ein, den er mit seiner Mutter zu Königsfelden im Aargau machte. Im Gehöfe des nahen Irrenhauses führte sie den Sohn an einem schönen Sommertage umher, zeigte ihm den stummen Wahnsinn und den redseligen Narren, erklärte wie diese Verirrung des menschlichen Geistes theilweise der Lieblosigkeit und Bedrückungssucht der Menschen entstamme, wie anderntheils besonders der Dürftige diesem fürchterlichen Elende so lange ausgesetzt sei, als sich Niemand seiner Noth wahrhaft erbarme. Dann zeigte sie ihm die Schönheit der Natur und die Pracht der untergehenden Sonne, lehrte ihn fühlen, wie den eben betrachteten Unglücklichen dieses Alles umsonst blühe und glühe; als sie die jugendliche Lust, diese Welt recht lebhaft begreifen zu können, bis zum stolzen Selbstgefühl erhöht und in seiner Seele wiederum bis zur Liebe Gottes gesteigert sah, führte sie ihn aus der Fülle all dieser Eindrücke in ihr einsames Gemach und hieß ihn nach einer feierlich ernsten Anrede niederknieen und geloben: „stets den Armen beizustehen und durch Nichts im Leben ver-

macht zu werden, von diesem Beistande abzulassen.“ Aus der Tiefe seiner jungen Seele und mit überquellendem Auge gelobte der Sohn auf seinen Knieen es seiner Mutter und ihrem Gotte; aber als er sie selbst hinsinken, knieen und flehen sah, als sie ihn dem Barmherzigen empfahl und Gnade über den jungen Streiter herabrief, da kam die Weihe zu jeder guten That über ihn.

Solcherweise leitete die Mutter im häuslichen Kreise die aufkeimende Neigung des jungen Gemüths in die Wege der erbarmenden Bruderliebe. Der Vater that dasselbe gleichen Sinnes in weitern Kreisen. Gerne benützte er dazu seine amtliche Stellung oder die willkommenen Anlässe, wo im Kreise gleichgesinnter Vaterlandsfreunde die höchsten Anliegen der Menschheit und des Vaterlandes berathen wurden. Im Jahre 1786 begleitete Fellenberg, erst fünfzehn Jahre alt, seinen Vater nach Olten, wo dieser die versammlte helvetische Gesellschaft zu leiten hatte. Die Eröffnungsrede seines Vaters, die hohe Begeisterung der Sprecher des Tages übte den entschiedensten Einfluß auf Fellenberg's am Herzen der Mutter erwärmten, entzündeten Sinn für gemeinnütziges Dichten und Trachten.

Frühzeitig reifte bei Fellenberg der bestimmte Entschluß, sein ganzes Leben der Wohlfahrt seiner Mitmenschen zu wiedmen. Als ihn eine schwere Erkrankung im achtzehnten Jahre an den Rand des Grabes brachte, hatte sich in seinem Gemüthe bereits ein solches Verlangen nach Wohlthunkönnen gezeigt, daß er, den Tod fest in's Auge fassend, den himmlischen Vater nur um die Gnade bat, vor seinem Heimgange noch das Gute wirken zu dürfen, was er in seiner begeisterten Seele mit ahnungsvollem Wunsche trug. Seine Mutter hatte ihn beten gelehrt. Wer bittet, dem wird gegeben. Fellenberg genas, und

nach mehr als einem halben Jahrhunderte sah er seine Jugendwünsche über Erwartung erfüllt.

Im Jahre 1789 bezog er die Universität Tübingen. Dann lernte er Pestalozzi kennen, dessen Reformationsgedanken seine Richtung für immer bestimmten. Mehrjährige Reisen durch die Schweiz, durch Tyrol und Deutschland ließen ihn mit eigenen Augen die Nöthen und Leiden seiner Brüder schauen. In Paris nach dem Sturze Robespierre's 1795 überzeugte er sich, daß die Grundlagen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, Religiosität und Sittlichkeit, mehr und mehr zerstört, die Gefahren der Verarmung unter den niedern Volksklassen täglich größer wurden, und daß nur mittelst einer verbesserten Erziehung und Hebung seiner wirthschaftlichen Lage dem Volke geholfen werden könne. Seine heiligste Aufgabe ward, die Hand an den Pflug zu legen und nicht mehr zurückzuschauen. Im Jahre 1799 kaufte er das Landgut Hofwyl, nördlich von Bern. Nachdem er in einer Reihe von Jahren die Verbesserung der schweizerischen Landwirthschaft durch Lehre und Beispiel angestrebt hatte — überall bis zur Arbeit mit Hacken und Spaten im Zwilchkleide selbst thätig mit angreifend — richtete er sein Hauptaugenmerk auf die Verbesserung der Volkserziehung.

An die landwirthschaftliche Lehranstalt schloß sich eine Erziehungsanstalt für höhere Stände, an diese ein Unterricht für schon angestellte Schullehrer. Eine Erziehungs-Anstalt für arme Knaben sollte nun noch zeigen, wie die Kinder der untersten Volksklassen, der Bettler und herumziehenden Heimathlosen oder verstoßene Waisen dem thätigen Leben gewonnen und zu tüchtigen Christenmenschen erzogen werden könnten. In Johann Jakob Wehrli fand er den Mann dafür.

Nach der Hofwyler Musterschule sproßte eine „Wehrlischule“ nach der andern auf. Ueber sechsunddreißig solcher Anstalten zählt jetzt die Schweiz. Aber nicht blos auf den grünen Bergen und in den stillen Thälern ihrer Heimath schlugen sie Wurzel, über Deutschland, ja weit über die deutschen Grenzmarken hinaus nach Holland, Schweden, Dänemark, Frankreich, Ungarn, Rußland verpflanzten sich Absenker von dem edeln Stamme, den Fellenberg mit Wehrli gepflanzt hatte.

Seine Bestrebungen wollte er der ganzen gesitteten Menschheit vermachen, denn die freie Schweiz glaubte er vom Schöpfer dazu bestimmt, nach allen Richtungen hin geistige und bürgerliche Freiheit zu verbreiten. Zwei seiner Töchter gab er daher ehemaligen Zöglingen aus Irland und Griechenland, und beide mußten ihrem Schwiegervater geloben, mit ihren Frauen die Volkserziehung in ihrem Vaterlande zu verbessern. Als theuerstes Mitgift gab er den geliebten Töchtern das goldene Wort seiner theuern Mutter mit, das er als siebzigjähriger Greis unter sein eigenes Bildniß setzte, und das als ein Vermächtniß edler Mütter an ihre Söhne und Töchter auf dem Grabmal der Entschlafenen stehen müsse:

„Den Reichen gebricht es selten an Hülfe, stehe du den Armen und Verlassenen bei!“

XII.

Anna Lavater,

geb. 1742. † 1815.

Als ein Stern erster Größe sollte Lavater, der große Züricher, der Menschheit zu dem neuen Tage voranleuchten, und Arme und Reiche zu Dem wieder führen helfen, der gestern und heute in Ewigkeit ohne Wechsel des Lichtes und der Finsterniß alle Menschen erleuchten will, die in die Welt kommen. Sehen wir, an wessen Seite er das wurde und wirkte, was er so Vielen geworden und für so Viele gethan hat! Seine Gattin, Anna Schinz, war den 8. Juli 1742 in Zürich geboren, eines der jüngsten von dreiundzwanzig Geschwistern. Ihr Vater war als obrigkeitlicher Beamter längere Zeit im Thurgau und von diesem Aufenthalte her behielt sie fortwährend eine große Vorliebe für's Landleben. Ihre Mutter war eine ausgezeichnet verständige und fromme Frau, die das Geheimniß der Erziehung ganz in dem Geheimniß der Gottseligkeit und des Gebetes enthalten und ihre Kinder mit wenig Worten auf den rechten Weg zu leiten wußte. Anna hatte als Kind von zehn Jahren eine üble und leichtsinnige kleine Nachbarin; trotz der Warnungen der Mutter ließ sie sich mit derselben ein und zum Kaufen von Naschwerk verführen. Die Mutter erkannte auf den ersten Blick, daß auf dem Gewissen der spät erst heimkehrenden Anna eine Schuld liege. „Kind,“ sagte sie, „ich

sehe, daß du etwas Unrechtes gethan.“ Weinend bekennt Anna den Fehltritt. „Wir wollen nicht darüber reden, komm’, wir beten!“ sagt die Mutter und führt das Kind mit in’s Kämmerlein. Der Eindruck davon blieb der Tochter lebenslang und fortan war bei jeder Regung ihres Gewissens das herzliche Gebet ihre Zuflucht.

In denselben frühen Jugendjahren bemerkte die scharfsichtige Mutter, daß eine Anhänglichkeit an’s Kartenspiel sich in der Kleinen rege. Als einmal Anna sich mit einem Bruder nach Tisch hinweggeschlichen, um im Stübchen das Spiel zu treiben, überrascht die Mutter die kleinen Spieler, hält ihnen mit kurzen Worten das jetzt wohl noch geldlose aber nicht schuldlose (und darum verheimlichte) Spiel mit seinen bösen Folgen vor und schließt: „Also liebe Kinder, nicht wieder!“ Der rechtzeitige Wink erreichte seinen Zweck auf Lebenszeit.

Anna war von Kind an überaus zum Wohlthun geneigt. Als eine viele Jahre hindurch im Hause bekannte Arbeiterin durch Alter und Armuth in die bitterste Noth gekommen war, trug Anna einen guten Bissen, den sie etwa bei Tische zugetheilt erhielt, in der Stille zu der armen Alten hinüber, um sie zu erfreuen. Hatte sie einige Erholungsstunden im Freien, so wiedmete sie gerne eine derselben, wohl auch einen ganzen Abend der Alten und brachte ihr dazu ihr eigenes Abendbrod mit.

So wuchs das Kind mehr im Umgang mit Armen und Leidenden als mit Büchern auf; sie erhielt keine wissenschaftliche aber eine desto tiefere Gemüthsbildung, und so sehr sie den Mangel an Wissen später bedauerte, so sehr strahlte ihr bescheidenes reines Gemüth mitten in der gelehrten Umgebung, in welche sie versetzt ward. Zu einer Trösterin der Mühseligen und Beladenen wurde sie

ganz besonders durch die Stunden und Zeiten gebildet, in denen ihr selbst um Trost bange war. Sie versank nämlich oft in Schwermuth und aus der tiefen Nacht half ihr blos das Gebet und das Lesen des neuen Testamentes nächst der vortrefflichen Behandlung ihrer weisen Mutter zum Lichte. Anna hatte sich im Schloßgarten ein einsames Plätzchen unter dem Schatten eines Gebüsches an der Seite eines kleinen Wasserfalls und mit weit offener Aussicht in's Land zur Stätte ihres stillen Umgangs mit Gott ausgesucht. Hier verlebte sie mit ihrem neuen Testamente viele Stunden und ihr kindliches Gebet schaffte ihr allemal neue Kraft zum dunkeln Gange. Ein jüngerer Bruder, der innig an ihrem Leiden Theil nahm, baute zu ihrer Ueberraschung ihr einmal ein Hüttchen an dem Plätzchen und legte auf das selbstgezimmerte Tischchen der lieben Schwester ein Neues Testament, diese Ueberraschung gehörte zu ihren lieblichsten Lebenserinnerungen. Die dunkle Zeit, in der sie an Gottes Daseyn und Güte, an der Erlösung und Allem zweifelte, ward ihr zur wichtigsten, an geistlicher Erfahrung und himmlichem Segen reichsten Zeit; als sie in einer ihrer bangsten Stunden im einsamen Kämmerlein auf die Kniee hingesunken betete, strahlte mit Einemmale ein Friede in ihr Herz, und durchdrang eine Zuversicht der göttlichen Gnade ihre Seele, daß sie ein Gefühl hatte wie Jakob dort bei Bethel, wo er die Pforte des Himmels offen sah, und seine Seele genesen ist. — Von fast tödtlichem Eindrucke war für sie die Erkrankung und der Tod eines geliebten Bruders, sie fiel in einen Starrkrampf und wurde bereits als todt beweint, doch auch in dieses Dunkel sollte wieder Licht kommen, sie erwachte aus dem Scheintode, und wurde den Ihrigen und viel Hunderten zum Segen erhalten.

Eben in ihrem damaligen Landaufenthalte war sie die Trösterin aller Leidenden; der steile Berg hielt sie auch in Winterszeit nicht ab, in's Dorf hinab zu steigen, die Traurigen aufzusuchen und den armen Kranken Erquickung für Leib und Seele zu bringen. Ihre eigenen Erfahrungen hatten sie besonders zur Freundin der Gemüthskranken gemacht; nach ihrer Verheirathung kamen viele solcher Kranken in ihr Haus, um Rath und That zu suchen, selbst auf Tage und Wochen behielt dann die erfahrene und liebevolle Frau arme Bauersleute bei sich, um sie erheitert und gestärkt zu entlassen. Die Pflege solcher Mühseligen und Beladenen ist gewiß ein wichtiger Theil der rettenden Liebe, und wer dazu die Liebeskräfte hat, mag sie wohl nach solchem Vorbilde üben. Einst kam eine schwermüthige Bäuerin, die durchaus nicht mehr arbeiten wollte und bat, doch einige Tage bleiben zu dürfen. Auf keine andere Bedingung, erklärte Frau Anna, als wenn sie wieder etwas arbeiten wolle. Nun mußte das Spinnrad gebracht werden und so sauer es der Trübsinnigen ankam, sie mußte dem Ernste und der Liebe, womit sie angehalten ward, nachgeben. So verließ die arme Frau nach einigen Tagen das Haus beruhigt und mit erneuter Lust zu heilsamer Beschäftigung. Anna, so zart und schwächlich sie selber war, fürchtete sich nicht vor den Unglücklichen, ob sie auch dem Wahnsinne nahe waren. Ihr Ernst wußte diese Leute in Achtung zu erhalten und ihre herzliche Barmherzigkeit zog auch die Verirrten an, daß diese sie wie eine Mutter verehrten. —

Anna Schinz war als gereifte Jungfrau mit ihren Eltern wieder nach Zürich zurückgekehrt. Sie war geschickt in jeder weiblichen Arbeit, sie verstand das Hauswesen, sie hatte eine gründliche Erkenntniß der Religion,

sie war eine rechte Beterin, dazu sanft, bescheiden, schmiegsam, stillverständig — das war ihre Bildung. Hans Kaspar Lavater sah sie und gewann sie lieb. Nach kurzer aber ernster Prüfung vor Gott gab sie ihr Jawort und ließ sich auch gerne gefallen, daß gemäß der Lavatern eigenen Schnelligkeit in Ausführung wohl überlegter Entschlüsse schon in vier Wochen die Hochzeit seyn sollte.

Lavater führte seine Gattin in das Haus seiner Eltern, wo in der auf acht volle Jahre sich ausdehnenden gemeinsamen Haushaltung aller Muth und Demuth, alle Sanftmuth und Schmiegsamkeit gegen die treffliche aber sehr selbständige Schwiegermutter zu üben war. Die Ordnungsliebe, die Klugheit und Wohlanstelligkeit, die Geschicklichkeit und Gewandtheit der bescheidenen Sohnsfrau gewann bald und immer mehr die Herzen der Eltern und der Geschwister Lavaters. Dieser selbst hatte eine etwas leidende Gesundheit und seine Reizbarkeit regte oft einen bedenklichen Husten auf, so daß der Vater, der Arzt war, wenn er ihn husten hörte zu sagen pflegte: „Hans Caspar, du hast Verdruß gehabt!“ Da bot nun Anna allem auf, vor Unangenehmem ihren Gatten zu bewahren und was sie nur konnte, auf die eigenen Schultern zu laden; zu seinem spröden und feurigen Wesen fügte sich auf's Glücklichste ihre weiche, sanfte, nüchterne, treue Seele. Darum konnte Lavater auch schreiben: „Ich bin der glücklichste Ehemann, der unter der Sonne lebt. So übereinstimmend schafft Gott in einem Jahrhundert nur zwei Seelen. So zärtlich und so tugendhaft, so gefühlvoll, so erfindsam mich zu erquicken hätte keine andere, auch noch so vollkommen geglaubte Seele seyn können.“ Sie wußte sich zu fügen, nachzugeben, zu schweigen und in letzter und höchster Beziehung Gott Alles anheimzu-

stellen. Konnte sie ihrem einmal entschlossenen Gatten nicht anders beikommen, so nahm sie ihre Zuflucht zum Gebete für denselben. Dieses treueste Mittragen und Fürbitten war ihr so zur andern Natur geworden, daß sie gar nicht mehr ahnte, was sie that. Große und, was bekanntlich schwerer fällt, kleine Opfer für ihren Mann zu bringen, war ihre Lust; ihre einzige Last war, daß die Zartheit ihrer Gesundheit ihr nicht erlaubte, noch gar manches für ihn zu thun, was ihr zartes Gemüth so gerne gethan hätte.

Ein Beispiel, mit welchem Geschick ihre Sanftmuth seine Hitze zu dämpfen wußte, erzählte er selbst in seinem Tagebuche. „Während ich gerade in unmuthiger Stimmung war, fragte mich die Magd, ob sie mein Zimmer kehren solle? — Ja, aber daß sie mir die Bücher nicht berührt, und nichts von meinen Papieren durcheinander wirft! Kaum war sie einige Augenblicke weg, so eilte meine Frau, um einem etwaigen Verdruß zuvorzukommen, unvermerkt weg und befahl der Magd, Sorge zu tragen. — „Ist die Stube noch nicht gekehrt, rief ich unten an der Treppe — allein statt die Antwort mit Gelassenheit zu erwarten, lief ich die Treppe hinauf, und da ich eben in's Zimmer trat, warf die Magd mit dem Kehrbesen ein Dintenfaß vom Büchergestell auf den Tisch herunter. Sie erschrak sehr; ich fuhr sie hart an: Was sie doch für ein dummes Vieh sei? Ich hätte es ihr doch ausdrücklich gesagt, daß sie sich in Acht nehmen solle. Meine Frau kam mir leise und furchtsam nach. Anstatt mich zu schämen, raffte ich mich noch zu neuen Ausbrüchen meines Zorns auf und klagte und jammerte, als wenn die wertheste Schrift verdorben worden wäre, und die Dinte hatte doch nur altes Druckpapier getroffen. — Die Magd suchte

Gelegenheit, sich wegzuschleichen und mit furchtsamer Sanftmuth trat meine Frau zu mir. „Ach! mein Lieber!" — Ich sah sie mit Unmuth an. — Sie umarmte mich. — Ich wollte ihr halb ausweichen. — Sie ruhte einige Augenblicke auf meinem Gesichte. — „Du schadest deiner theuern Gesundheit!" sagte sie mit unaussprechlich sanfter Zärtlichkeit. — Nun fing ich an, mich zu schämen. Ich schwieg und endlich brach ich in Thränen aus: Wie bin ich doch ein armer Sklave meines Blutes! Ich darf meine Augen nicht mehr aufheben! Ich kann mich der Herrschaft dieser Sünde nicht entreißen. — Aber es vergehen doch, erwiederte meine Frau, Tage und Wochen, daß du dich niemals vom Zorn dahinreißen lässest? Komm mit mir, wir wollen mit einander beten! — Sie führte mich in ihr Zimmerchen, betete aus dem Herzen so natürlich warm, dringend und weise, daß ich innigst dadurch erquickt, Gott recht herzlich für diese Stunde und für meine Frau dankte."

Welch' eine unschätzbare Wohlthat eine verständige und selbstlos liebende Gehülfin für den Mann ist, das erfuhr Lavater namentlich, seit er zu kränkeln angefangen hatte. Anna, die gegen alle Kranken und Leidenden immer so herzlich theilnehmend und darin so geschickt und erfahren war, wurde dem kranken Manne die unersetzbare Pflegerin. Im Mai 1799 mußte er in die Bäder nach Baden gehen; hier hoffte denn auch Anna den Umgang mit dem ihr durch seine vielen Geschäfte so sehr entzogenen Gatten recht genießen zu können. Der erste Tag war auch voll stiller ungestörter Ruhe glücklichen Beisammenseyns. Aber kaum graute der andere Morgen und noch war Lavater, der sehr heftig an Flüssen litt, und seine sehr gebrechliche Frau in ihren Betten, als drei Abgeord-

nete in's Zimmer traten, um alle seine Papiere wegzunehmen und ihn selbst nach Basel fortzuführen, weil er gegen die 1797 die Schweiz brandschatzenden Franzosen ein „Wort eines freien Schweizers an die große Nation" geschrieben hatte. Rücksichtslos versiegelten die drei Männer die Papiere; Lavater behielt die Ruhe, die sein gutes Gewissen ihm gab; als man ihn aber selber fortschleppen wollte, konnte die Frau sich nicht halten und rief aus ihrem Bette hervor, ihren kranken Mann möge man doch schonen, sie lasse ihn nicht fort, wenigstens solle man sie mitgehen lassen. Es half nichts, nur einen Schrank mit Briefen ihres Mannes, deren Wegnahme seinen Freunden hätte gefährlich werden können, vermochte sie durch ihre Geistesgegenwart zu retten. Sie benetzte die Kleider und Sachen, die sie eiligst für Lavater zusammenpackte, mit ihren Thränen und stärkte ihren Muth an der völligen Ruhe ihres Gatten. Aber von ihm sich zu trennen, schien ihr unmöglich, bis sie beim Anblicke der Bewaffneten und ihrer aufgepflanzten Bajonette händeringend in Ohnmacht fiel. Lavater, der edle Sohn seines Vaterlandes und der treue Diener des Evangeliums Jesu Christi, durfte kein weiteres Leid erfahren, er kehrte bald wieder zu der Gattin zurück, die zu den Füßen des Gekreuzigten in Geduld und Flehen seiner harrte. —

Als Lavater sein erstes Amt, die Predigerstelle am Waisenhause bekleidete, war der Besuch und die Seelsorge der im Zuchthause Gefangenen mit seinem Berufe verbunden. Da scheute sich nun die zarte Frau nicht, ihn oft dahin zu begleiten, und auf die gefangenen Weibspersonen mit ihrem würdigen Ernste und ihrer sanften Menschenliebe einzuwirken. Gebildet in der Schule dessen, der da kam um die Verlorenen selig zu machen, war sie

ganz geeignet zu dem hohen Berufe, selbst Verbrecher zu gewinnen. Unter den letztern war eine junge, blühend schöne Kindsmörderin. Anna Lavater ging hin und wußte die Unglückliche bald so an sich zu ziehen, daß sie mit ungeheuchelten Thränen ihr ganzes Herz mit seiner Verirrung und seiner Reue, mit seinem Durste nach Gnade und Erbarmung von Gott ihr aufschloß. Lavater und seine Gattin hatten die trostvolle Gewißheit, durch ihren Umgang mit der Schuld- und Reuevollen diese als eine Gerettete des Herrn zu wissen, als sie zum Tode geführt wurde. Anna gehörte zu den seltenen Menschen, denen andere ihr ganzes Herz aufschließen; nicht daß sie dem Sünder Kissen unter die Schulter legte, im Gegentheil, sie sprach mit so tieftreffendem Ernste von der Sünde und warnte so eindringend, aber aus ihrem ernsten Blicke strahlte zugleich eine solche Milde, daß der Bestrafte nur Liebe fühlen, nur danken, nicht zürnen oder grollen konnte.

Ganz besonders zog sie junge Leute an. Es war die gleichmüthige Ruhe, womit sie hören und Alles prüfen konnte, was die Herzen so sehr an sie fesselte. Viele segneten „die Lavaterin, die ihnen ihr Selbst wieder gegeben," „ihnen ihren Herrn wieder finden gelehrt habe." Doch nicht blos in Herzenssachen war sie mit Rath und Hülfe stets bereit, in hundert Fällen wurde sie zu Rath gezogen, weil sie Rath wußte. Damit erleichterte sie unendlich das schwere Amt ihres Mannes. Als dieser an die große St. Petersgemeinde versetzt wurde, öffnete sich ihr ein weites Feld zu solcher Mithülfe. Bürger und Landleute, zumal die Aermsten fanden stets offenen Zutritt bei ihr. Sie hatte in Krankheiten, in acht schweren Wochenbetten viel gelitten und gelernt, so konnte sie auch

wieder viel rathen und trösten. Eine Bäuerin, die durch eine harte Niederkunft sehr gelitten hatte, und ängstlich geworden war, klagte ihr einst ihre Noth. Anna Lavater beruhigte mit kräftigem Wort aus Schrift und Erfahrung und gab gerne der guten Frau das Wort, in der wiederkommenden schweren Stunde selber rathend und helfend zugegen seyn zu wollen. Die Stunde traf in die Nacht, wo es der Gebrechlichen nicht leicht ward, in die ziemlich weit außer der Stadt liegende Bauerswohnung hinzukommen — allein sie wurde gerufen, und der mühsamen Anstrengung ungeachtet wurde treulich Wort gehalten. Es läßt sich denken, welche Anhänglichkeit und Liebe sie sich durch solche Liebe erwarb.

Eine Frau, deren Liebe also auf fremde Leiden und Freuden überfloß, mußte unerschöpflich seyn im eigenen Hause. Nicht leicht konnte es aber auch eine treuere, treuer namentlich für ihre Kinder betende und dankende Mutter geben. Bei aller Zartheit ihres Gefühls war dabei keine Spur von Verzärtelung ihrer Kinder. Ernst und doch sanften und ruhigen Gemüthes kam sie auch nie in Gefahr, ihre Kinder scheu zu machen; ihr stetes Verharren in Bitte und Fürbitte legte das was nicht ihre Sache war, dem Anfänger und Vollender auch aller Erziehung an's Herz. Durch das Leibliche hindurch hatte sie immer das Geistige und Geistliche im Auge; die Erhörung zeitlicher Wünsche und Gebete stellte sie vertrauensvoll dem anheim, der alle Haare auf unserm Haupte zählet. Wie köstlich es für einen Menschen ist, wenn er das Joch in seiner Jugend tragen lernt, hatte sie selbst erfahren, so war sie auch nicht die unglückliche und trostlose Mutter, wenn die Ihrigen schwer litten und z. B. ihre eigene lange Erkrankung sie von dem Krankenlager

ihrer lang und schwer darniederliegenden älteren Tochter entfernt hielt. Dafür aber pflegte sie auch mit der ihr eigenen Anmuth zu sagen: „Wenn mich der liebe Gott selig machen will, so muß er mir dort einst meine Kinder und Enkel alle, alle wieder schenken. Es darf keins dahinten bleiben.“ Sie that auch an ihrem Theile Alles, damit sie von den ihr mit gleicher Treue anhängenden Kindern einst sagen könnte: „Siehe hier sind die du mir gegeben hast, ich habe deren keines verloren, die du mir gegeben hast.“

Mit ihrer Einfalt und Treue als Gattin, Pfarrfrau, Mutter und Schwester verband sich eine ausnehmende Naturliebe, Menschenliebe und Wahrheitsliebe. Obwohl in der Stadt geboren und erzogen behielt sie doch von ihrem ländlichen Aufenthalt her eine innige Vorliebe für das Landleben und seine stillen Naturgenüsse. Mit jedem Frühling erwachte ihre Sehnsucht nach der friedenvollen Natur auf's Neue. Konnte sie dieselbe nicht stillen, wie sie gern wollte, so ehrte sie doch dankbar die göttlichen Wege der Vorsehung, die ihr andere Freuden und Leiden beschieden. Ihre thätige Menschenliebe fand Blumenwege auch mitten im Disteln- und Dornenfelde städtischen und vaterländischen Elends, das mit der französischen Revolution so traurig hereinbrach. Hier hatte sie namentlich ihre herzhafte Wahrheitsliebe zu erproben als die Gattin eines Mannes, der durch sein mannhaftes Zeugniß gegen Lüge und Sünde sich so vielen Gefahren aussetzte. Oft wurde sie aufgefordert, mit ihrem Einflusse Lavatern von solcher Gefahr, namentlich von seinem mannhaften Zeugnißgeben zurückzuhalten. Aber sie kannte jenes Wort an Petrus: „Du denkst nicht was göttlich, sondern was menschlich ist,“ und statt ihrem Manne die Adlers-

flügel zu knicken mit einem „das widerfahre dir ja nicht,“ nahm sie, wo sie ihres Mannes Entschlossenheit bemerkte, zu wagen, was er für seine Pflicht erkannte, ihre Zuflucht am liebsten zum Gebete, um den muthigen Wahrheitszeugen dem Schutze dessen zu empfehlen, der allein schützen kann. —

Mit all ihren Vorzügen, bei all den vielen Berührungen ihres Mannes mit den Ersten seiner Zeitgenossen, war sie die bescheidene Zurückgezogenheit selbst. Sie verbarg sich hinter ihrem Gatten, so daß Freunde von ihm, die sie erst lange nach seinem Tode kennen lernten, verwundert fragten: „Warum sprach man so wenig von der edeln Lavaterin? Es ist so viel Großes und Gutes in dieser würdigen Frau!“ Statt sich vorzudrängen, ließ sie sich suchen, oder vielmehr zog sie sich zurück in tiefer Anspruchslosigkeit; wurde sie aber gesucht, so ließ sie auch das finden, was die Frau am ehrwürdigsten macht, nämlich gesunden, gebildeten Verstand, ein Herz, das sich mit heiliger Reinheit und Zartheit Jedem öffnete und Allen Alles zu werden suchte, und eine harmlose Frömmigkeit, welche tiefste Hochachtung einflößte. Mit dieser ächt weiblichen Zurückgezogenheit, die auf ächter Herzensdemuth gegründet war, verband sie einen hohen Anstand auch im Aeußern; ihr ganzes Benehmen war so kunstlos, nirgends etwas Gemachtes und Unnatürliches. Wenige Frauen konnten weniger Eitelkeit besitzen als sie. Dabei war die größte Reinlichkeit und Ordnungsliebe ihr zur andern Natur geworden — reines Herz, reiner Leib! Ohne allen Aufwand und ohne jede Schaustellung war Alles einfach und wohlgeordnet, der vornehmste fremde Besuch (Göthe und der Prinz von Weimar z. B.) durfte unversehens in's Haus kommen, ohne daß die Hausfrau hätte erröthen

müssen. Anstatt neumodisch aufgeputzter Zimmer fand man eine häusliche geschmackvolle Wohlanständigkeit, die auch in ihrem oft Monatelang sie einschließenden Krankenzimmer niemals und in nichts fehlte. Diesen Sinn für prunklose Schönheit hatte sie als ein Erbgut ihrer Mutter Lavater'n, der für alles Schöne so hochempfänglich war, als ein köstliches Heirathsgut in's Haus gebracht.

Ein besonderer Zug ihres so freundlichen, milden und zutraulichen Wesens war ihre hohe Würde. Obwohl sie ihren Dienstboten mit mütterlicher Liebe zu Rath und That nahe war, sich der kleinsten Angelegenheiten selbst mit Aufopferung annahm, auch das Niedrigste, wo es noth war, selber verrichtete, und des ihr geschenkten Zutrauens sich freute, so duldete sie doch nirgends eine unziemliche Vertraulichkeit. Ein Wort, ein Blick von ihr steckte der Zudringlichkeit die sichern Grenzen.

Das Lehrreichste in dem Leben der edlen Frau waren ihre vielen Leiden und Krankheiten. Mehr als die Hälfte ihres Lebens war ein beschwerliches Kränkeln, und über ein halbes Jahrhundert war sie eigentlich nie ganz gesund. Dazu kamen die Krankheiten ihrer Kinder und ihres Mannes, z. B. als ein französischer Grenadier, den Lavater soeben erquickt hatte, ihm eine Kugel durch den hohlen Leib schoß, so daß er lange darniederlag und obgleich äußerlich genesen, doch einen frühern Tod fand. Mehr als ihr eigenes Leiden drang ihr das Leiden ihrer Lieben zu Herzen. Lavater setzte aber auch fast nie die Feder an, um etwas für seine Geliebte zu schreiben, ohne daß Worte der Ermuthigung und Tröstung derselben entflossen.

„Harren, dulden, glauben und säen und pflanzen auf
Hoffnung,
Still das Gute wirken, das Böse dulden mit Stille,
Dieß ist unser Beruf im Leben der Nacht und der
Träume.
Laßt uns jeden Tag, den uns auf Erden noch Gott
gönnt,
Etwas Ewiges thun! Was die Liebe thut, das ist
ewig! — —
Laßt uns, segnend einander, und Hand in Hand bis
zum Ziele
Wandeln den Blumenweg, den Dornenpfad, den uns
Gott führt!“

So schrieb er zu ihrem 58. Geburtstage den 8. Juli 1799. Am 2. Jan. 1801 starb Lavater nach schwerstem Leiden, in dem er oft Viertelstunden lang hell aufschreien mußte. Sein letztes Wort war gewesen: „Betet, betet!“ Anna selbst war schon mehr als einmal dem Tode nahe gewesen; doch nie war sie in so entschiedener Erwartung ihres Heimgehens als im Jahre 1811. Am Pfingstfeste wurde sie von einem so heftigen Fieber befallen, daß sie sich nicht rühren und kaum ein Wort sprechen konnte. Gerade die Krankheit, vor der sie sich am meisten fürchtete, die Wassersucht, schien sich einzustellen. In steter Erwartung, daß nur der Tod sie enden werde, zog sich die Krankheit durch's Jahr hin; allein ihr Sohn, ein erfahrener Arzt, ließ die Hoffnung nicht sinken. Als sie sich gegen Ende des Jahres wieder ziemlich bedeutend zu erholen anfieng, ward sie ganz wehmüthig, daß sie wieder auf die Erde zurückversetzt seyn sollte, nachdem sie so nahe an den Pforten des Paradieses zu seyn gehofft hatte. Indessen kam im folgenden März ein neuer heftiger Anfall. Schmerz und Gebundenheit an Leib und Geist war ihr trauriges Loos, ihr Antlitz war eingefallen, sie wagte

kaum in den Spiegel zu sehen. „Doch so ist's ja recht, so muß es kommen, wenn diese arme Hütte zerbrechen soll. Und wer weiß, ob nicht gerade durch diesen Anblick in einem oder andern, der mich besucht, das Suchen des Unvergänglichen mehr geweckt wird.“ Im Uebrigen mochte sie lieber die Hand auf den Mund legen als klagen, wo sie durch die treue Pflege der Ihrigen nur Grund zum Danken hatte. Unerschrocken bereitete sie ihre Kinder auf den ihr bevorstehenden Tod vor und trocknete mit eigener Hand die Thränen der Tochter, der solche Worte die Seele durchschnitten. Sie ließ sich zum voraus ihr Todtenhemd machen, damit man mit ihrem schweren Körper sich nicht zu sehr bemühen müsse. Als die Näthherin kam, sagte sie zu ihrer Tochter: „Geh hinaus, das Herz würde dir zu bange schlagen; mich aber kommt es nicht schwer an, das letzte, das ich auf Erden bedarf, noch selbst zu besorgen.“ Ueber ihren eigenen Zustand bemerkte sie, sie leide nur körperlich, es sei ihr, als ob Geist und Körper nicht mehr zusammengehörten. Nach oben gerichtet sagte sie: „Der Herr hat mich so wie ausgezogen von Allem, daß ich ja recht arm und verdienstleer vor Ihm erscheinen muß. Es bleibt mir nichts übrig, als zu rufen: „„Herr, erbarme Dich meiner!““ Alles was allenfalls auch Gutes durch mich gethan seyn mag, ist meinem Blicke wie verschwunden; nur das Heer meiner Fehler, Uebereilungen, Versäumnisse steht jetzt vor mir. O wie wohl ist mir, daß ich einen Versöhner und Begnadiger habe, an den ich mich jetzt ja recht fest anschließen muß, wenn ich ruhig seyn will.“

In der zweiten Hälfte des Jahres 1812 kehrte ihr Zustand auf das gewohnte Maß zurück: ohne Gefahr, doch auch nie ohne Leiden zu seyn. Am bittersten empfand sie es, daß sie so ganz die Gemeinschaft der Gläubigen im öffentlichen Gottesdienste entbehren mußte. Am

19. Sept. 1814 überfiel sie ihre letzte Krankheit, aber noch ein ganzes, langes Jahr mußte sie leiden. Mitten in ihrer großen Schwäche hatte sie eine außerordentliche Gemüthsruhe und mit heiterem Lächeln empfieng sie die Besuchenden, die an ihr ein lebendiges Zeugniß sahen, wie dem Christen, ob auch der äußere Mensch verwese, doch der innere von Tag zu Tag erneuert wird. Das tiefste Leiden ihres Mutterherzens war die Unmöglichkeit, ihre ältere immer an's Bett gefesselte Tochter nicht mehr sehen zu können, obgleich sie nur fünfzig Schritte entfernt wohnte. Ihr einziger Trost war ihr die Nachricht, daß die Tochter sich darin ganz dem Willen Gottes übergebe, und so konnte sie selbst Gott darüber danken und „fest glauben, daß der Herr auch dabei heilige Zwecke habe und daß dieses schwere Entbehren einst zu seligeren Genüssen führen werde."

Am letzten März war ihr schlimmster Tag. Die linke Seite wurde gelähmt, ihr ganzes Wesen war von Bangigkeit durchzittert, kalter Schweiß bedeckte sie, Stirne und Hände waren todeskalt, es schien nicht möglich, daß sie den Tag überlebe, und doch kam noch das Allerschwerste. Der Körper widerstand, der Geist unterlag. Stunden und Tagelang war sie von einer Verirrung des Geistes gebunden, die an's Kindischwerden grenzte. Zwischen die Fieberträume kamen lichte, ja liebliche Augenblicke, aber sie wurden drei schreckliche Monate lang verdüstert durch die sie zu Tod folternde Vorstellung: eine verworfene Person habe sich eingedrängt, ihre Tochter von ihr gestoßen, sich an ihre Stelle gesetzt, die Stimme, Kleidung und Gesichtszüge derselben nachgeäfft und bürde ihr und ihren Kindern Verbrechen auf, deren sie sich und ihre Kinder unfähig wußte. Kam dann ein Augenblick, in dem sie ihre Tochter erkannte, so war die unaussprechliche Freude durch die Angst getrübt, daß sie doch wieder in

diesen quälenden Zustand versinken werde. Einst hörte man sie, da sonst Niemand an ihrem Bette war, für eben diese sie quälende Person auf's Innigste beten. „Nur Erbarmung such ich für mich und die Meinen," sprach sie ein andermal mit gefalteten Händen. An ihrem letzten 72. Geburtstage betete sie: „Wie ein Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so dürstet meine Seele nach dem lebendigen Gott — ach, Herr, höre in Gnaden, was Dein Kind — darf ich sagen, Dein Kind? — vielleicht am letzten Tag seines Lebens zu Dir fleht!"

Im Juli besserte sich der Zustand. Sie konnte wieder an Allem Antheil nehmen, selbst lesen, doch mußte sie klagen, daß sie den Zusammenhang nicht mehr recht verstehe. „Aber," sprach sie gen Himmel blickend, „nun, Herr, wenn ich nicht mehr zusammenhängend beten kann, so will ich doch stammeln. Du verstehst auch das Stammeln." Als am 7. August die eidgenössische Bundesbeschwörung statt hatte, ließ sie sich an's Fenster setzen, von wo sie den Zug in die Kirche sehen konnte, und betete mit Inbrunst für das theure irdische Vaterland. Sie war täglich einige Stunden im Lehnstuhle; selbst was ein ruhiger Schlaf und eine gute Nacht sei, konnte sie am 19 Sept. wieder erfahren. Für alle theilnehmende Liebe war sie offen, für jede kleinste Aufmerksamkeit voll Dank. Einer Freundin sagte sie: „Der HErr hat mich wahrlich gewürdigt, Ihm nach über den Kidron hinaus nach Gethsemane zu gehen." Auch einige auswärtige Freunde besuchten sie noch, der letzte war der würdige Prediger Dr. Steinkopf aus London mit seiner Gattin. Gleich darauf am 22. Sept. 1815 befiel sie ein heftiges Fieber und von Stund an sprach sie kein Wort mehr. Am 24. Abends siegte endlich der entfesselte Geist; es war vollbracht.

XIII.

Elisabeth von Frankreich,

geb. 1764. † 1794.

Es ist göttliche Gnade und Weisheit, daß immer der Grund zu neuem Bau gelegt wird, ehe das Alte abgethan wird, und daß dann die Saat gerade reifen soll im Wettersturm. In der Kirche Christi ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts durch edle Männer und Frauen ein Neues zu pflügen und zu säen begonnen worden — es mußte aber nun der Herr im Feuer und Wetter kommen, daß jenes nicht „unter den Hecken" ersticke. Als ein rechter Weingärtner wollte er jetzt scharf ein- und abschneiden, als ein rechter Säemann wollte er tiefere Furchen ziehen, als menschliche, noch so wohl und fromm gemeinte Kunst oder Wissenschaft vermag. Nachdem die Sünden Europa's und Frankreichs sich erfüllt hatten, sollte letzteres vor Allen seine Scheiterhaufen, seine Bartholomäus-Nacht und seine Dragonaden, womit es das Evangelium verfolgt, bezahlen, und was eine Katharina von Medici, ein Franz II., ein Heinrich IV., ein Ludwig XIV. wider den Herrn und seine Zeugen gesündigt, das sollte noch blutiger auf die Häupter ihrer Nachkommen fallen. Die Revolution aber, welche für Frankreich und sein Königshaus die Folge der nicht angenommenen Reformation war, sollte die Runde um die Welt, durch die

katholischen Staaten vor Allem, machen, damit aber auch über die evangelischen Staaten und Kirchen als ein heilsames Gericht hereinbrechen. Wir haben die Greuel der in dem katholischen Frankreich geborenen Revolution bereits mit Anna Lavater von Weitem miterlebt, wir wollen nun näher treten an den gähnenden Schlund und zunächst sehen, wie unter einer Christin die Welt untergehen mag und sie sich doch nicht fürchtet, weil die völlige Liebe alle Furcht austreibt.

Elisabethe Philippine Marie Helene war als die Tochter Ludwigs XV. von Frankreich, und der sächsischen Prinzessin Josepha 1764 zu Versailles geboren. Sie war von Geburt an äußerst schwächlich und machte ihren Eltern viele Sorge. In dem schwachen Gefäße aber sollte sich ein kräftiger Geist, eine starke Seele und ein Herz voll Liebe und Glauben entfalten. Ihr Vater starb, und ihre Mutter wiedmete sich nun ausschließlich der Erziehung ihrer fünf Kinder. Aber auch sie starb, ehe Elisabeth drei Jahre alt war. Frau von Marsan ward ihre Erzieherin und erfüllte ihren hohen Beruf auf die trefflichste Weise.

Elisabeth, in deren Adern sich das Blut des Herzogs von Burgund regte, hatte von Natur neben ihren großen Anlagen eine bedenkliche Neigung zu hochfahrendem Stolze, unbeugsamem Trotze und heftiger Leidenschaft. Frau von Marsan erkor sich zu dem schwierigen Geschäfte der Erziehung die in Saint-Cyr gebildete Frau von Mackau, und den redlichen Bemühungen derselben gelang es, die Liebe der Prinzessin sich zu erwerben und so durch Ernst und Milde sie zu lenken, daß aus dem heftigen Wesen ein sanftes, äußerst mildes und holdes, nur in den gefaßten Grundsätzen un-

entwegliches, großherziges und unermüdliches wurde. Die Stunden des Unterrichts und der Arbeit, sowie der Erholung in einem erwählten Kreise von Freundinnen, oder in der Natur waren ebenso gemessen als ausgekauft, und die Krone ihrer Bildung war eine tief erkannte und freudig erfaßte Gottesfurcht. Ein lieblich stilles Plätzchen zu Erbauung und Beschauung fand sie auf ihren Gängen nach Saint-Cyr, dessen Klosterfrauen sich namentlich auch mit Erziehung von Mädchen aus höhern Ständen befaßten.

König Ludwig XVI. war seiner sich immer vortheilhafter entwickelnden Schwester herzlich zugethan, und es that ihm kaum leid, daß eine angesponnene Heirath derselben mit einem portugiesischen Prinzen, dann der Plan einer Verbindung mit dem Herzog von Aosta, späterem König von Sardinien, ja mit Kaiser Joseph II., der auf einem Besuche in Frankreich sehr von ihr angezogen wurde, wieder zurückging. Elisabeth, der unmittelbaren Leitung ihrer Erzieherinnen entwachsen, sollte nun selbständig am Hofe auftreten, gelobte aber sich und ihren Erzieherinnen, dieselben sollten sie stets ihres Beifalls und ihrer Liebe würdig finden. Sie führte ein eingezogenes, der Kunst, der Wissenschaft und der Religion gewiedmetes Leben, keine Lästerzunge des Hofes vermochte an sie zu rühren. Die Eintheilung und Ausfüllung ihrer Zeit blieb dieselbe wie bisher. Auf's Strengste nahm sie es mit den Büchern; die Romane und philosophischen Schriften, mit welchen der ihr zugegebene Bücherwart Chamfort ihre Bücherei besetzte, ließ sie einfach stehen, sie wollte ihre ohnehin lebhafte Einbildungskraft nicht verderben.

Neben geistiger und religiöser Beschäftigung ließ sie

auch ihre Hände immer thätig seyn. Wie den Pinsel so führte sie die Nadel mit aller Kunst. Als sie einmal eine ausgezeichnete Stickerei gefertigt hatte, meinte eine ihrer Kammerfrauen: es sei wahrhaftig Schade, daß sie so geschickt sei. „Warum doch?" Diese Gabe käme besser armen Mädchen zu Statten, die sich und ihre Familien damit ernähren könnten! „Vielleicht hat mir Gott sie zu demselben Zwecke gegeben, und wer weiß, wie bald ich damit mich und die Meinigen zu ernähren habe!" ... So sprach sie im März 1792.

In innigem Verhältniß stand sie mit ihren Brüdern, zärtlich aber hieng sie an den jungen Freundinnen, welche ihrer Liebe würdig waren. So war ein Fräulein von Causan in ihrer Nähe. Dieselbe mußte, da sie Stiftsfräulein von Metz war, acht Monate im Jahre bei ihrem Kapitel sich aufhalten. Elisabeth konnte es nicht ertragen, die Freundin so lange zu missen. Eines Tages kommt ein Brief an letztere, auf dessen Ueberschrift sie als Ehrenfräulein der Prinzessin Elisabeth bezeichnet ist und in dem letztere ihre Freude bezeugt, auf solche Weise sie an sich fesseln zu können. Aber die Mutter des Fräuleins hatte den Grundsatz, keine ihrer Töchter unverheirathet an den Hof zu lassen, war jedoch ohne Vermögen. Am folgenden Tage kam sie mit ihrer Tochter zu Elisabeth. Diese eilte ihr entgegen, umarmte sie und bat sie wiederholt, ihren Wunsch ihr doch zu gewähren. Die würdige Frau erkannte die Güte an, aber wich nicht von ihrem Grundsatze. „Nun dann," antwortete die Prinzessin, „ich verstehe dich, sei ruhig, ich will für Alles sorgen." In der That gieng sie eines Morgens zur Königin und bat sie um ihre Fürsprache beim Könige, daß er ihr auf fünf Jahre zum Voraus

die dreißigtausend Franken gebe, welche er ihr jährlich als Neujahrsgeschenk zu verehren pflege, denn sie möchte gern ihrer Causan fünfzigtausend Thaler Heirathgut geben. Der König verwilligte es gern, Elisabeth konnte ihre junge Freundin an einen Herrn von Raigecour verheirathen und in den fünf Jahren, wenn man von den Neujahrsgeschenken redete, sagte Elisabeth stets: „Ich habe noch nichts bekommen, aber ich habe meine Raigecour.“ Das letzte der fünf Jahre war Neujahr 1789, und die ferneren Ereignisse gestatteten dem Könige nicht, seine frühere Gewohnheit in solchen Geschenken an seine Schwester fortzusetzen.

Eine andere ihrer Freundinnen war die Frau von Bombelles, welche im Oktober 1800 zu Brünn starb, und deren Sarg das arme Volk der Stadt mit seinen Thränen benetzte. „Am Krankenbette meiner Frau hat sie Tag und Nacht gewacht.“ — „Und meiner Mutter drückte sie die Augen zu.“ — „Und mir reichte sie mit eigener Hand die Arzneien,“ — „Und mir verband sie meine Wunden und setzte mich in den Stand, daß ich meine alten Eltern erhalten konnte“ . . . so sprach Eines um das Andere an dem Grabe der Freundin unserer Elisabeth. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist!“

Aus der Umgebung und in der Gesellschaft der Prinzessin war der leichtfertige Ton des sittenlosen Hofes verbannt. Auch am Hofe war man gewohnt, aus Achtung vor ihr bei ihrem Eintritt in die Gesellschaft jedes liederliche Gespräch der Art fallen zu lassen. Die Königin bat sie öfters zu Besuch nach dem Lustschlosse Trianon. Elisabeth brachte gerne das Opfer, aber betrachtete sich daselbst mehr als Einsiedlerin, denn als

Gesellschafterin. Sie nahm keine ihrer Frauen mit und zog sich häufig in ihr Zimmer zurück, um zu lesen oder zu schreiben. Sie wußte sich zu geben und zusammenzunehmen und vermied es auch, nur durch ein Wort oder eine Miene ihr inneres Mißfallen vor dem Leben in Trianon kund zu geben, um ja Niemand zu beleidigen und sich nicht den Schein geistlichen Hochmuths zu geben. So erlaubte sie sich auch nicht, über die Regierungshandlungen ihres Bruders zu richten, obgleich sie Alles ausgezeichnet zu beurtheilen verstand. Der sanfte, ergebene und stille Geist war ihr Ruhm; sie war gleich sehr entfernt von der Sucht zu scheinen, wie von der Kleinlichkeit frömmelnder Seelen. Ihre Frömmigkeit war eine gerade, offene, ihr Auge wie ihre Sprache einfältig, wie das Evangelium sie verlangt; sie brauchte der Welt ohne sie zu mißbrauchen, lebte in ihr über ihr, wie es dem Christen geziemt, der alle Gerechtigkeit erfüllen soll, so weit sein Herr und Meister die Kraft dazu darreicht.

Der König kaufte ihr ein anmuthiges Landhaus zu Montreuil, und hier lebte sie ihre glücklichsten Stunden in dem Genusse der Freuden der Natur, deren Bebauung und Pflege sie sich trotz einer Pächterin hinzugeben wußte, ohne damit dem Hofe von Versailles sich zu entfremden. Ihr Haushalt war ganz einfach bürgerlich geordnet und diente zum leuchtenden Beispiel auch für ihre weitere Umgebung. Sie hatte sich einen Melker aus der Schweiz für ihre Kühe verschrieben und einen ganz besonders treuen Menschen verlangt, der sie um keinen Tropfen Milch betrügen würde, da sie dieselbe für die Kinder der armen Bäuerinnen von Montreuil sparen wollte, welche so oft der hinreichenden und ge-

sunden Nahrung entbehren mußten. Der gute Jakob, so hieß der Melker, war ein wirklich treuer und aufmerksamer Diener seiner freundlichen Gebieterin, die nicht versäumte, bei ihm das Heimweh nach seiner Schweiz nicht aufkommen zu lassen. In der That gestand dieser, nur einen Kummer zu haben: er sei auf dem Punkte gewesen, mit einem Mädchen sich zu verheirathen, als er den Ruf nach Montreuil erhielt, und dieses könnte nun seiner vergessen. Alsbald ließ Elisabeth an das Mädchen schreiben, wenn sie wolle, dürfe sie kommen und Melkerin werden. Man kann sich die Freude der beiden jungen Leute denken. Sie hiengen auch an der Prinzessin bis zu ihren letzten Augenblicken, und die arme Melkerin wurde deßwegen von den Schreckensmännern der Revolution in's Gefängniß geworfen, während dem Manne die Flucht nach Freiburg, später aber die Rückkehr und sofort die Befreiung seiner Gattin aus dem Kerker gelang. —

Wenn die Prinzessin von Versailles nach Montreuil kam, so war's, als gienge ein Freudenstern über der ganzen Gegend auf. Sie kannte alle Leute nach ihren Namen, Umständen, Familienverhältnissen. Die Austheilung der Milch aus ihrem Stalle leitete sie selber. Von jeder Krankheit im Orte mußte sie benachrichtigt werden. Sie sandte dann ihren Arzt oder Geld oder was sonst Noth that; helfen und retten zu können war ihre Lust. Ein Einwohner, der im Garten der Prinzessin arbeitete, fiel plötzlich todtkrank nieder, sie ließ ihn in seine Wohnung tragen, begab sich selbst dahin und stand dem Sterbenden bis zu den letzten Augenblicken bei. Der Geistliche, der gerufen ward, wollte

ihr dafür Lob und Dank sagen — der Dank sei auf ihrer Seite, erwiederte sie.

Für sich selbst war sie fast bedürfnißlos und weit fern von jedem Ueberflusse. Sie sparte um schenken zu können. Ihr Jahrgehalt war der Schatz der Armen, den sie blos verwaltete. Jeden Monat mußte ihre erste Kammerfrau Rechenschaft über die Ausgaben ablegen, ja oft ihr mit Geld auf die folgende Monatseinnahme aushelfen. Gar manchmal weigerte sie sich, Kostbarkeiten oder Putzsachen zu kaufen, denn „mit dem, was mich das da kosten würde, kann ich einige Unglückliche weiter unterstützen." Als ein Kaufmann ihr einen neuen kostbaren Kaminaufsatz um vierhundert Franken anbot und keineswegs baare Bezahlung verlangte, wies sie ihn mit den Worten ab: „Mit vierhundert Franken kann ich zwei kleine Haushaltungen versorgen." Der kalte Winter 1789 erschöpfte alle ihre Mittel, aber nicht ihre Willigkeit: sie machte Schulden, um die Armen gegen Frost zu schützen.

So lebte die Enkelin Ludwigs des Heiligen inmitten des Hofes und doch von der Welt abgesondert. Ihr Alles gieng darauf, durch ihre Frömmigkeit Andere zu erbauen, durch ihre Wohlthätigkeit Anderen zu helfen. Und um sich auf ihrer Höhe oder vielmehr in ihrer Demuth zu erhalten, aus der sie allein den Muth für ihr kommendes Geschick schöpfen konnte, übte sie sich in der Wachsamkeit über ihr Herz, in der Selbstprüfung und hielt an am Worte Gottes und am Gebete. Sie wußte, daß auch ein Brunnen, ja ein Meer voll natürlicher Menschenliebe ausgeschöpft werden kann, und daß die christliche Liebe nur fließen kann aus

dem Brünnlein Gottes, das da hat Wassers die Fülle.

Frankreich, „seines Ruhmes und seiner Ruhe, seines Glückes und seiner Freuden überdrüssig," stürzte sich in den Abgrund der Revolution. Elisabeth hatte aus ihrer Stille heraus mit scharfem Auge den herannahenden Sturm gesehen, und wußte, daß ihr Bruder, diese gute Seele, ihn statt zu beschwören, vielmehr beschleunigen und verstärken würde. „Es scheint mir," schrieb sie am 6. Juni 1788, „daß in der Regierung es seyn muß wie in der Erziehung. Man muß nicht sagen, ich will's haben, bis man gewiß ist, man habe Recht; dann aber darf man nicht ein Titelchen von dem weichen, was man zum Gesetz gemacht hatte." Dazu war freilich Ludwig XVI. zu schwach und zu ängstlich.

Elisabeth sah mit Schmerz, wie sich ihre Schwägerin Marie-Antoinette durch Einmischung in die Regierungssachen den Untergang bereite. Alle guten Wünsche konnten das drohende Unheil nicht mehr aufhalten, ihren Rath, fest aufzutreten, konnte und wollte Niemand von ihr hören. Um so mehr mußten sich die Revolutionsmänner gegen sie erbittern, in deren Adern jener angeborne, von der Gnade überwundene Stolz und Trotz gegenüber den Forderungen dieser neuen Freiheit und Gleichheit wohl manchmal leidenschaftlich wieder hervorbrechen mochte. Der König war bereits nicht mehr sein eigener Herr, seine Rathgeber verderbten ihn. Elisabeth sah es, sie hatte entsagen gelernt, sie bereitete sich zum Dulden.

Der erste Schlag, der auch sie traf, war die gezwungene Abreise ihres Bruders, des Grafen von Artois. Nur ihre Thränen und ihre Gebete konnten ihn begleiten.

Indessen nahte der fünfte Oktober, an welchem die königliche Familie von Versailles nach Paris gebracht werden sollte, damit der König allen fremden Einflüssen, namentlich auch seiner Schwester Elisabeth entzogen würde. Als sie in Montreuil die Ankunft des Volkes vernahm, eilte sie nach Versailles und nahm ihren Platz vor dem Könige, dem sie das Leben retten oder für den sie als die Erste sterben wollte. Ein fester Widerstand däuchte ihr Rettung für Alle, aber die Schwäche siegte über den König und sein Minister Necker, der Genfer Bankherr, über Elisabeth. Empört, aber ergeben zog sie sich zur Königin zurück, bei der sie bis Morgens drei Uhr blieb, und bis man ihr versicherte, es sei Alles ruhig. Um sieben Uhr schickte der König nach ihr, und nun erst vernahm sie, was in den Gemächern der Königin vorgegangen war. Sie kam eben recht, um noch einige Leibwachen vor der Volkswuth zu retten.

Man zog nach Paris, und Elisabeth hoffte noch vom Volke, das seinen König achtete und liebte, Hülfe gegen die Schreckensmänner. Ihr Aufenthalt in Paris näherte sie noch mehr dem Könige und der Königin, denen sie alle ihre Aufmerksamkeit und Sorge wiedmete. Die übrige Zeit weihte sie dem Gebete. Jeden Nachmittag gieng sie mitten durch die sie verhöhnenden Wachen so festen Schrittes und hohen Blickes, daß selbst jene sich vor ihr beugen mußten. Ihre Festigkeit stieg bis zum Trotze, je deutlicher sie sah, daß nichts mehr vom Volke, nichts von der Nationalversammlung mehr

zu hoffen sei. Nur von ihren Schweizern ließ sie die Wache vor ihren Gemächern beziehen; mit der Nationalgarde wollte sie nichts zu thun haben, sie zog eine Grenzlinie, über welche dieselbe nicht treten dürfe, und — der Befehlshaber bat seine Leute, Elisabeth Folge zu leisten!

Als die Beschlüsse gegen die Geistlichkeit, gegen die religiösen Gesellschaften u. s. w. gefaßt wurden, erlosch ihre letzte Hoffnung. Sie sah das Gericht Gottes kommen, an dessen Güte und Durchhülfe sie allein nicht verzweifeln konnte, als sie einen Hofmann um den andern den bisher angebeteten Götzen auf dem Throne verlassen sah. Der König wollte, Elisabeth solle mit seinen Muhmen fliehen, aber zum ersten Mal sah er seine sonst so gehorsame Schwester fest entschlossen, ihm nicht zu gehorchen. „Nur der Tod wird mich von Euch scheiden." rief sie im sichern Gefühle, eine von Gott ihr auferlegte Pflicht zu erfüllen. Sie rieth zur Flucht, begleitete die Familie nach Varennes und wurde mit ihr verrathen und als Gefangene nach Paris zurückgebracht. Das Jahr 1792 kam unter den trübsten, blutigsten Aussichten heran, und Elisabeth sah Alles kommen.

Auch am 20. Juni dieses Greueljahres verlor sie die Geistesgegenwart nicht, als sie drei volle Stunden lang das Entsetzliche mit ansehen und anhören mußte. Wüthende Rotten stießen die Gefängnißthore ein, und suchten nach dem Könige und der Königin. Ein Haufe hielt die Prinzessin für die Königin und als jene es hörte, rief sie laut: „Ach, daß ich es wäre!" Die königliche Familie wurde in das Gebäude der Tempelritter gesperrt, da begann für Elisabeth ein neues Leben und sie konnte anwenden, was sie gelernt hatte: näm-

lich, daß der Mensch zu Leiden gemacht ist. Noch mitten in ihrem Glücke hatte sie gesucht mit dem Leben abzurechnen, das gereichte ihr jetzt zum Gewinn.

In ihrem Gefängnisse hörte sie nur hin und wieder von den Greueln, die nach dem 10. August geschehen; sie hörte von andern durch das Absingen der Revolutionsgesänge unter ihren Fenstergittern. Sie war ein wahrer Engel des Trostes für das arme verlassene und verrathene königliche Paar, dem jede Verbindung mit der Außenwelt auf's schärfste untersagt, jede Bewegung überwacht, jede Schmach, jeder Aerger, jede Ungebühr von den wüsten Kerkerknechten und Kerkermeistern zugedacht war. Anfangs durfte die Familie beisammen seyn, bald aber wurde der König besonders eingeschlossen, und die Seinigen sahen ihn nur während des Essens. Es wurde ihnen zur Pflicht gemacht, nur laut zu sprechen, sie durften kaum einander ansehen. Diese tägliche Qual endete, als die peinliche Anklage gegen den König begann, von wo an seiner Familie ganz und gar keine Verbindung mehr mit ihm gestattet wurde.

Ludwig XVI. wurde zum Tode verurtheilt. Ehe er sein Haupt dem Fallbeil überantwortete, bat er den Convent, für seine Familie zu sorgen. Ja, beschloß dieser, die französische Nation, immer groß und immer gerecht, wird für sie sorgen.

Bald nach dem Tode des Königs wurde seine Tochter sehr unwohl; Niemand war zur Pflege da, als die Königin und Elisabeth. Im Mai 1793 wurde der junge Prinz krank; Elisabeth wiedmete ihm alle Sorgfalt, sie bat mit der Königin um ihren Leibarzt — erst nach vier Tagen, als die Krankheit immer heftiger geworden war, wurde der gewöhnliche Gefängnißarzt zu

ihnen eingelassen. Während nach des Königs Tode den Gefangenen einige Erleichterung verstattet war, wurden die Vorsichtsmaßregeln schärfer denn je, als Dumouriez ins österreichische Lager übergegangen war. Um den Garten wurde eine Mauer gezogen, Läden wurden an die Fenster angebracht und auch der kleinste Spalt an Thüren und Schlössern verstopft. Einmal wurde angegeben, die Gefangenen hätten einige Wachen bestochen, um ihnen Briefe zu besorgen; sogleich wurde Haussuchung gehalten, den ganzen Tag und die ganze Nacht wurde Alles durchwühlt, der kleine Prinz aus dem Bette gerissen, damit seine Matraze untersucht würde, und zum Schlusse wurde Elisabeth selber untersucht, und aus ihren Taschen eine Stange Siegellack mit fortgenommen. Die Frau des Kerkermeisters Tison, welche mit ihrem Manne jede erdenkliche Quälerei auf die Unglücklichen häufte, wurde endlich von Gewissensbissen gefoltert wahnsinnig, und warf sich — bald mit entstelltem Antlitz, bald weinend und mit dem Tone der Verzweiflung schreiend — auf ihre Kniee und bat um Verzeihung. Ergriffen von dem entsetzlichen Zustande des Weibes vergaßen die beiden Gefangenen alle Mißhandlung und sorgten mit herzlicher Barmherzigkeit für sie, bis man sie in das Irrenhaus brachte.

Am 3. Juli 1793 wurde ihnen auch der junge Prinz, ihr letzter irdischer Trost, entrissen; sie wollen ihn nicht von sich lassen, er wird ihnen aus den Armen gerissen, denn sie kleiden ihn zu langsam an, sie drücken ihn nochmals an's Herz, die Schergen haben keine Zeit zum Warten. Elisabeth, selbst fast von Sinnen, rafft alle ihre Kraft zusammen, um der ohnmächtigen Mutter beizustehen. Von jetzt an blieben sie ohne Wachen im Zimmer verriegelt, nur dreimal des

Tages öffnete sich die Thüre, wenn ihnen Essen gebracht wurde und die eisernen Gitter untersucht wurden. Nie sahen sie das Kind wieder in der Nähe, aber täglich konnte Elisabeth hören, wie sein Wärter Simon in Flüchen und Schwüren mit ihm redete, ihn eine rothe Jakobinermütze zu tragen, die Marsellaise und andere wüste Lieder zu lernen zwang.

Am 2. August 1793, früh um 2 Uhr, wurden die Gefangenen geweckt, um den Beschluß anzuhören, daß die Königin in die Conciergerie gebracht und gerichtet werden solle. Elisabeth und die Kronprinzessin baten um die Gnade, ihr folgen zu dürfen; es wurde ihnen abgeschlagen, und in tödtlicher Trauer verbrachten sie die Stunden bis zum Anbruch des Tages, wo sie zum letztenmal die in ihrem Unglücke große Königin umarmen durften.

Noch zwei Monate mußte Marie-Antoinette in dem Verließe schmachten, ehe sie auf's Schaffot geführt wurde. Elisabeth erfuhr nichts von diesem ihrem weitern Schicksal; sie vertrat Mutterstelle an der verwaisten Kronprinzessin, und nur ihr gemeinsamer religiöser Trost gab ihnen Kraft, die entsetzliche Ungewißheit zu ertragen, in der man sie über das Schicksal der Königin ließ. Um Letzterer nicht zu schaden, warf Elisabeth das letzte Stückchen Bleistift und Papier, das sie noch hatte, vollends weg, und doch hörten die peinvollen Aussuchungen nicht auf; ja seit dem 21. September wurden die zwei Unglücklichen noch fester und enger verwahrt. Durch eine Thürfalle wurde ihnen das Essen gereicht, jede Bedienung wurde ihnen entzogen, der Freiheit und Gleichheit wegen mußten sie ihr Bett machen und ihr Zimmer reinigen wie andere Gefangene. Selbst ihre

Lein- und Handtücher nahm man, damit sie nicht zur Flucht benützt würden.

Aber nicht genug; am 8. Oktober treten die Schergen in's Zimmer und befehlen der Kronprinzessin, mit herabzugehen. Gezwungen, dem strengen Worte zu folgen, umarmt sie noch einmal ihre treue Muhme, und fortan sind beide allein! Ueber ein Jahr war Elisabeth eingekerkert, aber nun sollte auch der letzte Gegenstand ihrer Liebe und Fürsorge von ihr genommen seyn, ohne daß sie wußte, warum und wozu? . . . Doch nach wenigen Stunden kommt Therese wieder, aber mit verstörtem Antlitz, und Elisabeth soll mit hinunter. Auch sie wird verhört in Bezug auf scheußliche Anklagen, welche gegen die Königin und ihr Verhältniß zu ihrem Sohn geschleudert worden waren!

Der Kelch war nun bis an die Neige geleert, Elisabethens Tage und Nächte gehörten fortan nur der Betrachtung und dem Gebete an. Ihr tägliches Morgengebet war: „Herr, was mir heute begegnen wird, das weiß ich nicht, aber Du weißt es, weil nichts geschieht ohne Deinen heiligen Willen und ewige Fügung, Herr das genügt mir. Ich bete an Deine unerforschlichen Rathschlüsse und unterwerfe mich ihnen von Herzen in völliger Liebe zu Dir; ich will Alles, ich nehme Alles an, ich opfere Dir Alles, in Gemeinschaft mit meinem göttlichen Erlöser. Ich bitte Dich in Seinem Namen und um Seines unendlichen Verdienstes willen um Geduld in meinen Leiden und die vollkommene Ergebung in Alles, was Dein heiliger Wille mir auferlegt oder erlaubt."

Sanfter und zärtlicher als je unterhielt sie sich am Abende vor dem 9. Mai 1794 mit der armen Waise,

die außer ihr nichts und Niemand auf Erden hatte. Kaum hatten sie sich zur Ruhe begeben, so öffneten sich die Riegel. Sie kleidet sich eiligst an, und erkennt in dem finstern Blicke und dem barschen Tone der Eintretenden, daß eine neue Grausamkeit geschehen soll. „Bürgerin, komm sogleich mit hinunter, man braucht dich." — „Soll meine Nichte hier bleiben?" — „Das geht dich nichts an, man wird für sie sorgen." Elisabeth umschlingt ihre unglückliche Nichte, und um den Schrecken des armen Kindes zu mildern, sagt sie zu ihr: „Sei ruhig, ich werde bald wieder heraufkommen." — „Ach nein, du wirst nicht mehr kommen," antwortet dasselbe unter dem höhnischen Lachen der Umstehenden, „nimm deine Nachthaube." Elisabeth gehorcht, umarmt ihre Nichte, heißt sie nur immer auf Gott vertrauen und seinem Willen sich ergeben, und verläßt sie, um sie nie wieder zu sehen. Unten an der Stiege werden ihre Taschen durchsucht, man findet nichts darin; sie wird mißhandelt, während der Gefängnißwärter zu Protokoll vernommen wird. Sie steigt in eine Lohnkutsche, der Aufwärter des Revolutionstribunals setzt sich neben sie, führt sie in die Conciergerie, und den andern Morgen ist sie verhört und verurtheilt.

Mit den übrigen Opfern zusammengesperrt flößte Elisabeth ihnen, die mit ihr sterben sollten, Muth und Trost ein durch ihre rührende Ergebung in ihr Loos. Auf dem Henkerkarren ermahnte sie fortwährend die neben ihr Sitzenden. Auf den Stufen des Schaffots angekommen sieht sie vierundzwanzig Personen jedes Alters und Standes, beiderlei Geschlechts, zu demselben Tode geschleppt. Die Frauen bitten Elisabeth um eine letzte Umarmung. Elisabeth sollte alle die vierundzwanzig

vor ihren Augen sterben sehen, ehe an sie das Fallbeil kam. Aber für sie hatte der Tod den Stachel, die Hölle den Schrecken verloren, auf den Knieen liegend ist sie schon daheim bei dem Herrn, den sie anruft in ihrer letzten Noth. Endlich kommt der Augenblick ihrer Erlösung; das Opfer wird auf die Schlachtbank gebunden, ihr blutendes Haupt fällt in den Korb, der vor ihr Tausende von Unschuldigen und zwei gekrönte Häupter aufgenommen.

So hatte die „allezeit große und gerechte" Nation für die Familie Ludwigs XVI. gesorgt. Fast in demselben Augenblicke aber, so sagt der ernste deutsche Geschichtschreiber Schlosser, als der zähe und neidische Zerstörer aller wahren Freiheit am 10. Mai 1794 das Muster aller christlichen Tugenden, Ludwigs XVI. durch Milde, Sanftmuth, Unschuld und durch jede weibliche Tugend ausgezeichnete Schwester Elisabeth, hinrichten ließ, kam er auf den Einfall, Prophet eines unchristlichen Gottes zu werden. Am 7. Mai 1794 ließ Robespierre beschließen: Der Nationalconvent erklärt das Daseyn eines höchsten Wesens und die Unsterblchkeit der Seele für Wahrheit! Und die Zahl der täglich Hingerichteten war auf vierzig bis fünfzig gestiegen, als an allen Mauern von Paris das Dekret angeheftet war, daß ein höchstes Wesen existire und Robespierre am 6. Juni am „Feste des höchsten Wesens" mit dem Blumenstrauße in der Hand dem Volke die neue Religion verkündete, deren Göttin in Gestalt einer Buhldirne auf bekränztem Wagen durch die Stadt geführt wurde! . . . . . .

XIV.

Johanna Maria Fichte,

geb. 1758. † 1819.

Ein Stärkerer war über die Schreckensmänner in Frankreich gekommen. Napoleon sollte als Gottesgeißel über die faulgewordenen Völker herfallen und mit Scorpionen sie züchtigen, bis sie in ihrer Unmacht wieder schrieen zu dem lebendigen Gott und sich wieder beugten unter das sanfte Joch des Herrn, der da recht frei macht. Wir treten in die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands und in den Kreis der bedeutenden Menschen, welche die Befreiung von dem äußern Tyrannen, und von dem noch finsterern innern Despoten, vom Unglauben und vom Teufel der Selbstsucht, der zumal das deutsche Volk innerlich in Fesseln geschlagen hatte, erleben und fördern sollten.

Als der große Dichter des Messias, Klopstock, sich auf die dringende Einladung seiner Schweizer Freunde (1750) nach Zürich begeben hatte, fand er dort vor Allem in dem Hause des hochgebildeten Waagmeisters Rahn die gastlichste Aufnahme. Der älteste Sohn des Hauses, glühend von Begeisterung für den Dichter, wurde dessen inniger Freund und nach einiger Zeit sein Schwager. Hartmann Rahn, ein sehr gebildeter und erfinderischer junger Kaufmann, ließ sich in Lingbür bei

Kopenhagen in der Nähe seines Klopstock nieder, und führte dort dessen älteste Schwester Johanna, der ihr Bruder alle seine Dichtungen zuerst vorzulesen pflegte, und von deren feinem Gefühle und frommem Sinne er sich am liebsten leiten ließ, als Frau heim.

Am 15. März 1758 gebar sie ihre älteste Tochter Johanna Maria, und Klopstock war einer ihrer Pathen. Der Seekrieg zwischen Frankreich und England ließ indessen mehrere Handelsunternehmungen Rahn's scheitern, so daß er sich genöthigt sah, mit dem Reste seines Vermögens in sein Vaterland zurückzukehren. So wuchs die Tochter, zum Theil getrennt von ihren Eltern, unter mancherlei ungünstigen Verhältnissen und Entsagungen auf. Doch in dieser Schule erwuchs das junge Herz zu tiefer Frömmigkeit und starker Liebe, wie sie nur unter solchen Erfahrungen gedeihen kann. Sie lernte ganz nur ihren Eltern sich wiedmen, und ohne Mühe ihnen jeden Glanz der Welt und Gesellschaft opfern, um später eben so ganz nur ihrem eigenen Hauswesen angehören zu können.

Nicht lange nach ihrer Rückkehr starb die Mutter an der Lungensucht, und der Vater, dem sie unter den harten Wechseln des Lebens so oft der Trost gewesen, wäre unter dem herben Schlag erlegen, wenn er nicht an der heranwachsenden Tochter, der Erbin des mütterlichen Sinnes, einen Ersatz gefunden hätte. Beide schloßen sich unzertrennlich aneinander, die Tochter that das stille Gelübde, ihren Vater unter keiner Bedingung zu verlassen, und sie hielt Wort. Dafür lebte aber auch der Vater nur der Bildung seiner Tochter.

Da lernte sie Johann Gottlieb Fichte kennen, der damals Hofmeister in Zürich, auch manch strengen Gang

in seiner Jugend hat thun müssen. Ihr Geist und ihre Frömmigkeit zog den geist- und gemüthvollen, willensstarken Mann, den nun Deutschland in seinem großen Fichte verehrt, übermächtig an. Aus der innigsten Hochachtung entstand eine innige Liebe, und Johanna Maria ward Fichte's Braut. Dieser wußte sie in ihrem tiefen, frommen Sinne, in ihrem kindlichen Gottvertrauen, in ihrem glaubigen Blicke hinüber in's Jenseits um so mehr zu schätzen, je mehr die Religion mit dem Innersten seiner Seele verwebt war, und je schärfer er über äußeres Frommthun urtheilte. „Frömmlerinnen," so schrieb er einmal an seine Braut, „setzen die Religion meist in's Aeußere, in Uebungen der Andacht, zwecklos, maschinenmäßig, und wie ein Frohndienst an Gott vollbracht. Sie haben unter anderem besonders das Merkzeichen an sich, daß sie sich angelegentlicher um die Gottesfurcht Anderer bekümmern, als um ihre eigene. Die — hassen sollte ich sie nicht, denn man soll keinen Menschen hassen — aber sie sind mir sehr verächtlich, denn ihr Wesen setzt die erbärmlichste Leerheit des Kopfes und die traurigste Schiefheit des Herzens voraus." Daß seine Johanna Alles, nur keine solche Frömmlerin werden könnte, wußte er, denn dazu hatte ihm ihr Wesen „zu viel Gehalt."

Fichte suchte nach einem andern Dienste, und entriß sich den Armen seiner Braut, die zärtlich für seine Zukunft und für seine Gesundheit besorgt, ihm nachblickte. In seinen Briefen an sie erzählte er ihr seine Erlebnisse, seine gescheiterten Entwürfe, und bat sie um Aufrechthaltung ihres Muthes. Je unruhiger Fichte über seine Bestimmung und in seinem Herzen war, desto einflußreicher war auf ihn die in Liebe, Treue und

klarstem Bewußtsein ihrer Pflichten immer mit sich einige, sich stets gleich bleibende Verlobte. Was sie in der Einfalt des kindlichen Gemüthes an ihrem Glauben hatte, das versuchte sich sein für die Wissenschaft geborener Geist durch die Kraft seines Willens zu erringen, und dazu war ihm die strenge Freiheits- und Tugendlehre des Königsberger Weltweisen Kant, dessen größter Schüler er ward, einstweilen der Anhaltspunkt. Die Erde sollte für ihn nicht das Land des Genusses, sondern des Kampfes, der Arbeit und Mühe seyn, und jede Freude — auch die an seiner herrlichen Braut — war ihm nichts weiter als Stärkung zu weiterer Mühe. Wie gläubig und milde stand ihm die zur Seite in Ausfechtung dieser Geisteskämpfe, die ihn zu einem unserer größten Philosophen und für Viele zu einem Zuchtmeister auf Christum machten!

Im Frühling 1791 gedachte er nach Zürich zu reisen, sich zu verheirathen und dann in sorgenfreier Lage nur der Liebe und seinen Büchern zu leben. Indessen aber kam über das Haus seiner Braut ein schweres Unglück. Der Mann, dem Rahn den größten Theil seines Vermögens anvertraut hatte, erlitt einen Bankbruch, wodurch die Verheirathung der beiden Verlobten um mehrere Jahre aufgeschoben werden mußte. Bei der hohen Männlichkeit ihres Geistes und der innigen Zärtlichkeit ihres Herzens wußte Johanna wie den Bräutigam, so den Vater zu tragen und zu stützen. Jener war durch den Gram über wiederholtes Unglück in eine langwierige Krankheit gefallen, die mehrmals einen gewissen Tod drohte, doch unter der ausdauernden Pflege der Tochter endlich gehoben wurde. Nur ein Gemüth voll Ergebung in den Willen Gottes konnte diese dun-

keln Jahre überstehen, in denen das Unvermeidliche mit Stilleseyn und Harren ertragen seyn wollte.

Fichte, in Sachsen geboren, faßte alle seine Lebenskraft und seinen Lebensmuth zusammen, um außerhalb seines Vaterlandes sich in dem Wechsel des Lebens wieder frisch zu versuchen. Er traf mit seinen Brüdern und seinem armen alten Vater zusammen in der Nähe seines Geburtsortes Rammenau bei Bischoffswerda, und hatte, von dessen Herzlichkeit und Biederkeit hingenommen, keine andere Bitte als: „Mache mich, Gott, zu so einem guten, ehrlichen, rechtschaffenen Manne und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen.“ Er sollte in Warschau eine Hofmeisterstelle bei einer polnischen Gräfin übernehmen, gefiel mit seinem ernsten, aufrechten Wesen nicht, eilte mit der ertrotzten Entschädigung für den Reiseaufwand nach Königsberg zu Kant und von da an eine andere Hofmeisterstelle in der Nähe. Von hier trat er zuerst mit einer philosophischen Schrift vor die erstaunte, aber auch bald mißgünstige Gelehrtenwelt.

Indessen gelang es seiner Braut, durch Sorgfalt und Sparsamkeit einen Theil des bedrohten Vermögens zu retten und das Erhaltene zu vermehren. So war es ihr noch vergönnt, ihrem Verlobten das glückliche Loos vollkommener Unabhängigkeit an ihrer Seite zu bereiten, welches sie ihm schon früher zugedacht hatte. Er eilte nach Zürich. Unter den Ergüssen des dankbar und freudig erregten Gemüthes schreibt er ihr auf der Rückreise: „Was ich allenfalls dir geben könnte, bedarfst du nicht; was du mir geben sollst, bedarf ich sehr. Geuß, du gute Seele, eine gehaltene Ruhe in mein sturmbewegtes Herz unter der kalten Stirn, geuß Sanftheit

und herzgewinnende Milde in meinen Feuereifer für die Veredelung meines Brudergeschlechtes." — „Ach, ich bin als Gelehrter so vielen Versuchungen ausgesetzt; ich habe mir vorgenommen, ein rechtschaffener Mann im ganzen Sinne des Wortes zu seyn, und dazu werde ich deiner Unterstützung oft nöthig haben. Hälfte meiner Seele, wir wollen den unverbrüchlichen Bund der Tugend schließen, wir wollen Eines des Andern Stütze und Stab auf ihrem Wege seyn, wir wollen uns erinnern und ermahnen, wenn Eines von uns sich vergißt!"

Den 16. Juni 1793 langte er in Zürich an, auch von den alten Freunden Lavater, Hottinger u. s. w. herzlich bewillkommt. Endlich nach manchen äußern Hindernissen war am 22. Okt. in Baden bei Zürich die Hochzeit. Joh. G. Schultheß, Jugendfreund der Braut und ihrer Brüder, hielt die Traurede über Luk. 6, 45.: „der gute Mensch bringt aus dem guten Schatze seines Herzens hervor das Gute." Gleich nach der Trauung begannen die Neuvermählten an herrlichem Herbsttage eine Reise in die südliche Schweiz.

Fichte lebte im Hause seines Schwiegervaters unter den glücklichsten Verhältnissen. Er arbeitete an der Grundlage seines künftigen wissenschaftlichen Ruhmes, und Lavater, der sich als sein dankbarer „Schüler und Freund" zu seinen Füßen setzte, hinterließ nach seinem eigenen Tode ihm, dem großen Denker und Zweifler das Denkblatt:

„Unerreichbarer Denker, dein Daseyn beweist mir das Daseyn
Eines ewigen Geistes, dem hohe Geister entstrahlen!
Könntest je du zweifeln; ich stellte dich selbst vor dich selbst nur;
Zeigte dir in dir selbst den Strahl des ewigen Geistes."

Fichte wurde auf den Lehrstuhl des Weltweisheit nach Jena berufen. Zu Ostern 1794 kam er dahin, Schwiegervater und Gattin wollten im Laufe des Sommers nachkommen. Schillers Gattin namentlich freute sich besonders auf sie, die stille, sanfte, an Welthändeln wenig Theil nehmende Seele, welche dem Gatten alles Kleinwesen des Lebens und Hauses abnehmen, so gütig für alle seine kleinen Bedürfnisse sorgen, und mit der er nach durcharbeitetem Tage die herzlichen, traulichen Abendstunden hinbringen sollte. Fichte selbst wurde mit der größten Erwartung empfangen, und rechtfertigte sie. Der größte Hörsaal war für die Zuhörermenge zu eng; Alles war ihm freundlich und hold. Wie freute er sich, der sich indessen in einer Familie „vertischgelden" mußte, auf die Ankunft der geliebten Gattin. Wie freute er sich, bis er vom Denken ermüdet mündlich mit ihr am heitern Abend plaudern könne. Denn das habe sie vor den Frauen anderer Gelehrten voraus, welche ihre Männer auch nicht sehen, als wenn sie nicht mehr arbeiten können, dann aber sie verdrießlich und unaufgeräumt sehen. Auch über seine Männerwirthschaft einstweilen soll sie nicht lächeln. Sein Tisch z. B. koste freilich Geld, aber dafür esse und trinke er auch gut, und die Köchin soll sie ihm wohl lassen, oder er halte gar einen Koch, was ihr dann noch weit größere Freude machen werde; so weit er merke, betrüge dieselbe ihn mäßig, und das sei keine geringe Tugend, denn betrogen werden in Jena alle Menschen, die Studenten vom Professor, der ihnen Geschwätz für Weisheit, und der Verleger vom Schriftsteller, indem er ihm beschriebenes Papier für ein vernünftiges Buch, und das Publikum vom Bücherrichter, indem er ihm seine Uebereilungen für gründliche Ur-

theile verkaufe. Er selber glaube zwar sich nicht in demselben Falle zu befinden, aber das glaube auch mancher Andere, der sich doch darin befinde. . . .

Ein Grundzug in Fichte's strengem, doch innerlich mildem Wesen war die höchste Ehrlichkeit. Er war ein sittlicher Denker und Zweifler. Der Herr ließ es dem Aufrichtigen gelingen, daß er durch Nacht zum Lichte drang und zur Wiederaufrichtung einer gläubigen christlichen Wissenschaft, ohne welche die evangelische Kirche nicht seyn kann, Großes beitrug. Schelling, der große Philosoph, war der Fortbildner seiner Lehre, Humboldt, Schlegel, Novalis, Tieck, Göthe standen ihm nahe; Schiller insbesondere war sein Freund. Doch hatte er in Jena auch viel zu kämpfen und Manches in Folge seines großen Beifalls hier, in Folge seines rüstigen und rücksichtslosen Auftretens gegen Schädliches und Unsittliches dort zu leiden. Seine Gattin trug es getreulich mit, sie kannte den Verkannten. Mehr als derartige Erfahrungen versetzte die beiden Ehegatten in Trauer der Tod des Schwiegervaters, der in einem Alter von 76 Jahren ihnen entrissen wurde.

Später wurde indeß dieser häusliche Verlust ersetzt durch die Geburt eines Sohnes, des einzigen Kindes, das Johanna ihrem Manne gebar. Die Hochschüler brachten dem Vater und dem Neugeborenen ein donnerndes Lebehoch, und der Prorektor der Hochschule, Loder, erhöhte die Freude auch der Mutter, indem er zum Tauffeste den kleinen Immanuel Hermann Ehrenhalber zum jenaischen Studenten erhob und ihm einen feierlichen Ehrenbrief darüber ausstellte.

Nun aber zog sich an diesem heitern Himmel eine schwarze Wetterwolke zusammen. Fichte hatte sich Neider und Feinde durch die Kühnheit seines Denkens und Wollens, durch seine freie Seele und Sprache zugezogen. Ein angesehener Mann in Leipzig gieng eine Wette ein, Fichte müsse, ehe ein Jahr vergangen, im Elende seyn. Man klagte ihn als einen Demokraten und Gottesleugner an. Fichte, der allerdings noch keinen lebendigen Gott kannte und nur an eine sittliche Weltordnung glaubte, wehrte sich, und als die Regierung es bei einem gelinden Verweise lassen wollte, beschloß er, jede Verfügung der Regierung zu achten, nur eine öffentliche Beschimpfung nicht zu dulden, und drohte, nachdem andere Amtsbrüder sich zu gleichem Schritte mit ihm verständigt hatten, an eine andere Hochschule zu ziehen. Auch Schlechtigkeiten vereinigten sich gegen den unvorsichtigen Mann, und der Trotzige wurde von der Regierung entlassen.

In dieser Noth wurde der Geächtete auf Preußen aufmerksam gemacht. Er entfernte sich mit Zurücklassung seiner Familie wie zu einer Erholungsreise plötzlich von Jena, und traf unerwartet im Juli 1799 in Berlin ein. Durch den berühmten Dichter Tieck überschickte er seiner „guten theuren Seele" den ersten Brief, worin er ihr mittheilte, wie sein Erscheinen allgemeines Aufsehen, ja Schrecken hervorgerufen habe und er von der Polizei genau beobachtet werde, doch ohne Angst sei. Sie schreibt ihm dagegen, wie die Studenten in Jena eine Ehrenmünze haben auf ihn prägen lassen, wie aber auch ihr kleiner Hermann erkrankt sei, und wie sie mit Bangen auf die Wiedervereinigung mit dem von den geistreichen Berlinern und Berlinerinnen vielleicht ver-

wöhnten Manne sich freue. Er schreibt, wie sie ihm Unrecht thue, denn er sehne sich nach ihr und dem Kinde nicht minder, als sie sich nach ihm sehnen könne; des an sie Gewöhnens bedürfe es am wenigsten, da er bei seinem einsamen, nur an seinem Schreibtische glücklichen Daseyn von ihr gar nicht entwöhnt werden könne. Aber wie mit Familie in der theuern Stadt leben? So will er sein Buch („über die Bestimmung des Menschen") fertig arbeiten, dann gegen Ende des Jahres zur Frau nach Jena kommen und bis Ostern bleiben, indessen etwas geschehen werde. „Darum ruhig und guten Muthes, liebe Seele! und traue ein wenig auf deines Fichte Verstand, Talente und — Glück! Du lächelst bei dem letztern Worte. Laß nur gut seyn! Ich versichere dich, das Glück wird schon wieder kommen."

In der für sie damals so trüben Jenaer Luft konnte freilich die sorgende Gattin nicht so frischen Muthes seyn, als der willens- und thatkräftige Philosoph, welcher gewiß ist, wenn er bei ihr wäre, würde sie sprechen: „Höre, Fichte, stolz bist du, ich muß dir's sagen, da dir es kein anderer sagen kann." Am übelsten schien es der Mutter ohne den strengen Vater mit dem kleinen Hermann zu gelingen, zu des Vaters Schrecken muß sie ihn einen ungezogenen Jungen nennen. „Es giebt für mich," antwortete er, „kein größeres Unglück auf der Erde, als wenn das Kind mißrathen sollte. Es fehlt dir an Festigkeit und Kälte; dadurch machst du allein alle Fehler in der Erziehung des Kleinen. Gewöhne ihn doch nur daran, daß, wenn du ihm einmal etwas abgeschlagen hast, es dabei und unwiderruflich bleibe, und dann schlechthin weder Trotz, noch die rührendsten Bitten etwas helfen. Wird darin

nur einige Male gefehlt, so ist der verzogene eigensinnige Knabe, besonders bei Anlage zur Charakterstärke, fertig; und es kostet dann hundertfache Mühe, ihn wieder zurechtzubringen. Besonders laß dir nicht einfallen, daß er durch Vernunft und Gründesagen zu lenken sei. Darin versehen es die verständigsten Menschen. Jetzt ist es das Erste, daß er Gehorsam und Unterwürfigkeit unter eine fremde Vernunft lerne. Du wirst zwar zuweilen durch Zureden deinen nächsten Zweck erreichen; aber nicht weil er deine Gründe einsieht und dadurch bewegt wird, sondern weil du dich dadurch gewissermaßen ihm unterwirfst, ibn selbst zum Richter machst. Dadurch wird sein Stolz geschmeichelt, und durch deine Rede seine Langeweile beschäftigt und sein Eigenwille zerstreut. Das ist Alles. Aber für die Zukunft erschwerst du dir seine Behandlung und du selbst — bestärkst dich in einem schädlichen Vorurtheile."

Je einleuchtender diese Erziehungsepistel der verständigen Mutter seyn konnte, desto mehr mußte sie zum Entgelde dafür den Herrn ob des selbst eingestandenen Stolzes strafen. Fichte antwortete, er hätte „auf den gutmüthigen Scherz über seinen Stolz nicht ein so ernstes „Mercuriale" erwartet.... Es ist leicht zu sagen: Fichte, du bist stolz, und dieses allein ist die Quelle unseres Unglücks. Aber du sollst mir, wenn ich zu dir komme, eine einzige Handlung dieses Stolzes anführen. Dann möchte ich wissen, wo denn nur das große Unglück steckt, das uns betroffen haben soll? Die alberne Denkart, die da glaubt, nur auf der Scholle, auf der sie sitzt, glücklich seyn zu können. — Theilst du auch

diese? Es gibt doch nichts Unwesentlicheres, als den Wechsel äußerer Verhältnisse."

Freilich, Fichte hatte gut reden; er hörte das Jenaer Stadtgeschwätze nicht und die Lästerungen, die über den Gatten ihr zu Ohren getragen wurden. Die Gattin hoffte noch immer auf eine Wiederherstellung der alten Verhältnisse in Jena, wo sie einmal eingelebt und im Besitze eines eigenen Hauses war. Seine Plane aber giengen auf Berlin. So war die arme Frau ohne tröstliche Aussicht, mitten in der geistreichen Jenaer Gesellschaft gleich einer verlassenen Wittwe, und manche Zähre sah das unkundige Kind über die Wangen seiner betrübten Mutter rinnen. „Rede doch nicht vom Sterben, muß Fichte ihr schreiben, und mache dir keine solche Gedanken; denn das zehrt dich ab und gerade dadurch könnte es wahr werden. Nein, wir wollen noch viele frohe und glückliche Tage mit einander leben. Unser Junge bedarf unser noch. — Ich habe bei der Ausarbeitung meiner gegenwärtigen Schrift einen tiefern Blick in die Religion gethan als noch je. Bei mir geht die Bewegung des Herzens nur aus vollkommener Klarheit hervor; es konnte nicht fehlen, daß die errungene Klarheit zugleich mein Herz ergriff. — Glaube mir, daß diese Stimmung an meiner unerschütterlichen Freudigkeit und an der Milde, womit ich die Ungerechtigkeiten meiner Gegner ansehe, großen Antheil hat. — Ich glaube nicht, daß ich ohne diesen unseligen Streit und ohne die bösen Folgen desselben jemals zu dieser klaren Einsicht und zu dieser Herzensstimmung gekommen wäre; — und so hätten ja die mir zugefügten Gewaltthätigkeiten schon jetzt eine Folge, die weder du noch ich wegwünschen werden. — Laß dich immer den guten Jungen

trösten, und trockne die Thränen ab, wenn er dir's rathet. — Denke, es sei Vaters Rath, der gewiß dasselbe sagen würde." — Das Alles wollte nicht recht verfangen. Sie konnte die Sache in Jena immer noch nicht in dem Lichte ansehen, wie er es that, obgleich sie über das äußere Fortkommen beruhigt seyn durfte.

In Fichte's innerem Leben indessen war ein mächtiger Umschwung eingetreten. Eine neue innere Kraft brach in ihm durch; auf Grund seiner sittlichen Lebensansicht, mit der er über seinen großen Lehrer Kant hinausgeschritten war, gieng mildernd und versöhnend eine religiöse Weltansicht in ihm auf, die er mit nicht weniger Kraft und Zuversicht umfaßte. Er wurde aus einem philosophischen Zweifler ein religiöser Denker, nachdem die äußern Stützen gebrochen waren und die alten Freunde ihn verlassen hatten. Vom bloß sittlichen Leben in einer göttlichen Weltordnung kam er zu Gott selbst und wurde dadurch mit ein Bahnbrecher einer neuen Zeit.

Er holte endlich seine Familie nach Berlin, wo er sich auf den Umgang mit wenigen Freunden beschränkte. Im Unger'schen Hause, das die geistreichen Männer Berlin's um sich versammelte, begieng er mit seiner Familie in Gesellschaft namentlich Jean Paul Friedrich Richters unter gemeinschaftlichen Vorsätzen und Wünschen den Eintritt des neuen Jahrhunderts. Sein inniger Freund und erfahrener Hausarzt wurde der als königlicher Leibarzt von Jena nach Berlin berufene Hufeland. Zu einer Anstellung für ihn selber zeigte sich keine Aussicht, er lebte still der Wissenschaft, nur einem kleinern, ausgewählten Kreise Vorlesungen haltend. Selbst Staatsmänner vom ersten Rang verschmähten nicht, zu seinen

Füßen zu sitzen. Erst nachdem er einen Ruf an die russische Hochschule zu Charkow und an die bairische in Landshut erhalten hatte, wurde er durch Altenstein und Hardenberg, der die damals preußischen Lande Ansbach und Baireuth verwaltete, als Professor der Philosophie nach Erlangen berufen. Nun war wieder heiterer Himmel auch für die vielgeprüfte Gattin. Im Mai 1805 trat Fichte sein neues Amt unter glücklichen Vorbedeutungen an.

Indessen brach nach langem Zögern und schmerzlicher Ungewißheit der Krieg Preußens gegen Frankreich aus. Alles war Siegeszuversicht. Fichte hatte, je mehr er wußte, was auf dem Spiele stehe, bei der Unsicherheit und Halbheit der Regierung den drohenden Untergang geahnt; dennoch hoffte er und wollte der allgemein kräftig und tiefgreifend erwachten Begeisterung seinerseits die wahre Richtung, den tiefen Ernst, den ausdauernden Muth geben helfen, der auch bei zweifelhaftem Erfolge oder beim Wechsel des Glückes nicht abläßt, sein Ziel zu verfolgen. Er rüstete sich in „Reden an die Deutschen," das einzig Nothwendige und Rettende klar auszusprechen und wünschte zugleich die Armee begleiten zu dürfen, um durch Rede und Schrift auf das Heer und seine Führer einzuwirken. Weil er nun nicht anders konnte, wünschte er Schwert und Blitz zu reden und wollte entweder mit dem Vaterlande frei leben oder in seinem Untergange auch untergehen. Deutschland habe durch eigene Gesammtschuld, durch Schlaffheit, Unfähigkeit Opfer zu bringen, zu wagen,

Gut und Leben an die deutsche Ehre zu setzen, lieber zu dulden und langsam in immer tiefere Schmach sich stürzen zu lassen, als aufspringen zum entscheidenden Entschlusse, Alles daran zu setzen, das schlimmste Geschick sich zugezogen. Glücklich der Krieger, zu dem die entnervende Sittenlehre der Zeit nicht dringen dürfe, der sich selber opfernd auch Nerv und Kraft wieder in den übrigen Theil des Volkes, das todt und erschlafft war, bringen könne.

Der König ließ ihm für das Anerbieten danken: erst müsse er mit seinem Heere durch Thaten sprechen, dann könne die Beredtsamkeit die Vortheile des Sieges vermehren.... Aber auch so wollte es Fichte an Opfern nicht fehlen lassen. Einig mit seiner Gattin, sandte er für die Bedürfnisse der Krieger, namentlich zu ihrer Bekleidung mit Mänteln, als Einer der Ersten einen Beitrag ein, der mit seinen beschränkten Mitteln in keinem Vergleiche war.

Am 17. Oktober 1806 Abends war er mit den Seinigen noch zu einem Familienfeste bei einem Freunde versammelt. Die Gläser klangen auf das Glück der gerecht geführten Waffen.... Noch bei der Rückkehr vom Feste nach Hause in warmer, mondenheller Nacht begegnete man den zuverläßigsten Siegesnachrichten. Fichte entließ den Berichterstatter mit Danksagung und reichlich beschenkt. Aber gerade an diesem Abende hatten die Behörden die Nachricht erhalten, daß bei Jena und Auerstädt Alles, Alles verloren sei. Am Morgen brachte Hufeland seinem Freunde die niederdonnernde Schreckensbotschaft. Alles floh; denn die Stadt beschützte kein Heer. Fichte war keinen Augenblick zweifelhaft, das Schicksal mit dem Staate zu theilen, in dem er den

Träger der Bildung und Freiheit erblickte. Hufeland und er verabredeten an demselben Tage ihre gemeinsame Abreise über die Oder, um von dort die fernern Ereignisse abzuwarten. Nur das Schicksal ihrer Familien beunruhigte sie. Sie wollten dieselben nicht den Gefahren einer vom Feinde eingenommenen Stadt aussetzen und dennoch war es unmöglich, Haus und Besitz Preis zu geben. Da entschloß sich Fichte's hochherzige Gattin, allein zurückzubleiben und dem gemeinsamen Hauswesen vorzustehen, so daß die Familie des Freundes flüchten konnte. Sie glaubte, dieses Opfer ihrem Manne schuldig zu seyn, den sie selbst eifrig zur Flucht beredete. So ward sie zum drittenmal auf längere Zeit von ihrem Gatten getrennt.

Der Feind siegte, der Postenlauf war unterbrochen, Fichte mußte nach Königsberg weiterfliehen und konnte erst am 27. November wieder Nachricht geben. Er war gesund, heiter, gefaßt, wohlgeborgen und traf viele Freunde. Einzig liegt ihm am Herzen die Gesundheit und Ruhe seiner Theuersten, sowie die Aufführung des Kindes, dem er seine Liebe und Sorge um ihn zu vergegenwärtigen bittet.

Indessen war ihm *vorerst* wenigstens bis zur Wiederherstellung der Ruhe ein Lehrstuhl der Philosophie in Königsberg verliehen worden. Die Verhältnisse, sowie Umgebung und Himmelsstrich waren nicht zum angenehmsten, aber sein Herz war voll Ruhe, Muth und Hoffnung; er war zufrieden, daß er nur ein ruhiges Plätzchen fand. Er schreibt seiner Frau: „*Du bist der Erde ohnedieß abgestorben, wie das Weib mag, der Mann aber nie darf, noch soll.* Du wirst mit dem bescheidenen Platze, den ich mir behalten

habe in der letztern, vergnügt seyn. Komm und theile meine innere Ruhe, liebes Weib! Mache es möglich wie du kannst, und komme bald."

Die Zurückgebliebene war unterdessen schwer erkrankt. Als sie, kaum genesend, in Berlin zur Abreise, der Gatte in Königsberg zum baldigen Empfang sich rüstete, hieß es in einem Briefe vom 20. Febr. 1807: sie solle bleiben, er hoffe auf eine andere Wendung der Dinge. Es hatte nämlich der ernst beginnende Krieg die Erwartung erregt, daß ein günstiger Erfolg vielleicht Alles ändern könne. Aber auch die Hoffnungen auf den russischen Sieg bei Eylau (8. Febr. 1807) verschwanden seit dem Rückzuge der Russen und der Belagerung Danzigs durch die Franzosen. Fichte's Herz war in tiefer Trauer, obwohl es ihm äußerlich leidlich gieng. Aber trauriger war seine Gattin, welcher lügenhafte Nachrichten von furchtbaren Maßregeln gegen ihren Mann zu Ohren kamen, so daß sie nicht ohne Wehmuth und Schaudern an ihn denken konnte. Er aber hatte einzig das Unglück zu tragen, daß er von ihr und seinem Sohne getrennt war. Als sein Glück schätzte er dagegen, daß er sich vor den Siegern in Berlin nicht zu demüthigen hatte, frei athmete, redete, dachte, und seinen Nacken nicht unter das Joch bog. Das angstvolle Schreiben der armen Frau über die angeblichen Maßregeln ärgerte ihn; er ermahnte sie, am Unsichtbaren sich zu halten und demselben ein lebendiges Daseyn in ihr zu geben, in zeitlichen Dingen aber sich des gesunden Verstandes und der Beurtheilung zu bedienen, nicht dem blinden Haufen zu folgen, insbesondere sich nicht unnöthiger Sorge hinzugeben.

Den Einflüsterungen Gehör gebend hatte die gute

Frau ihn zur Rückkehr aufgefordert. Er macht ihr begreiflich, daß diese gerade jetzt seine Flucht zu einem feigen Entlaufen machen würde. „Meine Theure, so wie ich sorgen muß, daß du nie dich schämest, die Meinige zu seyn, so muß man auch dir es ansehen, daß du meine innigste Freundin und die Vertraute meiner geheimsten Gedanken seit Jahren gewesen, und unseres Sohnes Rückblick, wenn er einst ein braver Mann werden sollte, muß mit gleicher Verehrung auf seine Mutter wie auf seinen Vater fallen. — Gerade wenn andere deutsche Gelehrte von Namen sich wankelmüthig zeigen, muß der bisher rechtliche um so fester stehen in seiner Rechtlichkeit. Alles, was man Euch glauben macht, ist unwahr. — Mein Leben ist nicht so freudenlos, wie du es dir zu denken scheinst; nichts geht mir ab, als daß du es mitgenießest und unser Sohn es benütze zu seiner eigenen Bildung. — Soeben trifft die Nachricht vom Falle Danzigs ein. Das kann Einfluß auf meinen Lebensplan haben. Gott hat diesen Winter Wunder für uns gethan, aber wir, schlechthin durch nichts zu bessern, haben sie nicht benützt. Ich bin inzwischen der Sache ergeben, nicht den Menschen und habe, selbst auf den Fall des Untergangs der preußischen Monarchie, meinen festen Plan. Wie ich die Menschen diesen Winter kennen gelernt habe, ist nicht zu sagen. Den Leichtsinn, die Sorglosigkeit mitten im Schiffbruch; — daneben Andere, die aus dem Brande so viel zu rauben suchen, als irgend möglich, ohnerachtet sie mit eigenen Augen sehen könnten, daß sie es nicht für sich rauben. Dennoch hasse oder verachte ich sie weit weniger, denn sonst; es scheint, ich mußte zu der Tiefe der Einsicht in ihr Wesen kommen, um endlich ganz Ruhe zu erhalten

und ganz rein in meinem verbrüderten Geschlechte nur Gott zu dienen. — Gott segne und erhalte dich freudig in ihm; denn außerdem gibt es eben auch keine Freude."

Die Frau hatte sich gefaßt; mit Freudenthränen schreibt er ihr am 3. Juni 1807. „Gott sei gelobt, daß ich so recht aus voller Seele dir sagen kann: ich liebe dich nicht nur, ich achte dich, ich verehre dich. Diese Verehrung erwirbt dir deine ruhige Ergebung in deine Pflicht." Weiter empfiehlt er ihr Pestalozzi's Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." In Pestalozzi's Erziehungsweise fand er das Heilmittel für die kranke Menschheit! Napoleon erfocht zehn Tage nach diesem Schreiben den 14. Juni 1807 den glänzenden Sieg bei Friedland. General Rüchel floh aus Königsberg und ließ die Stadt mit allen Vorräthen im Stiche. Fichte hatte sich auf Alles gefaßt gemacht und den Tag vor jener Schlacht verließ er Königsberg, kam am 15. Juni nach Memel, wurde dort durch widrigen Wind zurückgehalten, erreichte jedoch nach gefahrvoller Seereise am 10. Juli Kopenhagen. Von hier schrieb er seiner Gattin die glückliche Ankunft. „Hast du nicht den Glauben gehabt, daß der Fichte sich in jeder Verlegenheit auf's Beste zu helfen weiß, oder wirst du, gute theure Seele, wieder Kummer gehabt haben? — In einem Monate, denke ich, soll der Friede abgeschlossen seyn und die Hauptstadt von den Fremden geräumt werden. Sogleich werde ich mit der größten Schnelligkeit die Reise machen." — „Du gute Theure schreibst mir in allen deinen Briefen, wie du sparst. Es zerschneidet mir das Herz, wenn ich denken sollte, daß du es müßtest. Ich kann es nicht." — „Ich habe schon gestern Abend mich der Bedeutung des heutigen Tages erinnert. Du hast gewiß bei Zurechtlegung vielleicht dürf-

tiger Geschenke gedacht, wie anders es doch seyn würde, wenn der Vater auch da wäre. Auch heute gedenkt ihr gewiß oft meiner. Mein Geist ist segnend unter Euch. Sage das unserm guten Hermann. Sag ihm, daß er meiner ganzen väterlichen Liebe und Zärtlichkeit versichert seyn solle, so lange er nur seinen treuen, aufrichtigen Sinn behält und das Bestreben bei ihm sichtbar bleibt, sich einen festen Willen anzubilden."

Berlin sollte am 1. August übergeben werden, schon wollte er über Stettin seiner Gattin in die Arme eilen, da hieß es, am 1. Oktober erst. Nun war Fichte in seiner Sehnsucht nach den Theuern in großer Verlegenheit; es drückte ihn nichts, als die Wahrscheinlichkeit einer noch längeren Trennung! Von Berlin aus erhielt er indessen einen Brief vom großen Schweizerischen Geschichtschreiber Johannes von Müller, der dort zurückgeblieben und darum von Fichte nicht beneidet worden war. Jener hatte sich mit Fichte's Gattin befreundet und das Vergnügen gehabt, „in ihr einen weiblichen Charakter kennen zu lernen, welcher der schönsten Zeiten der Menschheit würdig ist." Der Umgang mit dem berühmten Landsmanne mußte hinwiederum der verlassenen Frau eine Wohlthat seyn, bis endlich gegen Ende Augusts 1807 Fichte selbst bei den Seinigen nicht ohne Schwierigkeiten und noch ehe die Franzosen Berlin geräumt hatten, anlangte. Er bewohnte ganz in der Stille, unbemerkt von den Fremden, mit seiner Familie ein kleines Gartenhaus in der Nähe Johannes von Müllers.

Nun wandte sich Fichte mit vollem Herzen der Wiederaufrichtung seines Vaterlandes zu, dem er nur durch eine bessere Erziehung Hülfe gebracht sehen konnte und das er aus der allgemeinen Entmuthigung und Entwür-

digung aufzurütteln suchte durch Vorhalten eines Spiegelbildes seiner selbst und seiner Feinde. Unter dem Gerassel französischer Trommeln hielt er im Winter 1807—8 die berühmten „Reden an die Deutschen" im Akademiegebäude zu Berlin. Die Franzosen ließen ihren gewaltigen Gegner unangefochten, dessen Ruf durch alle Lande erscholl. Nach dieser kurzen Ruhezeit kehrte aber bald wieder die Sorge im Hause ein. Im Frühjahr 1808 befiel den starken Mann die erste Krankheit in seinem Leben so heftig, daß der seiner Familie kaum Wiedergeschenkte derselben für immer entrissen zu werden schien. Die Seereise, der nordische Winter, die Trauer über den Verfall Deutschlands hatte seine Nerven tief angegriffen. Das war neue Gelegenheit für seine Gattin, ihre ganze Hingebung zu beweisen. Seine starke Natur ermöglichte nach monatelangem Kampfe die Genesung.

Während seiner Wiederherstellung unterrichtete er namentlich seinen Sohn auf's Liebreichste und auch sonst war er nun wieder das erleuchtete Haupt der Familie, in welcher die edelste Seele mütterlich waltete. Jede schöne häusliche Sitte ward gepflegt, namentlich aber der gemeinsame Hausgottesdienst, mit dem jeder Tag würdig und feierlich schloß und an dem auch das Gesinde Theil zu nehmen pflegte. Wenn nämlich unter Begleitung des Klaviers einige Verse aus einem Choral gesungen waren, nahm der Hausvater das Wort und sprach über eine Stelle oder ein Kapitel aus dem neuen Testamente, besonders aus seinem Lieblings-Evangelisten Johannes; oder er redete auch, wenn besondere häusliche Veranlassungen dazu aufforderten, ein Wort der Ermahnung oder des Trostes. Welche wohlthätige Wirkung aber diese Sitte hat, wenn sie nicht gänzlich in äußerlicher Ge-

wohnheit untergeht, wie sie die Glieder der Familie selbst mit einer tieferen Liebe zu einander entzündet und sogar die ferner Stehenden inniger und gemeinsamer zu verbinden weiß, das, sagt Fichte's Sohn, der Philosoph, hat wohl Jeder erfahren, der so glücklich war, in dieser Sitte auferzogen zu werden.

In jener drückendsten Lage des Staates, wo Napoleon nur aus Gnade noch einen kleinen preußischen Staat fortbestehen ließ, faßte die preußische Regierung den Entschluß, durch Gründung der Hochschule in Berlin auch ein Mittel der Heilung und Wiedererneuerung zu schaffen. Die ausgezeichnetsten Lehrer aus ganz Deutschland wurden hiezu berufen. Fichte war unter den ersten. All sein Ruhm, all seine Freudigkeit strahlte auch beglückend auf die treue Gehülfin zurück, welche nun stetig um ihn war.

Jetzt nahte das Weltjahr 1812, ganz Europa bereitete sich zum Entscheidungskampfe gegen seinen Zwingherrn. Fichte's Name wurde als einer der ersten unter den von Napoleon gefürchteten Aufwieglern genannt, ein treuer Freund rieth ihm zur Flucht nach Rußland. Sein Leben gehöre der Wissenschaft und dem Vaterlande, diesem könne nur sein Bleiben jetzt nützen, antwortete er und floh nicht. Die Franzosen zogen als Verbündete durch Berlin und ließen ihn ungekränkt. Als aber am 25. Jan. 1813 der König nach Breslau zog und die Jugend zum Schutze des Vaterlandes aufrief, kehrte er zu seinem frühern Gedanken zurück, prüfte ihn ernst und streng vor Gott und legte ihn der Regierung vor: im Hauptquartier des Königs christlich-biblische Vorträge zu halten, um so in den Kampf und Sieg den Keim einer lebendigen Zukunft zu legen. Sein Anerbieten wurde wieder nicht angenommen. Fichte entsagte ohne Murren, wirkte in

Berlin fort und trat mit den meisten andern Gelehrten in den neuerrichteten Landsturm. Da unter jenen Kriegsverhältnissen Jeder der Gefahr ausgesetzt war, bei Vertheidigung des Vaterlandes sein Leben zu verlieren und seine Familie hülflos zu hinterlassen, so verpflichteten sich am 12. Mai 28 der berühmtesten Lehrer Berlins, Schleiermacher, Neander und Fichte unter ihnen, falls Einer oder Mehrere im Kriege umkommen sollten, für deren hinterbliebene Weiber und Kinder zu sorgen.

Die Siege von Dennewitz und Großbeeren wandten die Gefahr von Berlin ab. Dafür wurden die Spitäler der Stadt übervoll von Verwundeten und Kranken, namentlich Nervenfieberkranken. Die öffentlichen Anstalten konnten nirgends Genüge leisten und die Behörden selbst forderten die Frauen zur Pflege der Kranken, die Bewohner zu Beiträgen auf. Da war Fichte's Gattin eine der Ersten, die aus eigenem Entschlusse mit dem Willen ihres Gatten sich dazu erbot. Sie überwand mühsam den Widerwillen, den sie Anfangs empfand, unbekannten Kranken sich zu nahen; bald schien dieses Geschäft ihr der heiligste Beruf, dem sie alle Kräfte, auf jede Gefahr hin, zu wiedmen entschlossen war.

Sie vertheilte aber nicht blos Erfrischungen, Arzneien, Kleidungsstücke an die Kranken und setzte sich nicht blos unermüdet und unabweisbar in ihrer Pflege jeder Gefahr der Ansteckung aus, sondern wichtiger erschien es ihr selbst, den geistig Verschmachtenden Trost zu bringen. Während die Bilder des menschlichen Leidens vor ihren Augen waren, konnte sie selbst nur Ruhe finden in dem Gedanken an Gottes Gnade und was ihr eigenes Gemüth erfüllte, davon floß der Mund über an die verlassenen Armen, die schon ein freundliches Wort mensch-

licher Theilnahme wunderbar aufrichtete. Besonders empfand sie Mitleid mit halberwachsenen Jünglingen, die von der furchtbaren Krankheit des Heimwehs befallen, jede Erquickung zurückwiesen und nur zu sterben wünschten; manche von ihnen hat sie durch unablässigen Zuspruch, durch Mittheilungen aus dem Elternhause, wohin sie geschrieben, in's Leben zurückgeführt oder getrösteter hinübergeleitet in's rechte Vaterhaus.

Dann Abends an den kurzen Wintertagen, nachdem sie Vormittags und Nachmittags dieser Pflege sich gewiedmet hatte, gieng sie oft noch durch die Stadt, um bei Bekannten und Freunden Beiträge zu sammeln und das unmittelbar Nöthige sogleich herbeizuschaffen, was ihr besser schien als ein allgemeiner Zuschuß todten Geldes. Dabei war sie keineswegs von starkem Körper, aber der von der Liebe Christi durchdrungene Geist war mächtig in ihrer Schwachheit; selig in dem Bedürfniß zu helfen, war sie ruhig über jede Folgen.

Und die Folgen blieben nicht aus. Ihr Gatte hatte seine philosophischen Vorträge an der Hochschule zu Anfang des Winterhalbjahres wieder begonnen und mit zunehmender Freudigkeit fortgesetzt. Unterdessen hatte seine Gattin nach fünfmonatlicher ununterbrochener Krankenpflege in den Lazarethen einem wachsenden Uebelbefinden weichen müssen. Am 3. Januar 1814 warf sie ein heftiger Ausbruch des Nervenfiebers, das sie sich durch Ansteckung zuzog, auf's Krankenlager und bald schien sie rettungslos zu unterliegen. Am Tage der höchsten Gefahr wollte Fichte seine Vorlesungen über die Wissenschaftslehre beginnen; fast den ganzen Tag hatte er selbst sorgend und pflegend im Krankenzimmer hingebracht; endlich gegen Abend mußte er sich zu seiner Vorlesung vorberei-

ten, die er, auf's Unvermeidliche gefaßt, nicht aufschieben wollte. Er nahm Abschied von der schon bewußtlosen Kranken, die er vielleicht bei der Rückkehr nicht mehr lebend finden durfte. Er hatte die Selbstbeherrschung, daß er zwei Stunden hintereinander über die höchsten und schwierigsten Gegenstände der Wissenschaft sprach, ohne daß Jemand ahnte, er sei vom Sterbebette seiner geliebten Gattin gekommen, und der Gedanke begleitete ihn nach Hause, sie wohl als Leiche anzutreffen.

Aber gerade während dieser höchsten Gefahr hatte sich die Krankheit gebrochen und die Aerzte schöpften wieder die erste Hoffnung. Fichte, vor Freude überwältigt, neigte sich mit Inbrunst über seine Gattin hin und begrüßte sie als gerettet, als von neuem ihm geschenkt. Das aber war vielleicht gerade der Augenblick, wo sie ihm unbewußt selber den Keim der Krankheit einflößte. Schon am andern Tage fühlte er bedeutendes Uebelbefinden, ohne jedoch Arbeiten und Vorlesung auszusetzen; Nachts fand er keinen Schlaf, das Nervenfieber hatte besonders den Kopf bedeutend ergriffen und die lichten Augenblicke wurden immer seltener. In einem der letzten brachte ihm sein Sohn noch die Zeitung von Blücher's Rheinübergang und vom raschen Vordringen der Verbündeten in Frankreich. Da erwachte sein Geist nochmals zu alter Kraft und Freudigkeit und durch seine Fieberphantasien zog sich die Theilnahme am Kampfe und Siege für das Vaterland. Ganz kurz vor seinem Tode noch, als der Sohn mit Arznei sich nahte, sagte er mit inniger Liebe zu ihm: „Lasse das, ich bedarf keiner Arznei mehr, ich fühle, daß ich genesen bin!“ Es war so. Der Schlaf, der ihn umfieng, wurde immer tiefer, nur manchmal sprach er leise ein Wort und endlich am eilften Tage der

Krankheit, in der fünften Frühstunde des 27. Januars, im Alter von zweiundfünfzig Jahren, aber in ungeschwächter geistiger und körperlicher Kraft schlummerte er hinüber.

Seine Gattin überlebte ihn noch fünf Jahre. Die Gnade des Königs hatte ihr wegen der Verdienste ihres Mannes und ihrer eigenen Aufopferungen einen Jahrgehalt bewilligt, und zwei Prinzen des königlichen Hauses trugen unaufgefordert bei zu ihrer Unterstützung, so daß sie bei ihren wenigen Ansprüchen ein sorgenfreies Leben hatte. Zugleich war sie unter den ersten Frauen, denen das Kreuz des Louisenordens für Pflege der Verwundeten und Kranken verliehen wurde.

Der Rest ihres Lebens floß heiter und ernst dahin, ihr Herz war voll großer Erinnerungen und erhebender Hoffnung. Im Tode ihres Mannes verehrte sie Gottes Rathschluß. Ihre Liebe war jetzt ungetheilt ihrem Sohne zugewandt. In den heitersten Stunden schrieb sie Erinnerungen aus dem Leben ihres Gatten nieder; sonst blieb das Forschen in der heiligen Schrift „ob sich's also verhielte" und das Lesen frommer Bücher ihre fast ausschließliche Beschäftigung; in ihrem tiefgegründeten Glauben war sie frei und duldsam, nur den Kern, das L e b e n im Frieden Gottes suchte sie in sich und in Andern. Und wie sie es suchte und finden half, dafür lebt noch zur Stunde mehr als ein dankbares Zeugniß. Es ist uns durch besondere gütige Mittheilung ihres in Tübingen lebenden Sohnes vergönnt, einen Brief hier einzuflechten, den sie sammt dem Buche des Thomas von Kempis „über die Nachfolge Christi" etwa zwei Jahre vor ihrem Tode einer jungen Freundin sandte, welche sich zur Erzieherin ausbildete und nunmehr in ein großes, glänzendes Haus

einzutreten im Begriffe war. Sie schrieb ganz aus ihrer klaren, demüthigen Seele heraus:

„Empfangen Sie, liebes Kind, jetzt, wo wir uns trennen müssen und wo Sie aus der stillen Einsamkeit in die geräuschvolle zerstreuende Welt treten, dieses kleine Buch zum Andenken an mich, und lassen Sie mir den freudigen Gedanken, daß Sie oft darin lesen, indem Sie es neben der heiligen Schrift zum Rath und Leiter ihrer künftigen Tage machen. Ich weiß aus meinen eigenen jugendlichen Erfahrungen, wie leicht man durch neue wechselvolle Umgebungen, durch Ansprüche aller Art von dem innern Ziele abgelenkt wird, welches man unverrückt im Auge haben sollte; und wie wir dann doch wohl glauben, weil wir uns vielleicht für besser halten dürfen, als die Welt sich uns zeigt, wir seien so rechtschaffen und fromm, wie wir werden sollen. Dies ist die Klippe und der sündliche Irrthum, an dem auch mancher Vorzüglichere scheitert. Wir sollen uns niemals nach uns selbst, am Wenigsten nach der Welt, sondern einzig nach unserm großen heiligen Vorbilde prüfen: ob wir Seiner Demuth, Seinem gottergebenen Willen, Seinem Ausharren in allen Drangsalen des Lebens, Seinem Muthe, das Böse zu bekämpfen und nur den Willen des himmlischen Vaters zu erfüllen, aus allen Kräften nachtrachten; ob wir nur die Ehre Gottes und nicht die unsrige suchen! Wer hier sich prüft, der wird immer finden, wie viel ihm noch fehle; aber er wird ebenso empfinden, wie eine innere Kraft Gottes ihm hilft und ihn allmählig immer weiter bringt, nicht gerade zu hochfliegenden Entwürfen oder glänzenden Thaten, sondern zur einfachen, liebenden Pflichterfüllung des täglichen Lebens und zu den oft harten Entsagungen in diesem Leben. Wer in dieser Führung immer weiter kommt, der wird auch immer demüthiger werden, denn er wird immer inniger empfinden, daß er gar nichts aus sich selber vermag, sondern Alles nur der Kraft und Gnade Gottes verdankt.

Dies halte ich für das einzige wahre, aber auch ganze Christenthum; bei dem vielen Streite der Meinungen auch im religiösen Gebiete, habe ich immer mehr gefunden, wie dies der einzige, sich selber bestätigende Weg für die Seligkeit ist. Wir hoffen immer zuversichtlicher auf unsere künftige Seligkeit, weil

wir schon hier den liebenden, verzeihenden, gnadenreichen Gott in unserm Innern kennen gelernt haben."

Außer solchen Beziehungen zu den von ihr Geliebten lebte sie ganz in stiller Zurückgezogenheit. In ihrem letzten Lebensjahre noch machte sie auf einer Sommerreise in den Harz die Bekanntschaft des gemüthvollen Dichters Clamer Schmidt in Halberstadt. Dieser theilte ihr mehrere frühere Briefe von ihrem Oheim Klopstock und seiner Meta, von ihrem eigenen Vater und andern längst verstorbenen Verwandten mit, welche sie wieder mitten in ihre früheste Jugendzeit versetzten und die Vorbilder ihrer kindlichen Ehrfurcht und ihrer frühesten Liebe vor das, wie sie ahnte, bald brechende Auge stellten. Der Zug der Liebe zog sie hinüber zu ihrem Gatten und den Ihrigen, deren Andenken sie ihr ganzes Leben hindurch begleitet hatte. Ihre Gesundheit war noch gut, als ein Katarrh sie ergriff und sich in eine heftige Lungenentzündung verwandelte. Schon am siebenten Tage der Krankheit, den 29. Januar 1819 Vormittags 10 Uhr starb sie bei vollkommenem Bewußtsein, nachdem sie lange vorher Alles für den Fall ihres Todes angeordnet und auch wegen ihres stillen Begräbnisses verfügt hatte. Sie hatte sich ihre Ruhestätte neben ihres Mannes Grabe gewählt, dessen Denkmal mit dem ehernen Abbilde seines männlich schönen, kräftig erhobenen Antlitzes und der Inschrift aus Daniel 12, 3. eine Zierde des Kirchhofes vor dem Oranienburger Thore ist. Beide ruhen nun im Tode vereint, wie sie im Leben Eines waren; der Gatte obenan, sie zu seinen Füßen, wie sie es selbst geordnet hatte.

XV.

Pauline,

Fürstin von Lippe-Detmold.

geb. 1769. † 1820.

Wofür ein Fichte, ein Fellenberg, Pestalozzi und Lavater in schwerer Zeit, unterstützt von treuen Gattinnen, gearbeitet und gelitten, das hat eine wahrhaft große Frau in kleinem Lande fast allein auf ihre Schultern genommen, und nicht blos ihr dankbares Volk soll dafür ihr Andenken im Segen behalten.

Pauline Christine Wilhelmine, die Tochter des Fürsten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg, wurde am 23. Februar 1769 auf dem Harzschlosse Ballenstedt geboren und, da ihre Mutter bald nach der Geburt an den Masern starb, unter Aufsicht ihres Vaters sorgfältig erzogen. Schon im jungen lernbegierigen Mädchen verkündigte sich ein bedeutender Geist und eine strebsame Willenskraft. Kaum zur Jungfrau herangereift, nahm sie Theil an den Jagden und alles Ernstes an den Regierungsgeschäften ihres ihr Alles vertrauenden Vaters, dessen Minister der auswärtigen Angelegenheiten sie gewissermaßen ward, während sie die geselligen Kreise des Hofes belebte und zierte durch die Leichtigkeit, mit der sie sich wie in alten und neuen Sprachen, so namentlich auch in den Gebieten der schönen Künste, zumal der Dichtkunst, bewegte. Der Dichter Gleim, der unsern vom

Schlosse wohnte, hatte an der reichbegabten Fürstentochter und ihren dichterischen Versuchen seine besondere Freude. Im Zeichnen, in Musik und sonstigen weiblichen Fertigkeiten dagegen brachte sie es bei ihrer mehr männlichen Anlage und Ausbildung nie weit. Während die zur Regentin geborene und gebildete Prinzessin in einer gereimten Zuschrift an Gleim vom Glück des Mittelstandes träumt, einen stillen Musensitz im Schoße der Natur, ein kleines Haus in eines Waldes Mitte sich erbittet, und schließt: „Regentin aber bin, Regentin werd' ich nicht" — vermählte sie sich am 3. Januar 1796 mit dem nur zwei Jahre ältern Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold von Lippe-Detmold und zog am 21. desselben Monats in ihre neue Heimath ein.

Die Fürstin lebte auf's Glücklichste mit ihrem Gemahl und gebar ihm bereits am 6. Nov. desselben Jahres einen Erbprinzen Alexander Leopold und das nächste Jahr (8. Dez. 1797) noch einen Sohn, Friedrich Albert August. Eine später geborene Prinzessin starb bald nach der Geburt. Das Glück dieser Ehe wurde getrübt durch die Kränklichkeit des Fürsten, der schon den 4. Apr. 1802 fünfunddreißig Jahre alt starb. In dem Ehevertrage hatte er zum Voraus für einen solchen Fall die Vormundschaft über die Kinder und die Regentschaft des Landes der Fürstin zugetheilt und so legte denn auch nach Reichshofräthlicher Bestätigung vom 29. April 1802 der Anwalt der Fürstin an ihrer Stelle den Vormundschaftseid ab. Diese Anordnung der Regentschaft war nicht im Sinne der Stände, doch gaben sie ihre Zustimmung in Rücksicht auf die vortrefflichen Eigenschaften der Fürstin, welche eine Ausnahme von der Regel zu erlauben schienen.

So trat sie dann am 18. Mai 1802 an der Seite einiger tüchtiger Männer den in so aufgeregter und gefahrvoller Zeit doppelt schweren Beruf an, dem nur eine Frau von so viel Geist und Thatkraft sich gewachsen zeigen konnte. Sie hatte aber auch etwas Fürstliches schon in ihrem ganzen Wesen. Klein zwar von Gestalt, und von etwas starkem, doch wohl geformtem Körper, wußte sie sich trefflich zu tragen und zu bewegen; vorzüglich schön war ihr Arm und ihre Hand. Ihre Haltung, ihr durchdringender Blick, ihre Rede forderte von Jedem, der sie sah, Achtung; Einsicht, Muth und Entschlossenheit war auf ihre Stirne geprägt. Ein sorgfältiger Jugendunterricht und ein vortreffliches Gedächtniß, dazu die vielfache Gelegenheit am Hofe ihres Vaters, von ihren Kenntnissen Gebrauch zu machen und sich an's Handeln zu gewöhnen, leisteten der Regentin jetzt die besten Dienste. Es ist bezeichnend für sie, daß sie „vor Allem, was zu nichts führt," ihre entschiedene Abneigung hatte. Leere Unterhaltung, geistloses Geschwätz und herzloses Witzeln über Andere war aus ihren Kreisen verbannt. Sie hatte eine hervorstechende Gabe, Jedermann Sprache abzugewinnen und wo nur immer möglich von Jedem zu lernen. Aufgeblasenes und dünkelhaftes Wesen war ihr tief verächtlich und wo sie Schleichweg und Täuscherei merkte, riß sie in ihrer bestimmten Weise die Maske hinweg; denn „wozu das Verstecken?" Was sie mit nüchternem Blicke in's Auge gefaßt und mit reiflicher Ueberlegung beschlossen hatte, stand ihr felsenfest. Hindernisse, Gegenwirkungen waren ihr nur Sporn zu um so ernstlicherem Angriffe. Und was nicht alsbald gelingen wollte, mußte, ob auch erst nach Jahren, dennoch durchgesetzt werden. Unleidlicher war ihr nichts als Schwanken, Furchtsamkeit

und Läßigkeit. Für ihre Beschlüsse trat sie immer männlich ein und man konnte sich auf sie verlassen. Ihr scharfer und entschiedener Blick machte sie zu einer trefflichen Menschenkennerin. In der Lebhaftigkeit ihres Urtheils und ihrer Sprache war sie wohl auch einseitig und herb, doch ließ ihre natürliche Güte und ihr offener Sinn sie nicht leicht das Gleichgewicht in Schätzung der Dinge und Personen verlieren. Mangel an schuldiger Aufmerksamkeit, Kränkungen und Beleidigungen konnten sie wohl tief verwunden, doch konnte sie von Herzen vergeben und durch Löbliches und Gutes, das sich später zeigte, völlig ausgesöhnt werden. Schwerer als die selber erlittenen Kränkungen fielen ihr die Beleidigungen, welche Menschen zugefügt wurden, die ihr vorzugsweise lieb waren. Jeden kleinen Dienst, der ihr geleistet wurde, ehrte sie dankbar und in tausend Fällen bewies sie, daß es ihr nicht an dem fehle, was sie selbst Gedächtniß des Herzens nannte. Ihrer Herzhaftigkeit entsprach es nicht, durch Klagen sich in hohem Grade erweichen zu lassen; vom Gefühle hingerissen etwas einzugehen, was ruhige Ueberlegung verweigern mußte, war nicht ihre Sache. Das war schon ihrem ernsten Gerechtigkeitssinne entgegen, mit dem sie unbestechlich und so weit ein Mensch es zu seyn vermag, unbeirrt durch Fleisch und Blut gegen Hohe und Niedere, gegen Einzelne und Behörden verfuhr. Alle ihre Unterthanen, von welchem Stande, Alter oder Geschlechte sie waren, durften ihr persönlich jeden Mittwoch und Sonnabend von 12—1 Uhr ihre Anliegen und Beschwerden vorbringen. Wenn sich bei angestellter Untersuchung herausstellte, daß eine Stelle, ob auch nur aus Uebereilung und Schwäche das Recht gebeugt, konnte man auf den ganzen Ernst der Fürstin rechnen.

So regierte sie auch ihr Land treu den Gesetzen der landständischen Verfassung, ob auch dieselbe ihrem strebenden Geiste hin und wieder unbequem seyn wollte. Aecht fürstlichen Sinn bekundet das Wort von ihr: „Wer wäre jetzt noch verblendet und leidenschaftlich genug, um der Staatsverfassung Dauer zuzutrauen, wo Gewalt das einzig anerkannte Gesetz würde!"

Diese Grundzüge ihres Wesens wurzelten in einer tiefen Gottesfurcht. „Es ist nicht recht vor Gott" war bei ihr durchaus entscheidend. Ihr großer Ernst vor dem Heiligen duldete kein Wort des Leichtsinns über religiöse Gegenstände. Dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen war ihr nicht nur Regentenpflicht, sondern Herzensbedürfniß; an der Feier des heiligen Abendmahls nahm sie gerne mit der ganzen Gemeinde Theil. Von den Meinungen der Gottesgelehrten und Weltweisen nahm sie sehr wenig Kunde, sie wußte ja nichts mit solchen Dingen anzufangen, „bei welchen nichts herauskommt." Während sie ungeheuchelte Frömmigkeit in jeder Form hoch ehrte, war ihr Alles, was irgend Anschein von Frömmelei hatte, fremd und zuwider. Da ihr ganzes Wesen sich zum Hellen und Klaren neigte, da ihre ganze Bildung und Erziehung in Zeiten und Formen der Aufklärung geschehen war, so wußte sie sich auch in die mehr und mehr auf die Innerlichkeit des Glaubens, auf die tiefere Auffassung der evangelischen Heilslehren, auf strenger kirchliches Bekenntniß gehende Richtung der neuern Zeit nicht zu finden. Die Fürstin Pauline zeigt sich in ihren Aeußerungen ganz als eine Tochter ihrer mehr an der klaren Sittenregel als an den Geheimnissen des Glaubens (1 Tim. 3, 9. 16.) sich haltenden Zeit. Ihr Christenthum wollte ein klares und thätiges seyn und von einem

Johannes verstand sie am besten das Wort: „Lieben Brüder, lasset uns nicht lieben mit Worten, sondern in der That und in der Wahrheit."

Wenige Menschen, wenige Frauen, vollends von ihrem Rang, mag es geben, welche in solchem Grade vom frühen Morgen bis zum späten Abend thätig waren wie sie. Ihre Erholung bestand im Wechsel nützlicher Thätigkeit. Selbst die Stunden, die sie an der Tafel zubrachte, dienten ihr zur Belehrung und zur vertraulichen Besprechung über das Wohl des Landes. Bei der täglichen Spazierfahrt, die sie um ihrer Gesundheit willen machte, las sie Zeitungen und Zeitschriften oder Briefe und Berichte und bereitete sich dadurch auf die Arbeiten in ihrem Geschäftszimmer vor. Von allem, was Land und Regierung betraf, suchte sie sich auf's Genaueste zu unterrichten; mit mehreren Räthen stand sie in beständigem Briefwechsel. Alle Eingaben, Berichte und Bittschriften wurden von ihr selber gelesen und schleunigst erledigt. Dabei wußte sie Zeit zum Lesen und zu einem ausgebreiteten Briefwechsel, ja zu selbstständigen Anordnungen im Haus- und Hofhalt zu erübrigen. Für Alles, was ihr oblag, hatte sie Zeit und Stunde fest bestimmt, selbst für längere Zeiten entwarf sie auf's Genaueste was, wann und wie es geschehen solle und pünktlich band sie sich daran. Ein Geschäft auszusetzen, weil sie sich nicht dazu aufgelegt fühlte, oder durch Liebhabereien und Vergnügungen von der Vollendung ihres Tagewerkes sich abhalten zu lassen vermochte sie nicht. Reichte der Tag nicht zu Allem, so nahm sie die Nacht dazu.

Eine ungewöhnliche Körper- und Geisteskraft ließ sie kaum müde werden. Den Rathssitzungen wohnte sie unausgesetzt bei und nach vier-, fünfstündiger angestrengter

Aufmerksamkeit auf die verschiedensten Gegenstände war keine Ermattung an ihr zu bemerken; in der letzten halben Stunde wußte sie mit durchdringendem Scharfblicke und entscheidender Kraft zu reden und zu beschließen wie in der ersten. Natürlich hat sie dann auch an Andere nicht unbedeutende Forderungen gemacht. Ein träger, nachlässiger Mensch durfte auf ihre Gunst nicht hoffen. Wie ihr selber Treue in ihrem Berufe über Alles gieng, so konnte sie auch bei ihren Dienern über Vieles, das sie wünschte, wegsehen, wenn nur treuer Eifer im Berufe sich zeigte. Daher war sie auch eine erklärte Feindin der arbeitsscheuen Bettler; gegen solche Menschen, die sich selbst helfen konnten, aber nicht wollten, war sie unerbittlich streng. Sie konnte es nicht einmal ertragen, wenn z. B. auf einer Reise von ihrer Begleitung einem Bettler ein Almosen gegeben wurde und ließ es nie ohne einen leichten Tadel hingehen. Bete und arbeite! war ihre Loosung.

Selber auf strenge Sittlichkeit haltend suchte sie ihre Untergebenen und Unterthanen in denselben Zügeln „edler und vernünftiger Christensitte" zu halten und zu erziehen. Von allen ihren Dienern forderte sie, daß jeder in seinem Kreise der Unsittlichkeit entgegenwirke. Schwache Nachsicht mit Ausbrüchen der Rohheit war ihr verhaßt. Vorzüglich bestand sie darauf, daß die Ehe heilig gehalten werde und ohne Schonung war sie wider Alles, was zu Leichtsinn und Lockerung derselben führen konnte. Selten ließ sie sich durch Bitten bewegen, die von dem Gesetze für einzelne Vergehungen bestimmten Strafen zu erlassen oder zu mildern, weil sie dadurch mittelbar die Unsittlichkeit zu befördern glaubte. Bei Ertheilung eines Amtes, auch des geringsten, sah sie vor Allem auf die

Sittlichkeit der Bewerber und kein anderer Vorzug konnte diese ersetzen. Großes Vergnügen gewährte ihr, wenn sie von einem Prediger erfuhr, wie er in Liebe und Achtung bei seiner Gemeinde stehe und eifrig in seinem Amte sei. Für die Schulen sorgte sie wahrhaft mütterlich. Ihr haben es die Landschullehrer zu verdanken, daß jeder auch im kleinsten Dörfchen wenigstens eine Einnahme von 110 Thalern habe. Viele neue Schulhäuser wurden von ihr errichtet, alte erneuert und erweitert. Sie wollte selbst wissen, wie es in den Schulen stehe; sie las alle halbjährigen Berichte, fällte schriftlich ihr Urtheil und machte am Rande ihre Bemerkungen zum Einzelnen. Ein rechter Schulmann galt ihr als ein großer Mann. Den öffentlichen Prüfungen der höheren Lehranstalten wohnte sie persönlich bei: die halbjährlich dazu gelieferten schriftlichen Arbeiten der Schüler las sie ebenfalls, wenige Worte besagten ihr Urtheil darüber. Bei Anstellung neuer Lehrer wog sie mit fast ängstlicher Sorgfalt Verhältnisse und Personen ab. Zur Hebung des Schulwesens sandte sie Männer fort, um Pestalozzi's Lehrweise kennen zu lernen. Zur Aufbesserung der Schullehrerbesoldungen, für Bücher, Hausmiethe, Holzgeld, für neue Schulhäuser, zu Reisen für Lehrer zu weiterer Ausbildung und sonstige außerordentliche Unterstützungen wurde jährlich eine sehr bedeutende Summe verwendet. Aus der eigenen Kasse der Fürstin floßen jährlich 200 Thaler in die Schulgeldskasse zur Bezahlung des Schulgelds für arme Kinder.

Frühe fiel ihr Blick auf die niedern Klassen des Volkes und deren bessere Pflege und Erziehung. Hier

war sie eine wahre Bahnbrecherin, und ihre Wirksamkeit bildet mit einen ganz neuen Zeitabschnitt in der Geschichte der öffentlichen Armenerziehung und Armenhülfe. Mit schöpferischem Geiste ausgestattet verwirklichte sie die Gedanken der neuen Zeit über Erziehung in Beschäftigungsanstalten, um durch Uebung und Gewöhnung in geregelter Thätigkeit dem Bettel, der sittlichen Fäulniß zu steuern und der hereinbrechenden Armuthei einen Damm entgegen zu setzen. Während die bisherige Thätigkeit für die Armen überhaupt mehr eine vereinzelte, zufällige war, suchten sich jetzt menschenfreundliche Herzen zu Gründung und Erhaltung von Anstalten zur Erziehung durch Arbeit und Unterricht zusammenzuschaaren und hierin wurde die Fürstin Pauline ein Vorbild für In- und Ausland.

„Mit der Jugend muß angefangen werden, wenn es besser werden soll. Dem Müßiggang, dem daraus entstehenden Muthwillen und der schrecklich eingerissenen Bettelei der Jugend muß vorgebeugt werden, wenn ein glücklicher Erfolg erzielt werden soll. Eine Probe soll gemacht werden, die Bedürftigen zur Arbeitsamkeit, zum eigenen Erwerb, zur Ordnung und Reinlichkeit zu führen.“ Das war der Gedanke der Fürstin, als sie noch bei Lebzeiten und mit Bewilligung ihres Gemahls an die Gründung einer Erwerb- oder Freischule gieng.

Im Anfang des Jahres 1799 wurde der Entwurf gemacht und schon im Herbste die Schule eingeweiht. In Detmold waren schon seit 18 Jahren die Waisenkinder besonders im Strumpfstricken, Waschen und Walken derselben unterrichtet worden, mit der Waisenschule wurde nun die Armenschule verbunden. Geschenke, namentlich zu Weihnacht, erfreuten die Kinder, die seit

Eröffnung der Erwerbschule nicht gebettelt und fleißig gearbeitet hatten. Eine Jungfrau aus höherem Stande erbot sich, den Strickunterricht zu leiten; die Mädchen lernten auch nähen; der übrige Unterricht wurde von den mit dem Waisenhause verbundenen Schullehrzöglingen gegeben. Die Hälfte des Strickverdienstes wurde den Kindern in eine Sparkasse gelegt und beim Verlassen der Schule mit Zinsen zurückgegeben. Die jährliche Prüfung der Schule wurde zu einem wahren Feste für das Volk und seine edle Wohlthäterin. So verschwand der Kinderbettel; die armen Kinder lernten Sparsamkeit, Ordnung und Arbeit und verdienten ihren armen Eltern in 14 Jahren volle 1667 Thaler.

Auf halbem Wege oder gar beim ersten Schritte schon stehen zu bleiben, war aber nicht Sache der Fürstin, sie faßte einen großen Gedanken zur ineinandergreifenden Befriedigung der verschiedenen Armen- und Erziehungsbedürfnisse und schrieb eigenhändig in die Beiträge zur Beförderung der Volksbildung (von dem verdienten Generalsuperintendenten von Cölln herausgegeben, 2. Heft, Lemgo, 1800) „Einige Winke über bessere, zweckmäßigere Veranstaltungen zur Armenversorgung in der Stadt Detmold.“

Als Ziel setzte sie sich, daß in einigen Jahren kein Bettler mehr in Detmold seyn soll. Das Mittel hiezu sollte seyn die Einrichtung eines freien Arbeitshauses, das 1) für die Arbeitsunfähigen Pflege in Krankenstuben, 2) für arbeitsfähige Arme Werkstätten darbiete, während 3) die faulen gesunden Bettler in ein Strafwerkhaus gebracht und 4) die rechtlichen und verschämten Hausarmen durch 6 Quartieraufseher oder Armenväter in ihren eigenen Wohnungen mit Arbeit und Nahrung versorgt werden sollten.

Dem wohl erwogenen Entwurfe *) folgte die Ausführung auf dem Fuße. Im Herbste des Jahres 1800 begann die Versuchsanstalt auf dem Rathhause zu Detmold. Anfangs graute den Armen vor dem „Spinnhause," in dem sie arbeiten, für das sie sich Morgens ordentlich ankleiden, worin sie den ganzen Tag unter Aufsicht stehen sollten, ohne mehr dem gewohnten Bettel nachhängen zu dürfen. Sobald aber von den Quartiersaufsehern den arbeitsfähigen Armen bestimmt angekündigt wurde, daß von jetzt an ihre Geldunterstützung aufhöre, so fanden sie sich nach und nach ein. Sie wurden liebreich behandelt; das Essen schmeckte ihnen; die gemeinsame Arbeit gefiel; der Arbeitslohn wurde hoch angesetzt und jeden Sonnabend richtig ausbezahlt ohne Abzug; die Fürstin schenkte ihnen Kleider. Nun kamen immer mehrere und als man im Frühling die Versuchsanstalt eingehen lassen wollte, hielten sie dringend um deren Fortbestand an.

Indessen war ein adelich freier Hof in einer abgelegenen Straße angekauft, wozu die Fürstin 4000 Thaler schenkte; alle Zweige der Armenanstalten konnten darin Platz finden. Der Fürst Leopold genehmigte „aus inniger Ergebenheit und treuer Ehrfurcht für die heilige Lehre unseres Erlösers Jesu Christi und der darin enthaltenen Vorschriften der Milde und des Wohlthuns, und aus Liebe zu den dürftigen Klassen seiner getreuen Unterthanen den Kauf des Hauses zu einem freiwilligen Arbeitshause, Krankenhause und Hospital, zugleich für das Waisenhaus, Schullehrerseminar und die bereits bestehende Frei- und Industrieschule. Er legte der ganzen Einrich-

---

*) Derselbe ist in der ersten Auflage dieses Buches vollständig mitgetheilt.

tung den Namen Pflegeanstalt bei und belehnte sie mit allen Gerechtsamen. Endlich übertrug er „die Oberaufsicht und Einrichtung des Ganzen mit Vertrauen nach ihrem geäußerten Wunsch seiner Frau Gemahlin Liebden gänzlich und unbeschränkt.“ Die Pfleganstalt wurde auf's Zweckmäßigste eingerichtet und am 31. Aug. 1801 wurde das neue Gelaß für die freiwilligen Arbeiter darin bezogen; ein größeres für die Frauen, ein kleineres für die Männer, beide reinlich, heiter und freundlich in unverbrüchlicher Ordnung. Mittags wurde rumford'sche Suppe ausgetheilt, Abends Brod. Die Spinnräder wurden auf Kosten der Anstalt angeschafft und erhalten. Den Kindern wurden zu ihren Strickarbeiten Plätze an der Seite ihrer Eltern angewiesen. Nach sechsstündiger Arbeit konnten sie heimgehen, meistens blieben sie, um noch länger zu verdienen. Die Armen konnten auch eigene Arbeiten mitbringen. Die Bewohner des Landes ließen bald sehr gerne in der Anstalt spinnen. Ueber Alles wurde genaueste Rechnung gehalten. — Im Winter erhielten die Armen noch Kleidungsstücke und Holz für sich geschenkt. Zur Bezahlung ihres Miethzinses in der Stadt legten sie jeden Sonnabend ein Bestimmtes zurück. Im Uebrigen mußten sie selbst Haushalten lernen. Die Stadtbewohner hielten sich ihre Taglöhner aus der Zahl dieser Armen, die in einem großen, der Anstalt von dem Fürsten überlassenen Garten zugleich Arbeit lernen mußten, deren Ertrag sie für sich benützen konnten. Die Kinder dieser Armen sollten namentlich an diese ländliche Arbeit gewöhnt werden. Arbeitsfähige Arme, welche nicht in das Arbeitshaus eintreten konnten, erhielten, wenn sie keine andere Arbeit fanden, aus den Vorräthen des freiwilligen Arbeitshauses Gespinnste nach Haus gegen die gewöhn-

liche Belohnung, der auch wohl ein Zuschuß beigelegt wurde. — Wurden die Armen krank, so war für sie Pflege bereit. Starben sie, so wurden sie nicht im platten Armensarg, sondern im gewöhnlich gezierten Sarge, wie jeder Bürger, hinausgetragen. — Zwischen dem ersten Aufseher und den Gliedern der Anstalt sollte auch ein religiöses Band sich knüpfen; jeden Sonnabend hatte derselbe eine gemeinsame Bibelstunde mit Gebet und Gesang zu halten.

Die ganze Einrichtung bewährte sich vortrefflich. Die Gesundheit der Besucher und die Arbeitsamkeit nahm auf's Erfreulichste zu. In dreizehn Jahren wurde von durchschnittlich 30 täglichen Besuchern 82,752 Pfund Garn gesponnen. So verschwand der Bettel zusehends, um so mehr, als die Polizei durch gute Belohnung ihrer Diener streng eingriff und jeden, der sich betreffen ließ, in's Strafwerkhaus führte. Die Reinlichkeit, die Friedfertigkeit unter den aufgenommenen Armen hob sich nach manchem anfänglichen Kampfe, und trug auch für die ganze Gemeinde, in der sie wohnen und leben sollten außer den Arbeitsstunden, gute Früchte.

Das für das ganze Land bestimmte Waisenhaus (neben dem auch Waisenkinder bei guten Familien im Lande untergebracht wurden), sowie das damit verbundene Schullehrerseminar nebst der Erwerb- oder Industrieschule wurde demnächst in die Pflegeanstalt übergesiedelt; dann kam die Reihe an das Krankenhaus, das unter ärztlicher Leitung auf's Trefflichste eingerichtet im Jahre 1802 eröffnet wurde. Zur Wartung der Kranken wurden die reinlichsten, sanftesten und geübtesten Personen aus dem freiwilligen Arbeitshause gewählt. Uebrigens konnte ein Kranker auch Verwandte und Freunde

sich zu Pflegern nehmen, die wie die andern streng den Aufsehern untergeben waren.

Noch war aber ein wichtiger Zweig übrig. Im vierten Hefte der v. Cölln'schen Beiträge machte die umsichtige Fürstin den „Vorschlag, eine Pariser Mode nach Detmold zu verpflanzen." „Wie manches bedrängte Weib wäre ihrer peinlichsten Sorge entlastet, könnte den Ihrigen durch fleißige Arbeit und unermüdete Geschäftigkeit zu weiterem Emporkommen recht viel seyn, wenn die Pflege der Kinder bis zum vierten Jahre es nicht hinderte. Wie manche muß die Kleinen verlassen, und lebt nun im Kampf zwischen Brodsorgen und der Angst, wie es ihrem armen Kinde ergehen wird, während sie fern ist; wie manche verleugnet das Mutterherz und vernachlässigt, verwahrloset ganz, was der Vater der Liebe ihr anvertraute. Nicht minder groß ist die Verlegenheit der Männer, deren Gattinnen in der ersten Lebenszeit ihrer Kinder sterben, und deren Vermögen keine Wärterin zu besolden gestattet, eine Quelle jener oft so unüberlegt schnellen, die Sittlichkeit verletzenden zweiten und dritten Ehen. Allen diesen Gefahren ließe sich hier wie an jedem Orte durch eine wohlthätige Einrichtung abhelfen." — Es handelte sich um eine Kleinkinder-Bewahranstalt, die sie denn auch sogleich auf die sinnreichste Weise einrichtete.

Der Erfolg war ein gesegneter. Die aufgenommenen Kinder gediehen körperlich und geistig und lernten manches Nützliche; manches als Wärterin geübte Mädchen kam nach dem Austritte aus der Erwerbschule in vortheilhafte Dienste als Kindsmädchen.

So war denn nun in dieser Musterpfleganstalt fast Alles vereinigt, was dem armen und niederen Volke von der Wiege bis zum Grabe ersprießlichste Hülfe gewähren

konnte. Um aber endlich Sicherheit gegen Landstreicher und faule Bettler, um schlechte Hauswirthe, muthwillige Verschwender, Trunkenbolde und sonst verdorbene Menschen zur Ordnung, Arbeitsamkeit und Sittlichkeit zurückzuführen, wurde das Strafwerkhaus, das zunächst für die Stadt Detmold bestimmt war, am 19. Oktober 1802 auf das ganze Land ausgedehnt.

Indessen war der Fürst gestorben. Die Regentin in einen größern und freiern Wirkungskreis gestellt, machte bald die Bemerkung, daß die gewöhnlichen Armenmittel für die Einrichtung zweckmäßiger Anstalten zur Steuerung der Bettelei und zur Verpflegung der wahrhaft Dürftigen auf dem Lande nicht hinreichend seien. Ihr Gedanke war, einen Grundstock für eine Hauptarmenkasse auszumitteln, um daraus den ärmsten Gemeinden Zuschüsse zur Armenversorgung zu bieten. Es wurden hin und wieder Suppenanstalten eingerichtet. Die unter der Leitung fürstlicher Rentkammer stehende Leihkasse gab auf Verfügung der Regentin allen Predigern, die es verlangten, zinsfreie Vorschüsse, um Flachsmagazine anzulegen, woraus den redlichen arbeitsamen Armen Flachs zum Spinnen gegen bestimmten Lohn verabreicht wurde.

Auf dem im April 1804 gehaltenen Landtag wurde eine Auflage von einem Mariengroschen auf jede ausgeschenkte Maas Branntwein, gegen den die Fürstin auch in einer gedruckten Abhandlung sich überhaupt erklärte, vorgeschlagen. Zugleich hätte die Regentin gerne noch eine Heilanstalt für Gemüthskranke errichtet, wozu sie den vierten Theil der Branntweinauflage bestimmt wissen wollte. Um zugleich den wohlhabendern Theil der Staatsbürger in Mitleidenschaft zu ziehen, schlug sie die Umlage auch auf den Wein vor. Aber die Stände er-

füllten in ihrer Erklärung vom 20. Okt. 1805 die Erwartungen der hochherzigen Frau nicht. Den Gedanken zu einem Irrenhause widerriethen sie sogar „aus Vaterlandsliebe", indem solche Anstalten nur größern Staaten mit reichlichern Hülfsmitteln und einer größern Anzahl von Wahnsinnigen überlassen werden müßten! — Die Fürstin schüttete in ihrer Gegenerklärung ihr tiefgekränktes Mutterherz aus und schloß: „Die Anstalt wird darum nicht minder Statt haben und der wird sie segnen, der sich des Kranken und leidenden Nächsten anzunehmen gebot und so manches gelingen ließ, was dahin strebte." Die Irrenanstalt wurde wirklich in einem zum Schlosse Brake gehörigen Nebengebäude mit musterhafter Einrichtung, ohne eine Auflage auf das Land, durch Verwendung einer freien, verfügbaren Stiftung im Jahre 1811 mit zwölf Kranken eröffnet. Da die Erfolge vortrefflich waren und in weiterem Umkreise keine ähnliche bestand, so wurde die Anstalt bald auch von auswärtigen Familien benützt, so daß diese Stiftung der Fürstin, welche die eigenen Landstände nur für größere Staaten nöthig und möglich erklärten, selbst dem größern Nachbarlande Dienste erwies.

Endlich beschäftigte sie noch der Gedanke an eine Anstalt für Fallsüchtige, die doch nicht in's Waisen- oder Irrenhaus gebracht werden können, weil ihr Anblick die Krankheit leicht fortpflanzt. —

Bereits hatte die Fürstin auf Branntwein und Spielkarten besondere Steuern gelegt, nun erließ sie, um dem Hang zum Trinken, Schwelgen und Spielen und dem gesammten Wirthshausunfug entgegen zu wirken, im Jahr 1805 eine strenge Verordnung wider die Entweihung des Sonntags und der Festtage, und wi-

der die Gelage in den Wirthshäusern. Im Jahr 1809 folgten Verordnungen in Bezug auf Rettung Verunglückter und Scheintodter, sowie auf Beförderung der Schutzpocken-Impfung. Endlich wurde (28. Mai 1811) die Ausübung der lebensgefährlichen und unnützen Künste der Seiltänzer, englischen Reiter und anderer auch auf die unerfahrene Jugend nicht sittlich wirkenden ähnlichen Schaustellungen untersagt.

Da sich die Detmolder Erwerbschule so schön bewährte, wurden mit den andern Stadt- und Landschulen nach und nach Anstalten verbunden, in welchen die Kinder von einer besondern Lehrerin in Handarbeiten, Flachs- und Wollespinnen, Stricken und Nähen unterrichtet wurden. Von dem Verdienste konnten die Kinder das Schulgeld und Anderes bestreiten. Im Jahr 1817 bestanden in dem kleinen Lande bereits über dreißig Erwerbschulen. Sie bildeten ein Ganzes, das unter Leitung des Consistoriums von einem besondern Aufseher verwaltet wurde.

Zu Errichtung und Erhaltung aller dieser Anstalten wußte Pauline mit sicherm Blicke sich die besten Kräfte heranzuziehen. Die Generalsuperintendenten von Cölln und Werth, der Seminarinspektor Krücke, der menschenfreundliche Kanzler König, der Regierungsrath Wippermann und Helwing bildeten ihre rechte Hand. Sie verstand es, unwiderstehlich für ihre Ansichten zu gewinnen und zum Mitwirken zu ermuntern. So war es kein Wunder, daß das kleine Lippe die Aufmerksamkeit auch des Auslandes auf sich zog. Fremde reisten herbei, um diese Anstalten kennen zu lernen, und Pauline fand ihre Freude darin, mit Nahen und Fernen mündlich und schriftlich in lebendigem Gedankenaustausch zu stehen.

Das Alles geschah unter den bedrohlichsten auswärtigen Verhältnissen. Bald nach Antritt der Regentschaft mußte sie die Franzosen nach Hannover einziehen und durch Sperrung der Weser die Haupthülfsquellen ihres Landes, den Leinwand- und Kornhandel versiegen sehen. Nach Auflösung des deutschen Reiches hatte auch sie keine andere Wahl, als dem Rheinbunde beizutreten, um größeres Unheil vom Lande abzuwenden. Sie bat Louis Bonaparte beim ersten Durchzuge der Truppen um Schonung für ihr Land; sie scheute die Beschwerde einer Winterreise im Januar 1807 nicht, um die Kaiserin Josephine in Mainz zur Fürsprecherin bei Napoleon zu gewinnen; sie that das Mögliche, um die Gewalthaber von den ärgsten Forderungen zurückzuhalten; ja am 4. Okt. brachte sie das ihr schwerste Opfer, indem sie es über sich gewann, ihre Kinder und Regierungsgeschäfte zu verlassen und dem Beschützer des Rheinbundes in Paris einen Besuch zu machen. Ihre Entschiedenheit und Gewandtheit flößte den fremden Siegern Achtung ein, und sie übersahen selbst, daß das „Herr Gott Dich loben wir" in Lippe nur auf ausdrücklichen Befehl des Eroberers gesungen, im Uebrigen Alles beim Alten, d. h. beim Deutschen gelassen wurde. Das kleine Fürstenthum Lippe war, Dank seiner Fürstin, von seinen Nachbarn als ein grünes Eiland in der Wüste beneidet.

Am 29. Nov. 1813 trat die Fürstin dem Bunde gegen den Welteroberer bei, und als jetzt die Söhne ihres Landes gegen den die Waffen kehren durften, dessen Fahnen auch sie hatten folgen müssen, bewährte sie sich wieder im Thun und Leiden. Während all dieser Kriegszeiten war sie Tag und Nacht beschäftigt, unterzog sich jeder Beschwerde und Entbehrung, nur um ihren Landes-

kindern Ungemach zu ersparen und in der Trübsal zu helfen. Ein Landsturm wurde zu diesem „Volkskriege" aufgeboten, 1000 Mann Linie und Landwehr ausgerüstet, und mit unter den frühesten Truppen in's Feld gestellt. Zu freiwilligen Beiträgen und Rüstungen forderte sie mit begeistertem Wort (6. Jan. 1814) auf, und zu Allem wußte sie auch hier die Besten und Treuesten ihrer Umgebung zu gewinnen, Frauen- und Jungfrauenvereine zu begründen oder zu ermuntern und Alles zu beseelen. — Nachdem der Sieg und Frieden errungen, erließ die Fürstin einen öffentlichen Dank an die wohlthätigen Lipperinnen.

Kaum hatten die Wunden des Krieges zu vernarben begonnen, so kam das Hungerjahr 1817, um den nothdürftig hindurchgeretteten Segen besserer Jahre zu fressen. Die Kornpreise stiegen zu einer furchtbaren Höhe, die Armuth ward grenzenlos. Da ließ die Fürstin der Generalarmenkasse so bedeutende Summen zuweisen, daß an fünftausend Thaler den armen Gemeinden des Landes zum Besten kamen. Das Beispiel der Fürstin wirkte auf die Wohlhabenden, und ein allgemeiner Wetteifer zu Unterstützung der Armuth entstand. In den Städten wurde Brod und Suppe unentgeltlich vertheilt, vermögliche Bauern speisten mehrere Monate lang täglich eine bestimmte Zahl von Armen, die Dürftigen erhielten das Pfund Brod nicht theurer als zu einem Groschen.

Froh konnte sie nach überstandener böser Zeit an ihrem Geburtstage am 21. Jan. 1818 sagen: „Es ist viel geschehen, gelitten, erfahren in den 21 Jahren, die ich zu Detmold lebte, und Gottlob, daß es nicht noch einmal vor mir liegt. Die erste Periode meines Frühlings war lieblicher, dieser Sommer und Herbst heiß, der Winter wird kürzer und hoffentlich ruhiger seyn."

An einen Freund hat sie einmal geschrieben: „Ich lebe das ernste Leben der Pflicht; ich habe theure Menschen verloren, meine Gesundheit schwindet, meine Zukunft ist beschattet, Sorge geleitet mich nun zu neuer Arbeit; mir gelingt so wenig, und jedes, was mir Wonne war, ist dahin geschwunden, und doch bin ich noch nicht gebeugt; doch hebe ich mein Haupt in erkämpfter Ruhe und religiösem Vertrauen. — Liegt hier Matthisons neueste Liedersammlung, Göthe's eben erschienenes Werk, dort ein Berg Kriminalakten, so greift meine Hand unwillkürlich nach den Letzten. Habe ich dann meines Amtes gelebt, bin ich treu im Berufe gewesen, und mich trifft noch ein Leiden mehr, so falte ich meine Hände und halte still." — „Wir pilgern hier nur, droben ist das Vaterland. Der wahre Mensch schaut dauernd zum Vater, und je weniger hienieden ihm ganz wohl wird, je mehr fühlt er die Nähe der Verklärung, das Wehen des wahren Vaterlandes. Aber hier muß er es sich erwerben durch praktisches Handeln zum Wohle der Brüder. Mir dünkt, in nützlicher Thätigkeit, in dem beruhigenden Bewußtseyn zu nützen und zu wirken, hat man mehr Hoffnung, Gottes Beifall und so des Gebetes und der Wünsche Erfüllung zu sehen." Bei so unermüdlicher Thätigkeit, in der „sie oft in 24 Stunden weder zu essen noch zu schlafen Zeit hatte, und ihr ganzes Mahl ein Brod in der Linken war, während die Rechte schrieb," war es kein Wunder, wenn endlich auch ihre großen Kräfte zu sinken begannen, und das, was sie immer mit so großer Leichtigkeit that, sie mehr und mehr angriff. Vielleicht würde sie sich noch lange bei voller Kraft erhalten haben, wenn sie sich hätte entschließen können, ihre Thätigkeit zu beschränken. Aber sie mußte wirken, so lange es Tag war.

Indessen waren ihre beiden Söhne unter ihrer Leitung kräftig herangewachsen. Wie an ihrem Lande, so wollte sie an jenen alle ihre Mutterpflichten erfüllen. Der von ihr selbst entworfene Erziehungsplan wurde bis in's Kleinste streng verfolgt. Täglich wiedmete sie mehrere Stunden den Söhnen. Von ihrem Unterricht nahm sie die genaueste Kunde, und ihre schriftlichen Arbeiten sah sie selber sorgfältig durch. Gerne machte sie ihre Kinder zu Werkzeugen und Austheilern ihrer Güte an Hohe und Niedere. Nachdem die Universitätszeit vollendet war, trat der zweite Sohn in Kriegsdienste, der Erbprinz eine längere Reise durch Deutschland und Italien an. Heimgekehrt vermählte er sich den 23. April 1829 mit der Prinzessin Emilie von Schwarzburg-Sondershausen. Am 12. Mai hielt das junge Fürstenpaar seinen Einzug in Detmold. Und nun war der Tag da, an welchem Pauline die Bürde und Würde der Regierung, so wie das treu bewahrte Erbe, dessen köstlichstes Theil die Liebe und Dankbarkeit des Landes war in die Hände ihres volljährigen Sohnes niederlegen konnte.

Die „Worte," die sie bei Niederlegung der Regentschaft am 3. Juli 1820 in einem Saale des Schlosses vor einer zahlreichen Versammlung gesprochen, lauten also:

„Wie ich vor 18 Jahren die Regierung dieses Landes feierlich übernahm und zum erstenmal öffentlich redete, wie war da Alles so anders, so beengt, so traurig! Ein Wittwenschleier, ein tiefes Trauerkleid, jetzt festliche Gewänder; vaterlose, weinende Kinder von sechs und fünf Jahren an meiner Seite, jetzt meine erwachsenen kraftvollen Söhne, der eine schon als beglückter Gatte; damals Mangel und Theurung im Lande und Thränen für den früh verewigten Fürsten, jetzt Wohlfeilheit und Ueberfluß und kaum noch gehörter Jubel der Freude! Meine Regentschaft war ernst und beschwerlich durch mancherlei Prüfungen,

Kriegsbeschwerden und Mißverständnisse, möge die Regierung meines geliebten Sohnes um so gesegneter, glücklicher, klarer werden. Ich versprach bei meinem Antritt redlichen Willen und mich dem Lande und meinen Kindern ganz zu wiedmen; so oft ich auch gefehlt haben mag, mein Gewissen versagt mir das Zeugniß der Pflichttreue nicht, Gott hat mich väterlich geleitet, mein gutes Land mir immer Liebe bewiesen, und so ist viel geschehen, manches gelungen, mehr noch vorbereitet. Mit der würdigen vormundschaftlichen Regierung war ich immer eines Sinnes, die Finanzen erfreuen sich eines blühenden Zustandes, und so trete ich ruhig in den Privatstand zurück, entlasse Sie feierlich der mir bisher schuldigen Pflichten, und weise Ihre Treue, Ihre Ergebenheit, Ihren Gehorsam nunmehr an Ihren Fürsten, meinen theuersten ältesten Sohn. Ich bitte Gott, daß er ein gerechter, liebevoller, selbstthätiger und entschlossener Regent werde, und ich hoffe es zu Dir, mein vielgeliebter Leopold! Dein Herz hat sich noch keiner Pflicht geweigert, wie solltest Du nicht fühlen, wie schön, groß und heilig der Beruf ist, der Trost, die Hoffnung, der Vater vieler Tausenden zu seyn. Ich empfehle Dir, nie Jemand zu verdammen, der sich noch nicht vertheidigen konnte, nie auf Günstlinge zu hören, gut und sorgsam im Kleinen, wie im Großen Haus zu halten, um der christlichen Tugend, Wohlthätigkeit, um fürstlicher Großmuth Dich nicht weigern zu müssen; ich bitte Dich um rasche Thätigkeit; wenn man nie ohne Noth aufschiebt, hat man Zeit zu Allem, und dem Regenten sind Freuden und Zerstreuungen nur dann erlaubt, wenn seine Geschäfte beendigt sind. Glaubst Du mir Dank schuldig zu seyn, willst Du mir Freude sichern für die mir noch übrigen Lebensjahre, so handle diesen Ermahnungen gemäß, dann ist mein mütterlicher Segen Dein Theil, und was unendlich mehr ist, Gottes Wohlgefallen Dein Eigenthum."

Noch am Schlusse ihrer Regentschaft hatte die Stadt Lemgo um die Ehre gebeten, die Fürstin zur Vorsteherin ihres Gemeinderaths wählen zu dürfen. Mit kundiger Hand legte sie alsbald den Schäden der Stadt die Axt an die Wurzel, half zur Tilgung der schweren Schulden,

ordnete den städtischen Haushalt und verbesserte die Schuleinrichtungen. In sämmtliche deutsche Schulen des Kirchspiels führte sie eine gemeinsame neue Lehrweise ein; das lange her kränkelnde Gymnasium brachte sie wieder in Stand, fügte eine fünfte Klasse hinzu, besserte die Gehalte der Lehrer auf, schaffte Unterrichtsmittel an und schenkte dazu Bücher aus ihrer eigenen Sammlung. Auch für die Anlegung des städtischen Kirchhofes zu einem freundlichen Garten sorgte sie. Alles das war das Werk der drei letzten Jahre. Sie hatte versprochen, nach Niederlegung der Regentschaft in Lemgo ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Schon war ihre Wohnung eingerichtet, und bereits rüstete man sich zu ihrem Empfang, da wurden die Gesänge des freudigen Willkomms in ein Klaglied verwandelt.

Seit längerer Zeit hatte sie über schlechte Verdauung und Schlaflosigkeit geklagt, sie fühlte und verkündigte ihr nahes Ende; schon die Reise zur Vermählung ihres Sohnes, die sie mit höchster Freude erfüllte, ließ sie erfahren, wie ihre Kraft gebrochen war. Ihr tapferer Geist hielt sich wohl aufrecht; sie dachte auch endlich an eine Badekur, zu der man bisher umsonst gerathen; aber nach wenigen Wochen entwickelte sich ein schnell fortschreitendes Lungenübel. „Will mich Gott hinnehmen, sein Wille geschehe, nur wenn's möglich wäre, keine lange Qual!" sprach sie. Doch mußte sie auf mehrwöchentlichem Krankenlager, von Husten gequält und zum Gerippe abgezehrt, den Kelch bis zur Neige leeren. Ungeachtet ihrer Leiden war sie aber fortwährend thätig und munter. Sie hatte ihren Arzt verpflichtet, entschiedene Gefahr ihr nicht zu verbergen. Achtzehn Tage vor ihrem Tode wurde derselbe seines Eides quitt, und sie eilte noch an demselben

Tage des Herrn Tod zu genießen und bei guter Zeit ihr Haus zu bestellen. Nach dem Genusse des heiligen Mahles sagte sie den Ihrigen ein feierliches Lebewohl. Ihr Zustand war fortan ein wechselnder, der nur den Arzt und sie nicht mehr täuschte. Wie sie gewöhnlich ihre Weihnachtsfreude darin gefunden, daß sie vielen Andern Freude machte, so bereitete sie nochmals zum voraus denen, die ihr besonders nahe standen, ein letztes Festangedenken. Am Tage nach Weihnachten schrieb sie noch auf ihrem Bette sechs Entschließungen in Armensachen für die am folgenden Tage zu haltende Regierungssitzung nieder und besorgte dazu andere auf die öffentlichen Anstalten bezügliche Geschäfte. Zu verschiedenen Briefen schrieb sie wenigstens die Aufschrift selbst. In der letzten Nacht ihres Lebens hatte sie einen schweren Kampf zu bestehen; mitten unter den heftigsten Schmerzen aber blieb ihr Geist stark und fest, sie dankte mit Innigkeit Allen, die sie gepflegt, sagte ihren Kindern ein letztes Lebewohl und behielt ihr volles Bewußtseyn bis sie den letzten Seufzer verhauchte. Das war am 29. Dezember 1820 nach einem reichen Leben von fast 51 Jahren, in dem sie errungen, was ihr einziger Wunsch war: nämlich daß bei ihrem Tode gesagt werden könnte: „Sie war treu in jeglichem Berufe.“ —

XVI.

Katharina,

Königin von Württemberg.

geb. 1788. † 1819.

Würdiger kann keine Frau der Fürstin Pauline zur Seite treten, als die allen Württembergern unvergeßliche Mutter ihres Volkes, Königin Katharina. — Katharina Pawlowna (d. h. Pauls Tochter), Großfürstin von Rußland, Tochter des Großfürsten, nachmaligen Kaisers Paul und der Prinzessin Maria Feodorowna (Friedrichs Tochter) von Württemberg, wurde am 20. Mai 1788 zu Zarskoje-Sselo, dem Sommersitz der Kaiserin Katharina der Zweiten, geboren. Nach dem Tode der letzteren war es dem Kaiser Paul und seiner Gemahlin vergönnt, alle ihre Kinder um sich zu haben; es ward ein schönes Familienleben. Katharina, acht Jahre alt bei ihres Vaters Thronbesteigung, war die vierte Tochter und hatte noch zwei Brüder. Sie wurde mit ihrer Schwester Maria durch vorzügliche Lehrer unterrichtet; die Bildung ihres Gemüthes erhielt sie von ihrer Mutter, welche als Vorsteherin aller öffentlichen Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht und für elternlose Kinder, ferner der weitläufigen Anstalten in Petersburg und Moskau, sowie als Stifterin mehrerer wohlthätigen Anstalten, ihnen ein Muster der Menschenfreundlichkeit und segensvollen Thätigkeit vor Augen stellte. Der

Aufenthalt auf dem von ihrer Mutter angelegten lieblichen Sommersitze Pawlowsk weckte in den Kindern den Sinn für die einfachen Genüsse der Natur, Beschäftigung mit Kunst und Musik bildeten ihren Schönheitssinn. Als ihr Vater Paul auf schauderhafte Weise ermordet und Alexander auf den kaiserlichen Thron erhoben wurde, zogen sie sich noch mehr in die Stille des mütterlichen Wittwensitzes zurück.

Die Großfürstin Katharina war damals beinahe dreizehn Jahre alt und erregte hohe Erwartungen durch lebhaften Geist, seltene Fassungskraft und beharrliche Ausdauer. Sie beschäftigte sich lieber mit Gegenständen des männlichen Wissens, Alles nach fester Regel mit leichtem Ueberblick und glänzendem Scharfsinn. — Ueber ihr ganzes Wesen war eine natürliche Anmuth ausgegossen, welche sie zum besondern Liebling ihrer Mutter und ihrer ältern Brüder machte. Der Kaiser Napoleon selbst soll an eine Heirath mit ihr gedacht haben. Katharina aber wählte sich im Jahre 1809 einen Gemahl nach ihrem Herzen. Zwei Bewerber traten auf, Leopold von Sachsen-Coburg, der jetzige König der Belgier, einer der schönsten Männer, und der Prinz Georg von Oldenburg, der als naher Verwandter in russischen Diensten stand. Die Großfürstin wählte im Letztern einen Prinzen von edelstem Herzen und von einer bei Fürstensöhnen nicht gewöhnlichen Geistesbildung.

Kaiser Alexander übernahm die Sorge für die Ausstattung der geliebten Schwester mit kaiserlicher Großmuth und die anmuthig an der großen Wolga gelegene Stadt Twer, der Mittelpunkt der beiden dem Prinzen als General-Gouverneur übertragenen Regierungsbezirke wurde der Wohnsitz des glücklichen jungen Ehepaares.

Die Großfürstin stellte sich selbst an die Spitze der Haus- und Hofhaltung, die sie in der strengsten Ordnung hielt. Ihren Gemahl begleitete sie auf seinen Reisen in seinem weiten Berufskreise. Die Nähe Moskau's und seiner Hochschule erhielt sie in Verbindung mit deutscher Gelehrsamkeit. Die beiden Gatten, von gleichem Streben nach nützlichem Wirken und geistiger Ausbildung beseelt, theilten jeden Genuß mit einander; wenn der Prinz mit seinem Kanzleivorstande arbeitete, so war die Großfürstin im Zimmer daneben mit Malen oder sonst beschäftigt und durch die halb offene Thüre riefen sie sich gerne gegenseitig den liebsten Namen zu, den sie kannten. Er half ihr im Verständniß deutscher Sprache und Dichtung, sie war ihm im Lernen der russischen Sprache behülflich. Es ergänzte sich sein reiches Gemüth und ihr reicher Geist auf treffliche Weise.

Im August 1810 gebar sie ihm einen Sohn. Kaiser Alexander bot seinem fürstlichen Schwager an, diesen Sohn, sowie alle künftigen Sprößlinge dieser Ehe, zu Großfürsten von Rußland zu erklären, in welchem Falle sie aber zur russischen Kirche sich bekennen müßten. Der Prinz schlug es dankbar aus als unpassend für deutsche Fürstensöhne und ließ seinen Erstgebornen, der die Namen Peter Georg Paul Alexander erhielt, auf den Glauben seiner Väter lutherisch taufen. Er selbst hatte vor Kurzem die Beschützung der ersten lutherischen Gemeinde in Petersburg übernommen, mit der die erste deutsche Hauptmusterschule verbunden ist.

Geburt und Taufe des Kindes fand in Petersburg statt. Nach ihrer Rückkehr vom Kaiserhofe setzten sie in Twer ihr gemüthliches Leben fort zum Segen für Stadt

und Land. Am dritten Jahrestag seiner Vermählung sang der Prinz:

Für mich gibt's keine schön're Zeiten:
Mir lacht der Liebe holdes Glück;
Die Stunden mir im Flug entgleiten:
Ich hemmte gern den Augenblick!
Mich reizet nicht das alte Fabelland,
Mich führt die sel'ge Freud am Gängelband,
Und vor mir stehet, frei von Schuld und Fehle
Ein Weib mit schöner Form und reiner Seele.

Aber als eben Katharina neuen Mutterfreuden entgegenging, wurde er aus seinem Stillleben, bald aus dem Leben selber herausgerissen. Napoleon zog heran, der Prinz eilte mit seiner Gemahlin nach Petersburg. Ein männlicher Muth beseelte Katharina. Ihr Gemahl sorgte mit rastloser Thätigkeit in seinen Verwaltungskreisen für die Vertheidigung des Landes und sie selber errichtete, von ihm dazu aufgefordert, auf ihre Kosten eine Heerschaar aus ihren leibeigenen Bauern. Ueberall, wohin die Pflicht ihn rief, folgte ihm seine Gattin und hier entwickelte sich in ihr die Tugend der Wohlthätigkeit und jene Gewandtheit und Entschlossenheit, welche sie auszeichnet. Ohne in den Kreis des männlichen Berufes überzugreifen, wollte sie den Beruf einer Fürstin ganz erfüllen. Unbemittelte auszurüsten, Kranke zu pflegen, und Gefangenen ihr Loos zu erleichtern — darin kannte sie für sich keine Schonung, weder ihrer Bequemlichkeit noch ihrer Schätze.

Die Zeit ihrer Entbindung nahte. Der Feind hauste in den nächsten Provinzen und die Errichtung der Landwehr rief den Prinzen weiter gegen Osten. Am 26. Aug. 1812 genaß die Großfürstin eines zweiten Sohnes: Constantin Friedrich Peter. Zwei Tage dar-

auf fiel die Mordschlacht bei Smolensk vor und nach einigen Wochen zog Napoleon in Moskau ein. Die Stadt gieng in Flammen auf, der schauderhafte Rückzug des französischen Heeres erfolgte, und das fürstliche Paar kehrte nach Twer zurück. Da rief den Prinzen die Stimme seines Herzens in die Spitäler. Er selbst führte die Aerzte zum Schmerzenslager der Verwundeten und der Kranken, das Nervenfieber ergriff ihn; trotz der unermüdlichen Pflege seiner keine Gefahr achtenden Gattin war keine Rettung möglich. Nicht einmal seinen Jüngstgebornen, der in Jaroslaw zurückgelassen war, konnte er noch sehen und segnen. Er empfahl seine trostlosen Diener der tiefgebeugten Gemahlin und gab in ihren Armen am 24 Dez. 1812 seinen Geist auf.

Bis zu diesem Augenblicke hatte sich Katharina aufrecht erhalten, um den geliebten Gatten nicht fremden Händen anvertrauen zu müssen; jetzt aber erlag sie dem Schmerz und der Anstrengung. Sie fiel in heftige Krämpfe und in eine bedenkliche Geistesabwesenheit. Von Petersburg, wohin sie geeilt war, begab sie sich im Frühling 1813 in die böhmischen Bäder. Da gewann ihr Geist seine alte Kraft und mit rastloser Thätigkeit beschäftigte sie sich mit der großen Angelegenheit der europäischen Völker, für die sie zu wirken suchte. Der Bund zwischen Rußland und Oesterreich kam den 27. Juli 1813 zu Stande, und die Großfürstin eilte nach Wien. Als die Vertraute ihres Bruders war sie mit eine Seele der politischen Vorgänge. — Nach der Völkerschlacht von Leipzig eilte sie nach Weimar und mit ihrer Schwester, der Erbgroßherzogin, nach Frankfurt in den Fußstapfen der siegreichen Heere. Es war jetzt davon die Rede, durch die Schweiz nach Frankreich einzu-

dringen. Die Großfürstin hätte gerne die Schweiz verschont gesehen, aber es war unthunlich. Kaiser Alexander berief sie zu einer Zusammenkunft in Schaffhausen. Hierauf machte sie eine Reise nach Oldenburg, unterwegs Alles beachtend, was auf Bildung des Volkswohls Bezug hatte oder auf Geist und Einsicht Anspruch machte. Namentlich in Göttingen lernte sie deutsche Wissenschaft und Jugendbildung schätzen.

Nachdem sie in Oldenburg einen Monat bei ihrem Schwiegervater verweilt, gieng sie nach Holland, wo sie alle Merkwürdigkeiten aufmerksam erforschte und vor allem die alte Zimmermannsstätte ihres Ahnherrn, Peters „des Großen", in Saardam besuchte. Ein unermeßliches Feld für ihre Wißbegierde eröffnete sich ihr in England, dessen Sprache sie von Jugend auf sprach. Ihrem scharfen Blick entging nichts in diesem wunderreichen Bürger- und Staatsleben.

All das hatte den besten Einfluß auch auf ihre Gesundheit, und die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris vollendete ihre Genesung; es verschwanden die Krämpfe, an denen sie bisher gelitten hatte. Auch legte sie jetzt bedeutungsvoll die Trauerkleider ab, die sie seit achtzehn Monaten getragen hatte; die angeborne Heiterkeit ihres Geistes kehrte zurück.

Die verbündeten Fürsten kamen nach London, mit ihnen auch der tapfere Kronprinz von Württemberg, der jetzige König. Katharina zeichnete den ritterlichen Verwandten vor Allen achtungsvoll aus. Sie besuchte mit ihm Oxford, die altberühmte Hochschule; nach dreimonatlichem Aufenthalte in England segelte sie in dem

nämlichen Schiffe mit dem Kronprinzen über die Meerenge von Calais und traf dann im Juni wieder mit ihm, dem Kaiser Alexander und ihrem Schwiegervater in Cöln zusammen, von wo sie sich auf's Neue zu den böhmischen Bädern wandte.

Im September gieng sie nach Wien, wo die Fürsten und ihre Bevollmächtigten zusammentreten sollten. Katharina nahm den tiefsten Antheil an den Geschicken Deutschlands. Da erscholl die Kunde von Napoleons Entweichung von Elba, und der Kongreß stob auseinander. Zuletzt ging auch sie von Wien fort, zuerst nach Ofen in Ungarn, dann wieder Donau aufwärts nach Stuttgart. Der Kronprinz war beim Heere. Später gieng sie nach Weimar, wo sie ihren ältern Sohn sah, dann nach Wiesbaden, von wo sie einen ausgebreiteten Briefwechsel mit den bedeutendsten Männern und Frauen der Zeit unterhielt.

Unerwartet schnell endigte der Kampf mit der Schlacht bei Waterloo. Der Kronprinz von Württemberg eilte von seinem Heere nach Frankfurt und erhielt Katharinens Hand, nachdem ihr Herz bereits ihm gehörte. Sie reiste nun nach Petersburg zu ihrer Mutter, und der Kronprinz eilte ihr nach. Hier fand die Auseinandersetzung mit ihren Söhnen in einem Familienrath statt und Katharina überließ ihnen mehr als der Ehevertrag bestimmte: die größere Hälfte ihrer ganzen reichen Ausstattung und aller ihrer beträchtlichen Gelder und Besitzungen. Statt aber von ihnen sich zu trennen, wollte sie nach allen bisherigen Störungen und Entfernungen ihnen gerade jetzt Mutter seyn im ganzen Umfange des Wortes.

Am 9. Januar 1816 geschah die Verlobung, am

24. Januar die Vermählung in Petersburg. Erst am 14. März entrissen die Neuvermählten sich den Armen der kaiserlichen Mutter und Geschwister. Am 13. April hielten sie ihren Einzug in dem ihr bereits holden Stuttgart, wo zugleich die kostbare Aussteuer der Fürstin in großen Fuhren von Rußland anlangte.

Die edle Einfachheit in Lebensweise und Erscheinung der Kaisertochter entsprach ebenso sehr dem Sinne ihres Gemahles als den Sitten des Landes. Bis der Palast des Kronprinzen angemessen erweitert war, wohnte das fürstliche Paar in einem schönen aber beschränkten, zum Theil hinter vorspringenden Bürgerhäusern verdeckten Gebäude, das auf den stillen Platz hinsieht, wo jetzt Schiller's Standbild steht. Zu ihrem Sommersitze schenkte der königliche Schwiegervater seiner Tochter das einfache Bellevue unter dem Rosenstein bei Cannstatt. Diese beschränkte Besitzung, die kaum hinlänglichen Raum gewährte, blieb, um der schönen umgebenden Natur willen, ihr Lieblingsaufenthalt bis zu ihrem letzten Augenblicke. Ihr Hofstaat war höchst einfach und bestand nur aus einem Oberhofmeister, einer Oberhofmeisterin und einer Hofdame, welche der Kronprinz für sie erwählt hatte. Letztere war eine der gebildetsten, talentvollsten und anspruchlosesten Frauen, die je an einem Hofe dienten. Von Rußland hatte sie nur die vertrautesten Diener ihres verstorbenen Gemahls und ihre eigene englische Kindwärterin, so wie die englische Wärterin des jüngsten Prinzen und ihre russische Kammerfrau mitgebracht. Sie umgab sich mit Württembergern.

Dankbar gegen die alten Verhältnisse schenkte sie ihre Liebe dem neuen Vaterlande. Wenige Wochen, nachdem sie Bellevue bezogen hatte, trat sie eines Sonn-

tags ganz unerwartet, ohne alle Begleitung zu Fuße kommend und am Arme ihres Gemahls, in die Kirche zu Cannstatt, nahm Platz unter der Gemeinde und wohnte in Andacht dem Gottesdienste bei. In Stuttgart hatte sie ihre kostbar ausgestattete griechische Kapelle mit einem russischen Geistlichen und einigen Sängern nach griechischem Brauche. Mit sichtbarer Theilnahme besuchte sie aber auch oft den evangelischen Gottesdienst in der Schloßkirche und täglich las sie in der heiligen Schrift. Die damals blühenden „Stunden der Andacht" waren ihr ein werthes Erbauungsbuch.

Außer den Tagen, wo der Kronprinz mit seiner Gemahlin am Hofe erscheinen mußte, genügte ihnen größtentheils ihre eigene Gesellschaft. Die Kronprinzessin führte als Hausfrau die Zügel der Haus- und Hofhaltung mit fester und milder Hand. Diese und die mütterliche Sorgfalt für ihre Söhne schien sie neben der Sorge, das Leben ihres Gemahls zu erheitern und zu verschönern, fast einzig zu beschäftigen, aber es konnte nicht lange verborgen bleiben, wie sie im Verborgenen weiter zu wirken strebte. Für jetzt konnte dieß nur durch die Spendung reichlicher Gaben an Hülfsbedürftige geschehen und bald war sie mit Personen, die ihren christlichen Beruf darin fanden, über die Armuth zu wachen, in genauester Berührung. Es bedurfte nur der blosen Anzeige einer Noth oder eines Unfalls, um ihrer Unterstützung gewiß zu seyn.

Auf ihren Schwiegervater, den Bruder ihrer Mutter, König Friedrich, verfehlte ihre Anmuth und ihr Geist den freundlichsten Eindruck nicht; einen Einfluß

auf seinen selbständig starken Willen üben zu wollen, dazu war Katharina viel zu klug und zu bescheiden. Sie faßte um so mehr ihre künftige Bestimmung in's Auge und suchte den Schauplatz ihrer einstigen Wirksamkeit nach seinen Verhältnissen und Bedürfnissen genau zu kennen. Für sie gab es „nur ein Wissenswerthes:“ das Wahre und ihr klares Ziel war: immer bestimmt zu wissen, was sie wolle, um zu thun, was sie solle. Um ihr Württemberg drehte sich all ihr Denken und Streben, sie wollte im wahrhaften Sinne dessen Landesmutter werden und war es auch wie wenige Fürstinnen.

Als König Friedrich erkrankte, achtete Katharina nicht ihres Zustandes, da sie bald Mutter zu werden die Hoffnung hatte, wich nicht vom Lager ihres Schwiegervaters, der jede Arznei von ihrer Hand empfieng, und erst als sein letzter Athemzug vorüber war, begab sie sich erschöpft in ihre Wohnung mit dem Gefühle der Nähe ihrer Entbindung.

In den ersten Morgenstunden des 30. Oktobers 1816 bestieg König Wilhelm den Thron und einige Stunden darauf überreichte ihm seine Gattin nicht ohne Wehmuth, daß es kein Sohn sei, die neugeborene Tochter, die er herzlich willkommen hieß, und in der Taufe Marie Friederike Charlotte nannte.

Ein wichtiger Augenblick war mit diesem Thronwechsel für Württemberg erschienen, das Jahrhunderte hindurch verfassungsmäßig regiert, aber unter dem König Friedrich seiner Verfassung verlustig worden war. Katharina nahm den lebendigsten Antheil an der Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk; was sie dazu beizutragen vermochte, um das Zutrauen zum

Throne herzustellen, zu vermehren und zu befestigen, das that sie getreulich, selbst auf die Gefahr hin, verkannt zu werden. Aber sie steckte sich alsbald selber streng die Gränzen ab, in welchen sie zu wirken sich berufen glaubte und niemals strebte sie darüber hinaus. —

Sie hatte das Elend in den niedern Volksklassen kennen gelernt und seinen Gründen nachgeforscht. In Folge der nassen Witterung war allgemeiner Mißwachs, und die Noth stieg auf's Höchste. Ihr zu steuern war das dringendste Bedürfniß, sodann mußte versucht werden, die Wurzeln des Verderbens und Elendes so viel wie möglich auszurotten. Katharina gieng darauf aus, eine sich über ganz Württemberg verbreitende Gesellschaft von Frauen besonders zu stiften, welche aus freiwilliger Liebe zu Gott und Menschen die Kräfte der Einzelnen vereinigen und dem menschlichen Elende zu allen Zeiten, besonders aber in jener Noth steuern sollte. Mit eigener Hand verfaßte sie einen Plan und Aufruf, den sie den aus allen Ständen von ihr erwählten, zum erstenmal am 29. Dez. 1816 im alten Schlosse um sie versammelten Frauen und Männern vortrug.

Der Plan der Königin gieng auf

1) Armenärzte, welche die Armen unentgeltlich behandeln.
2) Bezahlung der Arznei zur Austheilung an Arme.
3) Anschaffung von Kleidungsstücken zur Austheilung.
4) Anschaffung von Lebensmitteln zur täglichen Vertheilung.
5) Anschaffung der Brennmaterialien zur Feuerung im Winter.

6) Anlegung eines Wittwenhauses, worin armen Wittwen eine Wohnung angewiesen würde.
7) Austheilung der Hülfsgelder an verschämte Arme.
8) Vorschußgeld-Austheilung.
9) Schulgeld-Austheilung nach den Fähigkeiten der Kinder und ihrem verschiedenen Berufe.
10) Anlegung eines Armenhauses.
11) Bildung einer Winzer-Versicherungskasse, und zu dem Allem
12) Errichtung einer Centralleitung in Stuttgart, unter welcher die aus drei Männern und zwei Frauen bestehenden Oberamts- und Ortsleitungen des ganzen Landes stehen sollten.

Rasch die Hand an die Ausführung des mit sicherm Blicke für nöthig und möglich Erachteten legend ernannte sie zu Ausführung des wohl durchdachten Planes *) zum Wohlthätigkeitsverein eine Centralstelle von vierzehn männlichen und sieben weiblichen Mitgliedern, welche sich unter ihrer eigenen Leitung alle Wochen an einem bestimmten Tage versammeln sollten. Am 6. Jan. 1817 übernahm sie in der Sitzung des von ihr gewählten Ausschusses zum erstenmal den Vorsitz, den sie bis zu ihrem Tode behielt. Alsbald wurde von der Centralstelle ihr Plan dem Könige zur Genehmigung vorgelegt, und nachdem dieselbe am andern Tag bereits erfolgt war, ein an alle Ober- und Dekanatämter erlassenes Schreiben unter Mitunterschrift der Königin bekannt gemacht. Es wurde sofort den Dienern der Kirche von ihren Oberen auf's Wärmste empfohlen, sich an

*) welcher ausführlicher in der ersten Auflage dieses Buches mitgetheilt wurde.

dem Vereine zu betheiligen. So sagt der Erzbischof und Primas von Regensburg, Bischof von Konstanz ꝛc., Karl Theodor in seinem Hirtenbriefe: „andere Seuchen durchziehen unser Vaterland, Wucher, Geiz, Hartherzigkeit, Theurung, Mangel, Luxus bei den Reichen und Leichtsinnigen, Hunger und bittere Noth bei den Armen. Diesen Pesten müssen wir jetzt eiserne Stirnen entgegenstellen und sie durch Wort und That mächtig bekämpfen. Den Plan, wenn wir so sagen dürfen, zu diesem Feldzuge hat Gott in das Herz einer Königin gelegt, um ihn wieder in die Herzen anderer Menschen zu verbreiten. Dieser Rettungsplan liegt vor Ihren Augen, geliebte Brüder, und es braucht nun nichts weiter, als daß Sie der eigenen Stimme Ihrer Herzen folgen und thätige Hände darbieten, ihn in's Werk zu setzen.“ Der Aufruf, den zugleich ein königliches Geheimerathsausschreiben kräftig unterstützte, hatte die erwünschte Wirkung, und in kurzer Zeit waren im ganzen Lande die Oberamts- und Ortsleitungen gebildet und in unmittelbare Verbindung mit der Centralstelle gesetzt. Am 22. Jan. ergieng eine genaue Geschäftsanweisung für den Verein in das ganze Königreich; alles wurde in eine Gesammtwirkung gebracht und der Centralstelle eine Uebersicht über das gesammte Armenwesen des Landes verschafft, behufs der zweckdienlichen gegenseitigen Hülfe mit Rath und That. Mußte vor Allem der leiblichen Noth abgeholfen werden, so wurde gleichbald die sittliche Aufgabe des Vereins festgehalten. Ueberall ward die Austheilung von baarem Geld als „ein Weg zum Armwerdenwollen“ streng untersagt, dagegen mit dem größten Eifer für Arbeit gesorgt, öffentlich und sonders. Hier wurden Arbeitshäuser, dort wenigstens ein-

zelne Arbeitszimmer eingerichtet, wo die Armen Arbeit fanden. Für die Armenarbeiten wurde eine ordentliche Handlung gegründet. Dem Schreibersystem des todten Buchstaben- und Tabellen-Wesens gründlich abhold sandte sie Beauftragte der Centralleitung in das ganze Königreich, welche persönlich die getroffenen Anstalten und gegründeten Vereine untersuchen, beleben und vervollkommnen sollten. Das trug seine Früchte; der öffentliche Rechenschaftsbericht der Centralleitung vom Jahre 1817 gibt davon Urkunde. Es fand sich nämlich in manchem Oberamte der zwölfte und zehnte Theil der Einwohner der Unterstützung bedürftig, und unter nicht anderthalb Millionen Einwohnern, fanden sich noch 1820 gegen 65,000 Arme. Die größere Zahl darunter war nur arbeitslos und verschuldet. Ueber 50,000 Gulden brachten die gestifteten Wohlthätigkeitsvereine an freiwilligen Beiträgen zusammen und gegen 700,000 Gulden wurden im Ganzen auf die Armen verwendet.

Als die dringendste Noth vorüber war, und die Erhaltung des nackten Lebens von Tausenden nicht mehr die erste und einzige Rücksicht zu seyn brauchte, waren die Bemühungen hauptsächlich auf die Erfüllung des höhern Zwecks gerichtet, nämlich auf die Beschäftigung der Armen. Industrieanstalten wurden in sehr vielen Orten eingerichtet und in der Folge bis zum heutigen Tag über das ganze Land verbreitet.

Bei Untersuchung der Ursachen der Armuth ergab sich, daß viele Arme blos darum arm bleiben, weil sie ihr Weniges nicht zu Rath zu halten wissen, oder daß sie in die Hände des Betruges fallen, sie ihr Bischen nicht sicher anzulegen verstehen. Alsbald dachte Katharina an die Errichtung einer Sparkasse, welche

jedem Armen die Einlage von einem Gulden an mit fünf vom Hundert und zwar Zins aus Zins vergüten sollte. Die königliche Hofbank wurde in's Mittel gezogen und in weniger als Jahresfrist waren schon gegen 40,000 Gulden von den Armen bei der Kasse angelegt, welche unter der unmittelbaren Leitung der Centralstelle sich seit dem gleichmäßig als eine sittliche und wirthschaftliche Wohlthat des Landes so sehr entwickelte, daß jetzt der Kassenstand über drei Millionen Gulden ist.

Wie nun Katharina einen großen Grundgedanken in's Leben eingeführt, so blieb sie fortan die Seele des Werks. Wenn sie bei einer Sitzung der Centralleitung anwesend war, so folgte sie mit größter Aufmerksamkeit den Verhandlungen; war sie abwesend, so ließ sie sich jedesmal das Protokoll nachher senden, durchlas es Punkt für Punkt und setzte ihr „genehmigt" oder auch „nicht einverstanden" mit dem Bleistift hinzu und gab alsbald ihre Gründe in Randbemerkungen an. Bei besondern Fällen mußte ihr, wenn sie abwesend war, augenblicklich berichtet werden. In ihren Entscheidungen erschien sie streng und milde zugleich. Giengen Klagen gegen Behörden ein, so ließ sie strengste Untersuchung anstellen. Säumniß rügte sie mit derben Worten; freundlich belobte sie den Eifer für die gute Sache. Will ihr selbst z. B. für ein Geschenk von tausend Gulden, das sie zum Andenken an ihren Vermählungstag in die Centralkasse gibt, durch feierliche Abordnung ehrfurchtsvollster Dank zu Füßen gelegt werden, so gibt sie den Bescheid „ist nicht nöthig." Wie sie selber ihr Amt prunklos und selbstlos verwaltet, so ist sie wieder voll zarter Rücksicht auf Andere, damit Niemand persönlich verletzt oder verdächtigt werde. „Wer schnell giebt, giebt dop-

pelt" — wenn daher einer armen Gemeinde Gelder versprochen werden, so soll wenigstens die Nachricht davon gleich den Leuten zukommen und bis zu der auf dem langsamen Geschäftsweg geschehenden Auszahlung ihnen einstweilen Freude machen. Den Amtsstuben und ihren Tabellen ist sie herzlich gram; mündlich, persönlich soll so viel als möglich abgemacht werden, das viele Schreiben mache das Uebel nur ärger. Je mehr sie sehen muß, „wie wenige ihre Beamten im Lande den wahren Sinn ihrer Einrichtungen verstanden haben," desto schärfer sieht sie ihnen auf die Finger, und wenn einmal der Bericht einer Oberamtsleitung nur vom Oberamtmann unterschrieben ist, so muß gleich um die Ursache gefragt werden. Wird kanzleimäßig beschlossen, die gerade vorhandenen Kleider an zwölf Oberamtsleitungen zur Vertheilung an die Armen zu versenden, so weiß sie, daß vertheilt eine Kleinigkeit nicht hilft und heißt sie ganz an das ärmste Oberamt schicken. Wollen die Almosenbeiträge amtlich umgelegt und zwangsweise beigetrieben werden, so will sie, daß Jeder nur freiwillig nach seiner Kraft und seinem Gewissen gebe, es soll eine Liebessteuer, keine Staatssteuer sein. Gegen den Bettel, der mit Polizeimaßregeln im ganzen Lande verboten werden muß zu allgemeiner Nachachtung, soll vorher von den Kanzeln als gegen die größte Verderbniß gesprochen werden, weil ihr Hauptgesetz Milde ist, und erst wenn diese nichts hilft, gesetzliche Strenge. Und da trotz alledem das leidige Bettelunwesen nicht aufhören will, so verlangt sie Ausführung eines älteren trefflichen Gesetzes, wornach Bettler auf Kosten der Gemeinden, denen sie angehören, polizeilich an dieselben zurückgebracht werden

sollten. Doch Polizeigesetz und Staatsverwaltung sind nicht ihre Sache — sie wartet ihres Amtes ohne Fürwitz; trifft sie aber irgendwo Bettler, so erläßt sie mit Fug alsbald an die Bezirksbeamten ihre Verweise und schreibt z. B.: „Auf meiner Reise durch die Oberämter N. N. habe ich bemerken müssen, daß der Bettel zum Theil noch fortdauert, und besonders auch Krüppel als Bettler auf der Landstraße stationirt sind, wie ich der einen auf meiner Hin- und Herreise bei dem Dorfe N. gesehen habe. Als Präsidentin der Centralleitung fordere ich die Oberamtsleitung auf, dem Bettel, welcher mit den Zwecken des Wohlthätigkeitsvereins im Widerspruche steht, nunmehr bei anfangender Ernte ein Ende zu machen, auch für die Krüppel zu sorgen und sie so viel möglich zu beschäftigen.“ Zugleich läßt sie aber aus ihrer Privatkasse hundert Gulden an die genannte Stelle mitfolgen „zu Anschaffung von Arbeitsstoffen.“ — Für eine Landstadt verschreibt sie selbst einen tüchtigen Bortenwirker aus Sachsen und hofft dadurch „den dortigen Müßiggängern eine Beschäftigung zu verschaffen.“ Sehr wichtig ist ihr noch in den letzten Tagen ihres Lebens ein Vorschlag in Betreff des Unterrichts für Handwerksgesellen und Jungen und sie behält es sich vor, die Sache weiter in's Leben zu bringen. In ihrer letzten Randbemerkung zum Protokoll vom 29. Dez. 1818 heißt sie die eingelaufene Berichterstattung einer Oberamtsleitung für den nächsten Rechenschaftsbericht gebrauchen — doch *sie* sollte diesen nicht mehr *hienieden* ablegen. . . . .

Ihr Trieb und Geschick, des Landes Mutter zu seyn, wie Joseph in Aegypten des Landes Vater gepriesen

wurde, war mit Gründung und Leitung des großen Wohlthätigkeitsvereins nicht erschöpft. In Stuttgart hatte sich seit dem Jahre 1805 eine Privatgesellschaft freiwilliger Armenfreunde gebildet, welche durch eigene Opfer und durch Einsammlung fremder Gaben den öffentlichen Armenanstalten trefflich zu Hülfe kamen. Schon als Kronprinzessin faßte sie diese Gesellschaft in's Auge und unterstützte namentlich ihre beiden Beschäftigungsanstalten großmüthig. Nun aber wurde eine Verbindung mit dem neugegründeteten Wohlthätigkeitsvereine hergestellt, und dadurch die Kraft und die Wirksamkeit der Gesellschaft wesentlich erweitert. Täglich wurden 350 Portionen rumford'sche Suppe mit angemessener Abwechslung, ferner bedeutend Brod, Mehl, Holz unter 1375 Arme ausgetheilt. Frauen und Töchter aus den gebildeten Ständen besorgten abwechselnd das Kochen und die Vertheilung der Speisen. Kranke wurden durch besondere Krankenspeisen und Wein, durch Arzneien, Anschaffung von Binden und dergleichen, arme Wöchnerinnen durch Anschaffung von Kindszeug unterstützt. Alle Unterstützungen geschahen nur nach vorheriger genauester Untersuchung der Umstände, weßwegen die Stadt in acht Bezirke getheilt wurde, jedem wurden mehrere Vorsteher und Vorsteherinnen vorgesetzt, und diese mußten die Armen unter besonderster Aufsicht haben und sie öfters zu Hause besuchen. Besonders wurden verschämte Hausarme aufgesucht und der bittersten Noth enthoben. Erwachsene fanden in einem der Häuser der Privatgesellschaft Flachs und Hanf zum Spinnen, so wie andere Arbeiten.

Für den Unterricht und die Beschäftigung armer Mädchen bestanden zwei von jener Gesellschaft errichtete

Anstalten. Die eine in der Brunnenstraße 1807 gestiftet erhielt nun den Namen Katharinenpflege. Gegen 60 Mädchen wurden im Spinnen, 120 andere im Nähen und Stricken unterrichtet. Den wöchentlichen Verdienst dabei brachten die Kinder größtentheils in die Sparkasse. Die andere Anstalt in der Gartenstraße, gestiftet 1813, erhielt den Namen Marienpflege. 200 Mädchen wurden im Stricken und 50 im Weißnähen unterrichtet und geübt. Zugleich erhielten die Kinder in beiden Anstalten Unterricht in der Religion und im Singen. Doch entgieng es ihrem Scharfblicke nicht, daß noch eine Menge Stuttgarter Kinder dem Bettel nachzogen und in ihrer Erziehung ganz vernachläßigt wurden. Auch waren jene beiden Anstalten nur für Mädchen bestimmt, die Knaben gingen noch leer aus. So wurde von der Königin eine neue Anstalt für die allerverwahrlosesten Kinder der Residenz bestimmt. Der König schenkte ein eigenes Haus dazu und so wurde es am 5. März 1817 eröffnet für 350 Kinder, wovon 160 Knaben im Alter von 7—14 Jahren im Wollen- und Leinwandspinnen, Strumpfstricken, Winterschuheflechten u. s. w. unterrichtet, die Kleinen mit Fleckzupfen beschäftigt wurden. Hundert und neunzig Mädchen erhielten im Spinnen, Stricken und Weißnähen, auch im Verfertigen gehäkelter und geflochtener Schuhe Unterricht. Die Kinder, welche die Armenschule besuchten, mußten auch diese Anstalt besuchen, und umgekehrt fanden die Zöglinge der Anstalt in der Armenschule den übrigen Unterricht, namentlich in der Religion, im Zeichnen, in der Gewerkskunde und Mechanik. Diese Anstalt nannte der König Katharinenschule. Sie steuerte auch völlig dem Kinderbettel in Stuttgart. Ihr Einfluß

auf die untersten Klassen war der wohlthätigste. Die Beaufsichtigung und Berathung der Kinder in dieser wie in den beiden obigen Anstalten theilten mit den Vorstehern sechszehn von der Königin ernannte Frauen, die theils täglich, theils wöchentlich mit ihren persönlichen Besuchen in den Anstalten abwechselten. Am fleißigsten besuchte Katharina selbst dieselben. Kein Ungestüm der Witterung, nur eigene Unbäßlichkeit oder unabwendbare Hindernisse vermochten sie von dem regelmäßigen Besuch der Anstalten abzuhalten. Sie kostete die Speisen der Armen, beobachtete den Fleiß und die zweckmäßige Beschäftigung der Kinder, belohnte gute Sitten und Fleiß, ermahnte liebreich wo Unart oder Trägheit bemerkbar war. Sie kannte die Kinder bei Namen, ließ sich von ihnen selbst ihre Arbeiten zeigen und die Sprüche der heiligen Schrift, die man sie gelehrt hatte, herbeten.

Sie freute sich des Gedeihens der Einzelnen; aber mit verdoppelter Liebe suchte sie auf den zu wirken, der sich für so große Wohlthaten undankbar zeigte; seine Besserung beschäftigte sie vorzüglich. Von Verstoßung wollte sie nichts hören, und wenn doch in einzelnen Fällen Entfernung ganz Ausgearteter zum Besten der Uebrigen nothwendig war, so dienten sie ihr eben zu Aufnahme des Gedankens einer „Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder,“ den ihre hohe Nachfolgerin auf dem Throne, die jetzige Königin, in Thaten der Liebe mit ihr wetteifernd, alsbald im Jahre 1820 mit ihrer „Paulinenpflege“ ausführte. Am 29. Mai 1817 schrieb Katharina an die Vorsteher der Schule:

„Eine sittliche, anfangs mit Zwang verbundene Erziehung kann die bereits Verdorbenen ihrer wirklichen Bestimmung wie-

dergeben. Um diesen Zweck erreichen zu können, müssen wir die Verirrten von den Unverdorbenen trennen. Man entfernt ja von jeder Heerde die Kranken, damit sie die Gesunden nicht anstecken; nehmen wir uns also der Sittlichkranken an, beschäftigen wir sie an einem abgelegenen Orte des Landes unter Aufsicht eines wahren Dieners der Religion, eines Geistlichen, der durch Ermahnungen ihnen die Liebe zur Tugend wieder einflößt, durch Unterricht ihre Geistesfähigkeit beschäftigt, durch Arbeit ihnen die Mittel der Erhaltung ihres künftigen Daseins giebt."

Als sich der augenblicklichen Ausführung dieses trefflichen, auch jetzt noch sehr zu berücksichtigenden, in den seither gegründeten „Rettungsanstalten" noch nicht recht durchgeführten Vorschlages unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten, suchte die hochherzige Frau wenigstens für einzelne Verwahrloste Sorge zu tragen. Ein zehnjähriges schauerlich zerrüttetes Mädchen war die erste, die sich dieser Wohlthat zu erfreuen hatte. Sie wurde bei einem der geachtetsten Bürger eines benachbarten Dorfes in die Kost gethan, und die Fürstin bezahlte nicht nur das Kostgeld, indem die Stadt-Almosenkasse nur ein Drittel beitrug, sondern leistete auch zur Ausstattung mit Kleidung und Wäsche augenblicklich erwünschte Hülfe.

Noch war ferner für die verschämten Armen nicht gesorgt, welche die spärlichen Erzeugnisse ihrer Hände nach den Verhältnissen ihres Standes nicht wohl öffentlich verkaufen können. Diesem Bedürfnisse weiter abzuhelfen, errichtete Katharina im Juni 1817 ein Magazin zur Erleichterung des Absatzes hauptsächlich von weiblichen Handarbeiten und Landeserzeugnissen, worin jeder Bedürftige seine Arbeiten, jede wohlthätige Frau oder Jungfrau ihre Geschenke niederlegen und zum Verkaufe bringen konnte. Die Kosten der sehr wohlthätigen und bald eines großen

Vertrauens gewürdigten Anstalt wurden durch Abzug von drei Kreuzern vom erlösten Gulden bestritten, wovon sogar noch zur Unterstützung der Katharinenschule übrig blieb, denn gleich im ersten Jahre wurden für 12,000 Gulden, später bis über 20,000 Gulden Waaren abgesetzt. Am Jahrmarkte im Mai 1817 wurde von geschenkten kunstreichen Frauenarbeiten eine ganze Bude gefüllt und von Frauen aus den höhern Ständen persönlich verkauft.

Während also die Königin helfend und sorgend über den Armen des Landes und über den Kindern waltete, errichtete der König zur Beförderung seiner wichtigsten Nahrungsquelle im Juni 1817 einen landwirthschaftlichen Verein. Sogleich bei seinem Entstehen richtete auch Katharina ihr Auge auf denselben. Sie ließ sich nicht nur die Protokolle desselben vorlegen, sondern wohnte auch den meisten Sitzungen desselben persönlich bei. Zur Anlegung der Sammlungen von fremden Natur- und Gewerbserzeugnissen, Sämereien, Maschinen und Büchern spendete sie reiche Beiträge. Dazu setzte sie jährliche Preise für mechanische und chemische Erfindungen, für die Einführung neuer Bodenerzeugnisse und für Beförderung der edeln Obstbaumzucht in einzelnen Gegenden. Zugleich erweiterte sie den landwirthschaftlichen Verein mit einem mechanischen Verein und in ihrem Plane lag noch ein Gewerbe- und Handelsverein.

Mit dem landwirthschaftlichen Vereine kam in unmittelbare Verbindung die landwirthschaftliche Versuch- und Unterrichtsanstalt, jetzt Akademie in Hohenheim, welche sich ebenfalls einer besonderen Theilnahme und Unterstützung der Königin erfreute. Insbesondere gehörte das in den Kreis ihrer Fürsorge, daß

mehrere Waisenknaben in dieser Anstalt gebildet werden sollten, welche künftighin zu Pächtern oder Verwaltern von Herrschaftsgütern bestimmt wurden.

Nach allen diesen Gründungen und Förderungen für das Wohl ihres Volkes, dessen Arme ihr wahres geistiges Hofgesinde waren, gedachte sie auch noch der Mangelhaftigkeit, die damals in der weiblichen Erziehung höheren Standes gefühlt wurde. Es war auch hier mit auf die Aermeren aus höheren Ständen abgesehen, denen die Erlernung aller weiblichen Künste und alles sonst Wissenswürdigen erleichtert werden sollte.

Es bestanden zwar in Stuttgart Privatanstalten zum Anfangsunterricht und zur Ausbildung der Mädchen aus „gebildeten" Ständen, Katharina hatte sie unter ihren besonderen Schutz genommen und bedeutende Gelder auf sie verwendet. Aber sie erkannte die Unzulänglichkeit dieser Privatschulen und beschloß daher, eben diese eigene größere Schule für Mädchen und Jungfrauen zu gründen. Der König gab das Haus, und die Königin besorgte die ganze Ausstattung. Die Anstalt wurde zu fünfzehn Kostgängerinnen und zweihundert Tagschülerinnen eingerichtet, ein Vorstand aus dem geistlichen Stande und eine Vorsteherin an die Spitze gestellt, denen ein Elternrath, theils nach freier Wahl, theils nach Bestimmung der Königin, zur Seite zu stehen kam, mehrere gebildete Aufseherinnen und Lehrerinnen wurden angestellt. Die Stiftung kostete bedeutende Summen, aber sie war auch ihr Augapfel. Die Aufgabe der Anstalt sollte nicht seyn, mit ihren Zöglingen zu glänzen, sondern diese und durch sie das häusliche Leben zu veredeln. „Das Leben," sprach sie, „hat seine ernste Seite. Für den Ernst des Lebens muß der

Mensch erzogen werden. Die moralische Kraft ist des Weibes einzige Stärke, und veredelte Charakterbildung die beste Ausstattung für das Leben in zwei Welten."

Am 17. Aug. 1817 wurde das wie alle Anstalten der großen Gründerin noch blühende „Katharinenstift" in Stuttgart eingeweiht und die Königin begrüßte zweihundert Zöglinge als Mutter mit den zuversichtlichen Worten: „Ich werde der Anstalt erste und besorgteste Pflegerin bis zum letzten Athemzuge seyn."

Auch mit diesen Stiftungen waren ihre wohlthätigen Entwürfe noch keineswegs erschöpft. Ein allgemeines Krankenhaus z. B., mit einer Gebäranstalt gehörte zu ihren Lieblingsgedanken. Zu Ausführung eines andern, nämlich zur Ansiedelung armer, in ihren Hoffnungen getäuschten und aller Mittel entblößten, in's Vaterland zurückkehrenden, ihren Gemeinden zur Last fallenden Ausgewanderten auf bisher unangebauten oder wenig benützten Ländereien wurde wirklich vorgeschritten.

Alles das bisher Angeführte hat sie in einem Zeitraume von etwas über zwei Jahren gewirkt! Ihr oft ausgesprochener Grundsatz war: „Nichts Gutes, auch das Geringste nicht, zu versäumen oder zu verschieben." Keine Lauigkeit, kein blödsinniges oder gar hämisches Widerstreben Anderer konnte sie ermüden. Sie selber erklärte, daß sie keine ungerechte Beurtheilung und Verkennung scheue und dazu ermunterte sie auch diejenigen, die sie zur Mithülfe berief, indem es in den Grundsätzen der christlichen Religion liege, um des Guten willen sich das Böse gefallen zu lassen.

Eine solche Thätigkeit in der unmittelbaren Beauf-

sichtigung und Leitung so vieler Anstalten, in denen auch das Kleinste nicht ohne ihr Mitwissen vorgehen durfte, würde die Zeit einer Andern völlig erschöpft haben; Katharina betrachtete alles dieß als einen zwar wesentlichen, jedoch nur untergeordneten Theil ihres Berufes. Die Gattin und Mutter gieng ihr weit vor, und nichts durfte diesen ersten Pflichten der Frau Eintrag thun. Für die Pflichten des Hauses behielt sie ihre ganze Heiterkeit und Holdseligkeit. Welche Beschämung ist das Bild ihrer Thätigkeit für die, welche immer „nicht Zeit zu so etwas haben!“ Sie wußte ihre Tage auszukaufen, als hätte sie eine Ahnung, wie kurz ihr das Ziel derselben gesteckt sei. Freilich hatte sie zu ihrem herrlichen Willen einen Herrscherblick, der sich besonders in der Wahl ihrer Rathgeber und Werkzeuge bekundete. Nur wenige Augenblicke mündlicher Uebereinkunft, oder wenige Zeilen mit Bleistift genügten, die wichtigsten Bestimmungen in Ordnung zu bringen, denn sie kannte ihre Leute, überschaute schnell Mittel und Zweck, war in erstern nie kleinlich, und wo sie einmal Redlichkeit und Einsicht wahrgenommen hatte, da kannte ihre Seele kein Mißtrauen.

Als ihre Mutter, die Kaiserin Maria, in Stuttgart erschien, konnte diese die ganze Freude über eine solche Tochter empfinden. Die Anstalten wurden von ihnen gemeinsam besucht, und als die Kinder der Beschäftigungsanstalt ihre Arbeiten vorwiesen, erklärte Katharina mit Nachdruck: „Im Feinnähen und Perlenstricken und andern solchen künstlichen Arbeiten unterrichten wir diese armen Mädchen nicht; sie sollen in den Schranken des Nothwendigen bleiben, und wir wollen die Lust zu niederer

und harter Arbeit, wie ihr Stand sie erfordert, ihnen nicht benehmen." Als sie zuvor bei Erwartung des hohen Besuches von dem reinlichen Aussehen des Gebäudes und der Zimmer mit Zufriedenheit sprach, machte eine Lehrerin die Bemerkung, daß die dürftige Gestalt des Hauses sich freilich überall zeige, sie aber erwiederte: „Lassen wir das gut seyn; bedarf es hier des Schmuckes und Glanzes? Diese Kinder sollen an Einfachheit gewöhnt werden und in der Demuth erzogen, dazu mag denn auch die Wohnung stimmen."

Ihre eigene Erscheinung war selber anspruchslos bei aller Anmuth und Würde. Ihre Gestalt war schlank und zart, ihre Haltung etwas nach vorne gebeugt; ihr Antlitz nicht von regelrechter Schönheit, aber voll Holdseligkeit, ein Ausdruck ihres zarten Gemüthes und reichen Geistes; besondern Zauber übte ihr herrliches, dunkelblaues Auge, und jeder Zug sprach an ihr. Sie hatte eine ausgezeichnet schöne Hautfarbe, ihr langes, hellkastanienbraunes Haar trug sie gewöhnlich hinten aufgeschlagen unter dem Hute. Eines ihrer bestgetroffenen Bildnisse ist von ihrer eigenen Hand.

Mit dem Anfang des Jahres 1819 wurde die regierende Kaiserin von Rußland, Elisabeth, Alexanders Gemahlin, auf der Durchreise erwartet, und alle Anstalten zum Empfang waren getroffen. Die Königin fühlte sich unwohl, am 7. Januar gesellte sich zu dem leichten, jedoch hartnäckigen rheumatischen Fieber die Gesichtsrose, die Leibärzte ahnten keine Gefahr, und Katharina begrüßte noch huldvoll den Leibwundarzt, der schnell von Ludwigsburg berufen wurde. Der König entfernte sich beruhigt, und die Königin sandte ihre Kammerfrau auf einen Augenblick zu ihren Töchtern,

von denen die älteste, Prinzessin Marie, sich auch unwohl befand. Als die Kammerfrau zurückkehrte, bemerkte sie bald, daß die Königin in einer Phantasie sich mit ihren Kindern beschäftige und irre rede. Es hatte sich die Rose plötzlich auf's Gehirn geworfen; das führte einen Schlagfluß und den Tod herbei. Der herzueilende König schloß die entseelte Hülle seiner Gattin in die Arme, am Morgen des 9. Jan. 1819, am nämlichen Tage, an dem er drei Jahre früher sich mit ihr verlobt.

Seinen tiefen Schmerz theilte das ganze Volk, das wohl erkannte, was es an dieser Fürstin verloren. Ihre Stiftungen und selbst ihre wohlthätigen Entwürfe dünkten dem verwittweten Könige und dem verwaisten Lande theure Vermächtnisse. Für einige hatte sie selber in ihrem vor der Geburt der jüngsten Prinzessin errichteten Testamente großartig gesorgt, andere waren erst im Entstehen und fanden freudige Vollendung. Der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins, dieses vom Auslande beneidenswerth genannten Kleinods unseres Landes, gab König Wilhelm jährlich 10,000 Gulden und im Geheimenrath Hartmann einen Vorsitzenden, der zuvor schon das Vertrauen der Verewigten gewonnen und an den Anstalten thätig mitgearbeitet hatte. Die Stuttgarter Bürgerschaft aber erbaute auf einem freien Platze außerhalb der Stadt, mitten zwischen Gärten in gesunder Luft ein geräumiges, schönes Krankenhaus für Dienstboten, reisende Handwerker u. s. w.; die ausgezeichnet geleitete und ausgestattete Stiftung heißt zum Andenken der Seligen Katharinen-Hospital.

In allen ihren Anstalten fanden die rührendsten Trauerfeierlichkeiten statt, im ganzen Lande wurde freiwillig Trauer angelegt, es entstanden Vereine und Samm-

lungen zu Stiftungen nach ihren Vorbildern. Ein aufrichtigeres Trauerfest, als der 7. März im Lande Württemberg, konnte nie einer Fürstin zu Ehren gefeiert werden. War sie doch als ein rettender Engel für Tausende und Hunderttausende in die schrecklichen Nothjahre gesendet, und wie hatte sie ihre Sendung begriffen!

Vorläufig wurde der königliche Leichnam in der Gruft unter der Stiftskirche in Stuttgart beigesetzt. In der Nähe von Stuttgart steht der Rothenberg, der einst das Stammschloß der Wirtemberger trug; es ist ein prachtvoller Blick von diesem rebenbekränzten Berge hinab und hinein in den „Garten," den nach des Dichters Wort das Land um seinen Neckar bildet, und thalaufwärts schweift das Auge entzückt zu den duftigen Felsen der schwäbischen Alb. Katharina, die in ihrem Bellevue täglich den Rothenberg vor Augen sah, hatte oft gewünscht, hier oben begraben zu werden. Ihr Gemahl ließ an dieser Stätte eine griechische Kapelle bauen, und dort oben schlummert sie nun dem großen Tage entgegen. Ein stiller Gottesfrieden umweht das Grabmal der Fürstin, deren Gedächtniß im Segen bleibt unter ihrem Volk. Der Kapelle gegenüber steht eine alte Linde, welche nach der frommen Sage hier oben das Grab der heiligen Katharina, der angeblichen Stifterin des Spitals in Eßlingen, beschattet: die Katharinen-Linde hat jetzt ihre bessere Deutung erhalten; der Hauch einer Seligen rauscht zur Nachfolge mahnend durch ihre Blätter.

XVII.

Caroline Perthes

geb. 1774. † 1821.

„Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe; Eines aber ist noth. Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden.“ An dieses Wort müssen wir uns zwiefach erinnern, wenn wir mit Bewunderung vor diesen herrlichen Frauen stehen, welche sich opferfreudig so viel zu schaffen machten, dem Herrn zu dienen. So werth ihm dieses ist und so köstliche Kronen er dafür bereit hat, so ist er doch gekommen, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele. Sich von ihm dienen lassen, zu seinen Füßen sitzen, seiner Rede zuhören und sein Erlösungswerk im Glauben ergreifen, wie Maria that, das ist das einzig gute Theil. All unser Gutesthun und Gottdienen ist durch die anklebende Sünde, Eitelkeit, Hoffart, Neid, Zank, Kleinglauben, Thorheit und sonstige Herzenstücke ein beflecktes Kleid, und wird im Tod und Gericht von uns genommen werden. „Herr, vergieb mir auch meine guten Werke!“ hat darum jene zu tiefer Selbsterkenntniß gekommene Christin gebetet zu Dem, vor dem nichts gilt, als sein eignes Bild. Selig sind, die in dem Herrn leben und sterben, ihre Werke folgen ihnen nach durch die enge Pforte, die der Glaube ihnen aufschließt. Der Glaube ohne Werke ist todt; aber

Werke ohne Glauben und ohne den rechten Glauben sind auch todt. In jener großen Schaar, die der heil. Johannes sah aus allen Zeiten, Völkern und Zungen vor dem Stuhl stehen und dem Lamm, angethan mit weißem Kleide und Palmen in ihren Händen, waren nicht vor Allem die, welche ihr Leben darauf gewendet haben, den Armen Speise zu bereiten und Kleider, sondern „die kommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lamms.“

„So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht wird vor Gott, nicht durch des Gesetzes — und der im Gesetz gebotenen Liebes-Werke — sondern durch den Glauben allein.“ Dieser allein seligmachende, weil das alleinige Verdienst Jesu Christi lebendig sich aneignende Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt aber kommt aus dem Worte. Das Wort, wie es durch die Reformation wieder ganz und rein auf den Leuchter gekommen war, hat sich zwar als ein rechtes Licht bewährt, auch in der Zeit, da die „Aufklärung“ es unter den Scheffel menschlicher Vernunft stellte: es hat durch den Scheffel hindurchgebrannt und denen, die an seinen Namen glauben lernten, die Macht gegeben, Gottes Kinder zu werden. Die Namen Fellenberg und Fichte, Pauline und Katharine glänzen — doch mehr erst im Lichte edler Tugend und allgemeiner Menschenfreundlichkeit (Humanität), als jener evangelischen Gottseligkeit, die aus dem Glauben an das ganze volle Wort Gottes im Feuer der täglichen Buße und göttlichen Traurigkeit geboren wird. So tief auch große Männer wie unser Fichte und Jakobi eindrangen und ihre Schüler und Schülerinnen einführten in göttliches Recht und „seliges Lebeu,“ so drangen sie doch

noch nicht durch die Schale des Wissens in den Kern des Glaubens, und besser war's, „zu suchen, die Vernunft gläubig, statt, wie sie meinten, den Glauben vernünftig, dem menschlichen Verstande annehmlich zu machen." Das Herz bedarf und das Christenthum rühmt sich festerer Stützen, als schöne Kunst und klares Wissen und edle Tugend. Verkündiget mußten wieder werden die Tugenden Deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte, gepredigt mußte wieder werden die göttliche Thorheit des Kreuzes, laut mußte wieder bezeugt werden, welche Kräfte der Heiligung und welche Schätze der Erkenntniß verborgen liegen in Christo.

Dazu nun hat in die Uebergangszeit aus dem vorigen in unser Jahrhundert Gottes Gnade Männer gegeben, welche getrieben vom heiligen Geiste als wahre Propheten das festere, prophetischere Wort Gottes der Kunst und Weisheit und Begeisterung des schönen und geistreichen Menschenwortes entgegenhielten, wie sie es theils von den Vätern ererbt, theils neu im Buche der Bücher entdeckt hatten. Diese Männer zogen insbesondere auch Töchter und bildeten Mütter des Glaubens, denen ein gottseligeres Geschlecht entstammen konnte. In zwei Geburtsstätten dieses neuen Lebens der deutschen evangelischen Kirche lassen uns zwei Frauen blicken, welche die eine im hohen Norden, die andere im tiefen Süden des Vaterlandes wie liebliche Morgensterne eine neue, bessere Zeit verkünden: Caroline Perthes und Friederike Hofacker — fast gleich alt, gleich lieblich im Leben und lieblich im Sterben; verbunden mit einander hienieden durch ihre Söhne, die von ihnen lernten Jesu still zu Füßen zu sitzen, wie sie es von Maria gelernt. —

Von Hamburg führt die breite, schön mit Häusern und Bäumen besetzte lübische Straße nach dem nahen holsteinischen Orte Wandsbeck. Hinter dem Kirchlein des freundlichen, reinlichen Städtchens zeigt ein einfacher Grabstein den Namen „Claudius." Da schlummert neben seiner treuen Gattin der große deutsche Mann, dem unser Vaterland so viel verdankt. Matthias Claudius, geboren zu Reinfeld in Holstein, unweit Lübeck, am 15. August 1743 führte zuerst als Privatmann, später als Bankrevisor bis 1813 zu Wandsbeck ein stilles, dem Herrn geweihtes Leben im lieblichsten Familien- und Freundeskreise. Dort schrieb er seinen „Wandsbecker Boten", dessen, alle Leseschriften und Romane des Jahrhunderts aufwiegende Blätter noch immer, zumal unsern Frauen und Jungfrauen als eine Nahrungs- und Bildungs-Quelle ersten Ranges empfohlen werden müssen; dort dichtete er seine frommen und frohen Lieder, von dort stritt er mit johanneischer Liebe und paulinischem Glauben gegen die Freigeister und Zweifler der Zeit als ein Mann des Friedens mit kindlich heiterem Geiste. Wie durch Wort und Schrift, so wirkte er durch Leben und Beispiel — das Haus des Wandsbecker Boten ward für Hunderte ein Gotteshaus, eine Pforte des Himmels ohne und ehe daß sie es oft wußten. Der Mann mit der kränklichen Gesichtsfarbe, dem schlicht zurückgestrichenen, von einem Kamme zusammengehaltenen Haar, und der unansehnlichen Gestalt im bequemen Hausrocke verrieth den seltenen, in ihm verborgenen Schatz nur durch das himmlische Feuer, das aus seinem herrlich blauen Auge sprach. In seinem Hause war die lebendigste Theilnahme an den Bewegungen jener Zeit. Klopstock war ein Hausfreund, sein Messias war das liebste menschliche Buch der Familie;

die Bibel aber war das Hausbuch. Gegenüber den herrschenden Zeitrichtungen, welche Religion und Staat auf menschliche Meinung und Willkür zurückführen wollten, fand Claudius in der Offenbarung der heil. Schrift die einzige Quelle der wahren Religion und in der angestammten Obrigkeit das von Gott gegebene Rettungsmittel gegen Frevel und Willkür der Menschen. Alles Heil lag ihm in dem Gekreuzigten. Weil ihm der Glaube, versöhnt zu seyn mit Gott, nicht ein Lehrsatz war, sondern ein das ganze Innere ausfüllender Zustand der Seele, so blieb ihm und seinem Hause jedes traurige und trübselige, jedes finstere und ängstliche Wesen fremd. Unbefangen gab der vor den Aufklärern als Finsterling verschrieene, seelenheitere Mann sich auch daheim wie in seinen Schriften seinen launigen Einfällen hin, und er konnte sich herzlich der Knabenspässe freuen, an denen seine heranwachsenden Söhne unerschöpflich waren. Die Heiterkeit des Vaters spiegelte sich, so wie die hohe weibliche Einfalt der Mutter in dem gesammten Leben der Familie ab. Die großen Tonwerke Palästrina's, Leonardo Leo's, Bach's, Händel's, Mozart's, englische Sprache und Bücher, alles was wohllautete und schön und anständig war in der deutschen Dichtkunst und Wissenschaft war einheimisch in dem Hause, aber versteckt gleichsam unter der größtmöglichen Einfachheit des Lebens. Auch für die alltägliche häusliche Arbeit schienen die Töchter nicht zu gut, und nur auf das Eine Nothwendige bedacht, ließ Claudius sie im Uebrigen gewähren. Göttliches und Menschliches durchwob sich denn in reinem, friedlichem Einklang. Die Fürstin Gallitzin kennen wir, diese Frau, „welche an Weltbildung die meisten und an Geistesbildung alle Zeitgenossen ihres Geschlechtes überragte, und nun mit dem

blitzenden Geiste Kindesglauben verband," — sie war eine traute Gastfreundin des Hauses in Wandsbeck — was bedürfen wir weiteren Zeugnisses über den Geist, der darin wehte?

Die älteste Tochter des Wandsbecker Boten war Caroline, geboren im Jahre 1774. Sie tritt vor uns in ihrem 22. Jahre. Ihre ganze Erscheinung, so angenehm die regelmäßig edlen Züge, die schlanke Gestalt und die feine Farbe auch waren, hatte nichts Ueberraschendes und Blendendes, aber aus dem lichtbraunen Auge blickte ein Reichthum der Phantasie und eine Tiefe des Gefühls, eine Kraft und Ruhe des Charakters und eine helle Klarheit des Verstandes hervor, welche mit stiller, unwiderstehlicher Macht die Gemüther anzog. Ihr ganzes Leben hindurch flößte sie Jedem, der ihr näher trat, hingebendes Vertrauen ein; zu ihr kamen die Fröhlichen und waren sicher, freudige Theilnahme zu finden, und für viele, viele Menschen ist sie im äußern und innern Leiden eine Quelle des Trostes, der Ergebung und eines neuen Muthes geworden. In den einfachen Verhältnissen des elterlichen Hauses war sie aufgewachsen und jedes Zusammentreffen mit der Unruhe der äußern Welt erschien ihr als eine Gefahr für ihren kindlich unbefangenen Umgang mit Gott. Getheilt zwischen häuslichen Arbeiten, Musik und Bemühen um geistige Ausbildung, gieng ihre Zeit dahin. Eine volle, reine Stimme und ein sicheres musikalisches Urtheil blieb ihr Eigenthum lebenslang. Der neueren Sprachen war sie kundig und in der lateinischen so weit vorgeschritten, daß sie später ihren Söhnen wesentliche Hülfe leisten konnte.

So lange Caroline im elterlichen Hause gewesen war, hatte sie nur wenig von der Außenwelt erfahren. Mit

kindlicher Verehrung hatte sie die Fürstin Gallitzin lieben gelernt während deren mehrmaligem Aufenthalte bei ihrem Vater, und diese hat auch das Mädchen so lieb gewonnen, daß sie bis zu ihrem Tod demselben eine mütterliche Freundin blieb. Gleich nahe stand Caroline der Gräfin Julie Reventlow, bei der sie im Sommer 1795 auf Besuch gewesen war und die sie gerne mit nach Italien genommen hätte. In dem folgenden Sommer schreibt sie an die Gräfin nach Rom von ihrer ersten großen Lebenserfahrung. „Es geht mir wie einem kleinen Kinde, das, wenn es betrübt ist, die Arme ausstreckt nach denen die es lieb hat, und Freude daran findet, sich in deren Schooße auszuweinen. Wir haben eine sehr betrübte Zeit gehabt; unsere liebe Christiane (eine jüngere Schwester Carolinens) ist am 2. Juli gestorben, sanft ist sie eingeschlafen, aber sie hat sehr schwere Stunden gehabt, ehe sie so weit war, und da sie jetzt die Arbeit des Sterbens überstanden hat, möchte ich sie nicht zurückwünschen, auch wenn sie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb ist mir das Sterbebett geworden; es wird dem, der zusieht, hier besonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nöthig wir es haben, uns nach etwas umzusehen, was uns im Tode halten und begleiten kann.“

Im Nov. 1796 lernte sie der aufstrebende Buchhändler Friedrich Perthes von Hamburg im Hause ihrer Eltern kennen. Ihr helles Auge, ihr gerader Blick gefiel ihm, er gewann sie lieb und vom Weihnachtsabend desselben Jahres an, so schreibt ihr Sohn in der herrlichen Lebensbeschreibung seines Vaters, ergieng es Perthes und Carolinen, wie es Allen ergeht, die des Lebens Leid und Lust gemeinsam als Mann und Frau erfahren sollen. Perthes war erst 25 Jahre alt; keck hatte er — fast ganz

ohne eigene Mittel — ein Geschäft gegründet und in seinem Innern gährte es noch unsicher durcheinander. Konnte dieß schon bedenklich machen, so fühlte Claudius nicht ohne Schmerz, daß die Tochter einen jungen unerfahrenen Mann mehr liebe als den Vater. „Du sollst Vater und Mutter verlassen", das dünkte ihm ein harter Spruch. Zwar wollte er der Verbindung nicht entgegen seyn, aber förmlich konnte er noch nicht zustimmen. Als endlich im Mai 1797 Claudius dieß that, so war es vor Allem die Fürstin Gallitzin, der Caroline, als ihrer „lieben Mutter Amalie" zuerst schrieb, daß sie Braut und gerne Braut sei. „Ich weiß, wie groß und wichtig der Schritt für Zeit und Ewigkeit ist, aber ich glaube, daß ich ihn nach Gottes Willen thue und kann nun nichts weiter, als die Augen zumachen und Gott um seinen Segen bitten. Mein lieber Perthes ist ein guter Mensch, der sich selbst noch nicht für formiert hält, sondern weiß und fühlt, daß er noch nicht mit sich fertig ist, und da, denke ich, können wir gemeinschaftliche Sache machen und werden mit Gottes Hülfe weiter kommen." Am 15. Juli wurde die Verlobung nach holsteinischer Sitte kirchlich gefeiert. Die Fürstin Gallitzin und Graf Stolberg nahmen persönlich daran Theil. Kurz vor der feierlichen Handlung erinnerte der Pastor die Braut, daß sie einmal verlobt, völlig fest wäre und nur durch das Consistorium geschieden werden könne. „Ich bin," entgegnete sie, „schon lange völlig fest gewesen und konnte schon lange weder von Ihnen, noch von dem Consistorium geschieden werden." Am 2. Aug. war die Hochzeit. Tags zuvor bat Caroline ihren Bräutigam um die Besorgung eines kleinen schwarzen Kreuzes und schrieb ihm, wie sie beim Pastor das Trauformular gefunden habe: „weder kalt noch warm, weder alt noch

neu; das soll uns aber nicht schaden; wir wollen Gott nach alter Weise um seinen Segen bitten und er wird uns nach alter Weise segnen."

Die beiden Ehegatten waren ganz geeignet, durch wechselseitige innerliche Ergänzung einander nicht nur glücklich zu machen, sondern auch „in den Himmel zu bringen." Freilich bedurfte es auch dazu der Geduld und des Wachsthums in der Gnade und Wahrheit. Perthes war nach Eigenart und Lebensgang durchaus der Mann der That, des rüstigen Kämpfens in schwierigen und wechselnden Lagen; die Berührung mit den verschiedensten Menschen war ihm eine Lust. Caroline dagegen hatte eine stille, von dem Gewirre der äußern Welt wenig berührte und nach Innen gerichtete Jugend verlebt. Zurückgezogen zu seyn von dem irdischen Treiben, sich frei zu halten von jeder lebhaften Theilnahme für das Vergängliche, schien ihr die Aufgabe des Menschen zu seyn. Aus dem stillen Vaterhause zu Wandsbeck in das bewegte Haus des Gatten zu Hamburg versetzt, mußte sie sich zuerst vielfach beunruhigt fühlen. Wenige Wochen nach der Hochzeit traf sie ihr Vater weinend an und rief aus: „habe ich dir nicht gesagt, das würde nicht ausbleiben, wenn du von Vater und Mutter giengst?" Da antwortete sie: „und wenn ich auch das Weinen nicht lassen könnte, so bleibe ich doch froh, daß ich bei meinem Perthes bin." Diese Sicherheit ihrer Liebe zum Gatten vermochte aber nicht ihre Unruhe über so manche Störung ihres innern Lebens durch das äußere auszuschließen. „Früher," so klagt sie, „hielt mich Gott immer an der Hand und leitete mich auf allen Wegen, und ich vergaß ihn nie, jetzt sehe ich ihn nur von ferne den Arm ausstrecken, den ich nicht ergreifen kann . . . Mag es auf der Erde so bleiben müssen, Gott erhalte mir

nur bis an's Ende das inwendige Sehnen und Verlangen und laß mich lieber verhungern, als ohne ihn satt werden."

Perthes verstand den Werth eines Lebens, welches sich nach Innen statt nach Außen wendete; er lobte Claudius, daß er seine Kinder von der Richtung auf's Wirken und auf's Kunstwesen zurückgehalten habe und wenn sie dadurch auch ungeschickt zum Handeln und Schaffen, ja der Welt eine Thorheit werden sollten, so hätten sie doch den Geist der Liebe in sich und der sei Leben. Er fühlte sich glückselig in ihrem „frommen, treuen, gehorsamen Wesen," ließ sie ihren innern Gang festen Schrittes gehen, wie sie wollte und gieng auch festen Schrittes den ihm gewiesenen Weg. Er fühlte sich „zu einem männlichsten Menschen geschaffen," er mußte wirken und seine Kraft brauchen; aber er sah in der Herzensdemuth und in der reinen Frömmigkeit, in der stillen kindlichen Seele seiner Gattin das Glück seines Lebens, den Segen seiner Seele. Caroline wurde durch ihn aus ihrem Kindesleben herausgerissen und in das Gewirre der Welt geführt, in dem ihre eigene Seele gestählt und geläutert werden sollte — denn, „wer ist gut außer dem einigen Gott?" An dem herzlich liebenden und geliebten, aber doch ganz anders gearteten Manne hatte sie Manches zu tragen und zu bekämpfen: sie sah in ihm und durch ihn auch in ihr selbst die Sünde des Menschen, welche die bräutliche und eheliche Liebe nicht lange verdecken kann. Den ungestörten Gang, den sie als Kind hatte gehen können, konnte die Gattin nicht einhalten; jetzt galt es, sich aus der Unruhe des Herzens und dem Tumulte des Lebens zum Frieden Gottes durchzukämpfen; so heiter ihr Wesen, so reich ihr Geist war,

es kostete Arbeit, das Veränderliche und Endliche dieser Welt zu tragen. Aber sie wußte zu kämpfen und zu siegen; innerlich auf festem Grunde stehend füllte sie auch äußerlich stets in nachgiebiger, freundlicher und edler Art ihre Stellung aus; damit hielt sie auch ihres Mannes Herz und wurde zu seinem leitenden Engel. Der Mann beugte sich vor dem ihm noch fehlenden innern Leben seiner Frau. An ihm lernte sie „abthun was kindisch war und ein Mann werden in Christo"; an ihr lernte er „umkehren und werden wie die Kinder." An der Hand eines solchen Weibes war die angestrengteste Thätigkeit in Aufbringung seines Geschäftes für Perthes eine doppelte Lust. Gott segnete seine Unternehmungen fast wunderbar und in Verbindung mit H. Besser sah er seine Buchhandlung zu einer der angesehensten und wirkungsreichsten Deutschlands erblühen. In dem rastlosen Getriebe und in den sorgenvollen Anstrengungen des Geschäftslebens fand er dann innere Ruhe, Freudigkeit und Kraft in der Familie, deren Leben sich immer sicherer und glücklicher gestaltete.

Caroline gebar ihm 1798 eine Tochter, Agnes; 1800 einen Sohn, Matthias; 1802 eine Tochter, Louise; 1804 wieder eine Tochter, Mathilde. Die Liebe zu ihren Kindern wurde auch für sie die erste Schule, in welcher sie lernte, den verborgenen Menschen des Herzens kräftig und besonnen nach außen zu bewähren. Der wachsende Haushalt, der Einfluß des Mannes, der vielwechselnde Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen, für welche das Perthes'sche Haus in schlichter Einfalt ein reicher Sammelplatz wurde, bildeten die Fähigkeiten weiter aus, sich freien Geistes im Leben zu bewegen und mitten im Wechsel äußerer Eindrücke innere

Stille und Gleichmäßigkeit zu bewahren. Blieb ihr auch lebenslang die Sehnsucht nach einer ruhig sich gleichbleibenden Lage, so war sie doch schon im ersten Jahrzehent ihrer Ehe zu solcher Ruhe, Kraft und Freiheit gekommen, daß sie auch schweren äußern Stürmen männlich und stark entgegentreten konnte — fest in der Liebe Gottes und ihres Gatten.

Je mehr sie nun jene Mannhaftigkeit in Christo anzog, desto anziehender war ihre Wirkung auf ihren Mann. Vater Claudius und Klopstock (der 1803 starb), andere bedeutende Persönlichkeiten im großen Hamburg, im lutherischen Holstein und im katholischen Münsterlande halfen ihnen beiden zu rechtem Weg und Ziel. Die Fürstin Gallitzin hatte mit Claudius und Klopstock Pathenstelle bei Perthes ältestem Sohne vertreten und war bis zu ihrem Tode in innigem brieflichem Verkehre mit Caroline, deren „Leiter zu Gott" sie gewesen; — der Freiherr von Droste ließ sich gern den spärlichen Mittagstisch der jungen Eheleute gefallen, als er nach Hamburg kam; der Graf Leopold v. Stolberg, der auch als er katholisch geworden, in Luther „einen der größten Geister, so je gelebt haben, und die ihn nie verlassende große Religiosität ehrte, so daß er nie gegen seine Person einen Stein aufheben wollte;" der fromme Bischof Sailer; der Philosoph Jakobi; der geistvolle Maler O. Runge; die Staatsmänner Graf Moltke und Schönborn — alle diese bedeutenden Menschen halfen in ihrer Weise, insbesondere dem suchenden Perthes zum Lichte. Er hatte erst in der Tugend und in der Wissenschaft mit Kant, dann in der Schönheit und Kunst mit Schiller, dann im ahnenden Gefühle mit Jakobi, endlich in der Liebe zu seiner Heiligen, wie er seine Frau

einmal hieß, und durch dieselbe seinen innern Frieden gesucht. Aber trotzdem, daß er der reiner und stärker werdenden Liebe zu ihr sich fest und sicher bewußt war, wich er doch scheu vor Gott selbst zurück. Sein vergangenes Leben und sein gegenwärtiger Zustand, in welchem er ein Seinwollen ohne Gott und ein Ankämpfen gegen Gott als Grundrichtung erkannte, war eine Scheidewand zwischen ihm und seinem Gott, welche durch kein menschliches Thun und Lieben überwunden werden konnte. „Meine innere Angst fordert Jemand, der statt meiner genug thut," schrieb er an Caroline, und Ahnungen steigen in mir auf, welche einen Gott verlangen, der als Mensch die Menschenqual gefühlt hat." Die evangelische Geschichte vom Leben und Sterben Jesu Christi war ihm unzweifelhaft, aber noch nicht lebendiger Glaube. Ein Ringen und Arbeiten entstand nun in ihm, „damit der nie erschaffene Sohn des Vaters auch sein Gott wirklich werde." Da trat die heil. Schrift in ihrer ganzen Macht an seine Seele, und helfend, belebend und befestigend stand ihm neben Caroline ihr Vater mit Wort und Schrift zur Seite, bis er ausrufen konnte: „Ich weiß, daß der Mensch, je reicher er in sich ist, um so ärmer in der Welt wird. Ich danke Gott für diese Erkenntniß und dafür, daß ich fühle, welch ein armer Sünder ich bin ohne Hülfe und ohne Trost, aus mir selbst." So hatte auch er das Eine was Noth ist, gewonnen, und nun erst gehörten die beiden Gatten sich ganz. Nunmehr konnten sie trotz aller Trübungen, Stürme und Sorgen, wie das Menschenleben sie in Folge des einzelnen und des gemeinsamen

Sündigens und Irrens bringt, Herz in Herz und Hand in Hand zusammen weiterpilgern.

Die Zeit der napoleonischen Herrschaft in Deutschland (von 1805—1814) brachte der Stürme genug. Am 19. Nov. 1806, nachdem Preußen in der Schlacht bei Jena zerschmettert war, wurde Hamburg von den Franzosen besetzt und aller Verkehr und Handel vernichtet. Perthes selber verlor Alles, was er in zehn sorgen- und arbeitvollen Jahren erworben hatte, weil nirgends mehr eine Zahlung geleistet werden konnte. Allein in Mecklenburg verlor er 20,000 Mark Banko. Den Muth aber und die Hoffnung verlor er nicht. Keck und rasch die Verhältnisse benützend, brachte er es bald wieder zu einem weit ausgedehnten und belebten Betrieb seines Geschäftes. Mehr als sein eigenes Glück aber bewegte diesen kerndeutschen Mann des Vaterlandes Unglück. Nach Männern der That sich umschauend, und die einfältige Gutmüthigkeit hier, die feige Schlechtigkeit dort beklagend, war er zu jeder That und Opferung für das von Gott ihm geschenkte Vaterland entschlossen. „Und ich habe," schrieb er, „Gottlob eine Frau, die meine Gefühle theilt, und, wenn Noth an Mann geht, mir den Muth nicht nehmen wird." Napoleon hatte den Buchhändler Palm in Nürnberg um seines deutschen Strebens willen erschießen lassen; Perthes suchte durch den deutschen Buchhandel gerade ein Band der Einigung gegen die Alles zertrümmernde Tyrannei Napoleons zu begründen. Die bedeutendsten Männer, wie Jean Paul, Stolberg, Claudius, nur Göthe und Gentz nicht, schaarten sich um sein „deutsches Museum" seit dem Frühjahr 1810. —

Während dem gebar am 2. März 1809 Caroline einen Knaben, Clemens. Mit der Freude kehrte auch Leid in erhöhtem Maße ein. Schwere Kinderkrankheiten suchten die Familie heim und am 18. Dez. 1809 starb der zweite Sohn, Johannes, ein herrlicher Knabe. „Nun sehen wir," schrieb die Mutter, „mit betrübtem Herzen nach, und können uns noch immer nicht darauf besinnen, daß wir ohne ihn weiter fortleben sollen, und können uns nur traurig des vielen Guten freuen, was Gott uns gelassen hat. Es ist ein bitterer Schmerz, ein liebes Kind so weit entfernt zu haben, aber Gott wird mein Sehnen, Hoffen und Glauben wahr machen und mir wieder geben, was mir Tag und Nacht fehlt und was ich so von Herzen gerne behalten hätte." — Am 4. April 1810 fand sie einen Ersatz in einer neugebornen Tochter, Eleonore. —

Nach manchem Jahre der Unruhe und Anstrengung gewährte Perthes sich und seiner Frau nun auch einmal ein kurzes Ausruhen durch einen Besuch in seiner Thüringer Heimath mit den vier älteren Kindern. Caroline war entzückt von den ihr bisher fremden Bergen und Thälern; es fehlt ihr an Worten, die Herrlichkeit des Schwarzburger Thals zu schildern, „und Gott sei Dank, daß der Mensch mehr empfinden als aussprechen kann; es bleibt ein jämmerlich Ding um das Sprechen, wenn es ernst im Innern ist. — In unserem nordischen Flachlande kann man zu diesem Zustand von Freude, Dankbarkeit und Sehnsucht nach dem Herrn dieser himmelschönen Natur nicht kommen, und ich sehe es als eine große Gabe an, daß mich der liebe Gott dieses Alles hat sehen lassen in der Welt." Nach einigen Wochen reisten sie von Schwarzburg nach Gotha zu

Justus Perthes, dem Bruder seines Vaters. In Erfurt hat sie sich am dortigen Katholicismus wenig erbaut; im Ursulinerkloster daselbst war die erste Frage einer alten Nonne, ob der Kaffee in Hamburg noch nicht wieder wohlfeiler würde; auch die Augustiner-Mönche mißfielen ihr; dagegen hat Neudietendorf, ein Herrnhuter Ort, ihr wohlgethan. „Die Menschen haben ein reines, ruhiges, fröhliches Auge, und ich glaube, auch eine stille Sehnsucht im Herzen. Wenn ihr Inneres dem Aeußern entspricht, möchte ich wohl, daß nach meinem Tode die Kinder dort seyn könnten. Auch der Kirchhof ist still und ruhig und man möchte dort schlafen" — so schreibt Caroline.

Nach ihrer Zurückkunft begann die alte Arbeit wieder und neue Unruhe kam hinzu. Um Weihnachten 1810 wurde durch ein Machtwort Napoleons Hamburg mit den andern Hansestädten ein Bestandtheil des französischen Reiches. Perthes, nun französischer Unterthan, wußte, wo Alles nur verlor, mit seltener Kraft und Klugheit sein nicht kleines Schiff durch die gefährlichen Klippen zu steuern und bei einer Thätigkeit von früh 5 bis Abends 10 Uhr seine Geschäfte mächtig zu vermehren. Auch das Familienleben gewann Zuwachs an Freude, indem Caroline (27. Sept 1812) einen Sohn, Bernhard, gebar. Aber der Druck blieb, noch ließ sich kein Vorzeichen besserer Tage ersehen. Perthes nur blieb unerschütterlich in Muth und Hoffnung, die Freude und Bewunderung der besten Männer nah und fern. Napoleon zog nach Rußland. Ein Wunder Gottes geschah, am 24. Dez. kam der 29. Kriegsbericht an, der die Vernichtung der großen Armee nicht bezweifeln ließ. Da gieng neues Leben auf, es war eine Weihnachtsfeier auch in Perthes Hause, wie noch nie.

Hamburg selbst machte (Januar bis März 1813) einen Versuch sich vom französischen Joch zu befreien. Perthes war die Seele des Werkes und wollte den Herzog von Oldenburg zum Führer gewinnen. Ein in seiner Abwesenheit ausgebrochener Aufstand führte wenigstens halb zum Ziele. Caroline war die Nacht durch allein zu Hause — alle ihre Leute waren auf der Wache, „ich bin müde und matt," schreibt sie, „aber mehr vom Hoffen, als vom Fürchten." Indessen kam Befehl, auf's Schärfste gegen die rebellischen Bürger zu verfahren. Auf der Liste der zu Verfolgenden stand Perthes obenan. Caroline legte jeden Abend Bretter über das Wasser hinter ihrem Garten und nahm den Hausschlüssel zu sich, damit ihr Mann, wenn die Franzosen ihn holen wollten, in die Nachbarschaft sich retten könnte. Doch der Schrecken gieng vorüber, jubelnd meldet am 12. März Caroline ihrem Vater, wie die Reste der französischen Dränger ernst und blaß wie der Tod beim Anrücken der Russen aus der Stadt abziehen. „Gott helfe mir danken. Ich bin außer mir, und weiß nicht, wie mir geschieht, seitdem die große Seelen- und Lebenslast von uns genommen ist. Gott schaffe uns nur unsere Conscribirten wieder und verleihe allen Gefallenen Ruhe und allen Lebendigen Muth." Am 18. März zogen die ersten Kosaken unter unermeßlichem Jubel ein. „Wie soll ich es machen," schrieb Caroline kurz vorher an ihren Vater, „um dir das allgemeine Freudenleben von Alt und Jung, von Arm und Reich, von Schlecht und Gut zu schreiben? das gesehen und gehört und empfunden zu haben ist eine Gottesgabe.

Doch währte die Freude nicht lange. Hamburg konnte sich trotz aller Opfer und alles Muthes der

Bürger, denen Perthes wie keiner vorangieng, bei dem Mangel an Waffen und Officieren nicht gegen die wieder herandrängenden und die Stadt beschießenden Franzosen halten. Perthes war 21 Nächte nicht aus den Kleidern und nicht in ein Bett gekommen. Am 30. Mai rückte Davoust ein; Perthes brachte seiner Frau die Nachricht nach Wandsbeck, daß Alles verloren sei, sie solle zu Graf Moltke nach Nütschau fliehen; er selbst, um der Gefangenschaft und dem Rebellentode durch Henkershand zu entgehen, fuhr über Rahlstedt in die dunkle Nacht hinein. Am 7. Juni trafen sie sich in Eckernförde, da weinten sie sich aus. Auf einem einsam an der Ostsee gelegenen Gute des Grafen Reventlow fanden sie nothdürftige Ruhe. In Hamburg war Alles verloren, kein Kreuzer zum Unterhalt für Frau und sieben Kinder war gerettet, Perthes mußte weiter fliehen. An der äußersten Küste Deutschlands durch Sturmwind festgehalten fand er im Evangelium Johannis seine einzige Gesellschaft, seinen Gewissensspiegel und seinen Trost. In Mecklenburg, für sein Vaterland namentlich um englische Hülfe besorgt, erfuhr er, daß er mit neun andern Hamburgern von Napoleon in die Acht und seines Vermögens verlustig erklärt sei. „Dank dir, von Herzensgrund, mein lieber Perthes," schrieb die hochherzige Frau, „daß dein Name unter den Namen der zehn Feinde des Gewaltigen steht; das soll uns Ehre und Freude seyn, so lang wir leben!"

Frisch und muthig sorgte Perthes für Andere, nicht für sich; mit Wehmuth aber erfüllte ihn die ganz verlassene Lage von Weib und Kind. Alle Bedürfnisse und Bequemlichkeiten mangelten ihnen, in 18 Wochen sah Caroline nicht Fleisch noch Weißbrod in ihrer elen-

den Küche, selbst die geringsten Werkzeuge fehlten, es war feucht und kalt in der dürftigen Garten-Wohnung. Caroline — ihrer Entbindung entgegensehend, wurde mehrmals krank und fünf Stunden weit war kein Arzt. Doch bereiteten Freunde, Geschwister und besonders die Kinder ihr Freude und Hülfe, daß sie auch ihren Haltpunkt wieder fand und Gott bat, er möchte sie werden lassen wie ihr liebes Kind.

Mitten in der Angst um ihren Mann, mitten unter Klagen um sein und der Kinder Geschick sprach sich ihre herrliche Kraft des Duldens aus. Als monatelang seine Briefe ausblieben, da litt sie unaussprechlich, dennoch verlangte sie nicht seine vorzeitige Rückkehr. „Gott den Herrn, der mehr ist wie du, nehme ich zum Zeugen, daß ich nicht will, was du nicht darfst!“ Wenige Tage drauf konnte er ihr antworten, „es sei für sein Leben nichts mehr zu besorgen, da er auf friedlicher Laufbahn sei.“ Indessen er für die Erhaltung des Vaterlandes rastlos thätig war, erwartete sie zu Kiel, umgeben von Kriegssturm, ihre Entbindung. Sie genas den 16. Dez. glücklich eines Knäbleins und am Weihnachtsfeste Abends im Halbdunkel trat nach halbjähriger Trennung der Gatte unter die Kinder und vor das Bette seiner Gattin. „Was das war, weiß Niemand, als der es erfahren hat,“ schreibt ihr Sohn Clemens.

Gräßlich hauste indessen Davoust in Hamburg. Perthes mußte draußen überall mit Rath und That vorangehen, er war in Flottbeck von Arbeiten fast erdrückt, als Caroline ihm den Tod des jüngsten Knaben, die Krankheit seines Bernhard schrieb. Er eilte nach Kiel, am 21. Jan.; nach sechs Tagen schon muß er wieder fort, um im fremden Schmerze seinen eigenen zu ver-

gessen. Unermüdlich für die Vertriebenen und Verwundeten thätig brach er den Fuß, neun Wochen lang lag er in Kiel am Nervenfieber darnieder. Carolinens Freude war, ihn, den keinen Augenblick Ungeduldigen oder Verdrießlichen, pflegen zu können.

Endlich zogen die Verbündeten in Paris und Perthes mit seiner Familie in Blankenese ein. Nach sechs thätig dort verlebten Wochen wehte auch über Hamburg die weiße Fahne und nun strömten von allen Seiten die Vertriebenen der Stadt zu. Mit den einziehenden Freundes-Truppen kehrte auch die Perthes'sche Familie am 31. Mai 1814 in die Stadt zurück, die er vor einem Jahre verlassen hatte — und unter welchen Gefühlen!

Nun mußte Perthes suchen, Haus, Stadt und Staat wieder einzurichten. Das ganze Haus war durch die französischen Wachen zerstört, alles Holzwerk verbrannt, alle Räume nur ein Schmutzhaufen. Alles mußte erst gereinigt, alles erneuert werden, und die Mittel fehlten dazu. Es war ein harter Wiederanfang für Caroline; aber sie that ihre Pflicht, und Gott half zu Wiederherstellung von Haus und Geschäft. Schwieriger blieben die öffentlichen Angelegenheiten, denen sich der edle Patriot, gestützt zu Hause auf sein treues, frommes Weib, mit ganzer Seele wiedmete. Napoleon hatte sich nochmals aufgerafft, der Wiener Congreß war auseinandergestoben, die letzten Würfel fielen bei Belleallliance und Waterloo gegen ihn. Karoline war gerade in Wandsbeck einige Wochen; man hörte von der großen Entscheidungsschlacht; sie hatte ihre Kinder auf der Landstraße aufgestellt um schon von weitem den bestätigenden Boten sehen zu können. Endlich sprengte ein Reiter in gestrecktem

Laufe heran, jubelnd ließ er ein weißes Tuch hoch in der Luft wehen: es war ein Freund, der von Perthes die Siegesnachricht mit den Worten überbrachte: „Siehe die Wunderwerke Gottes und preise und danke.“ „Das ist ein Sieg,“ antwortete Caroline, „Gott helfe weiter und wenn's seyn kann, ohne zu kriegen und zu siegen, wenn's nicht zu viel verlangt ist.“

Nun rückte Perthes all seine Thätigkeit an die leibliche und geistliche Hülfe für die leidenden Stände. Tausende waren durch die Noth wieder zu Gott gekommen, ihnen sollte weiter geholfen werden. Prediger Steinkopf und Patterson erschienen als Abgesandte der Londoner Bibelgesellschaft und boten das Lebensbrod den deutschen Brüdern an. In Perthes Hause entstand am 13. Oktober 1814 die Hamburg-Altonaische Bibelgesellschaft, die nach 25 Jahren bereits 73,000 Bibeln vertheilt hat. Sofort sammelte Perthes Gelder und Leute für den Unterricht der armen verwahrlosten Jugend. Dann sollten die in der Kriegsnoth entstandenen Frauenvereine für die Friedenszeit erhalten und zum Segen Deutschlands weiter gebildet werden.

Indessen aber waren die Folgen des letzten angstvollen Fluchtjahres für Carolinens Gesundheit verderblich geworden. Schwer drückte sie die Reizbarkeit ihrer Nerven und ein langsam sich ausbildendes Herzübel. Aber sie trug das als Christin und freute sich des vielen Guten das ihr täglich bescheert war. Ein herbster Schlag war der Tod ihres 73jährigen Vaters, der im Herbst 1814 in ihr Haus zu ziehen sich bewegen ließ. „Führe mich nicht in Versuchung und erlöse mich von dem Uebel“ betete er; eine Stunde später sagte er einigemal gute Nacht und im Augenblicke des Todes schlug er hell und

groß das Auge auf, liebevoll seine Frau und die Kinder suchend, welche den letzten Blick der Liebe von ihm empfangen sollten (21. Jan. 1815). „Mit Augen habe ich es nun gesehen," schreibt Caroline, „daß der Glaube eine gewisse Zuversicht ist deß, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet und daß dieser blinde Glaube für sich allein Kraft genug hat, uns über alle Noth und Angst und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen ernsten Augenblick des Uebergangs bei hellem und vollem Bewußtseyn."

Um sich der unruhigen, ihre Kraft verzehrenden Haushaltung ein wenig zu entziehen, brachte Caroline mit den jüngern Kindern den Sommer 1815 in dem Hause ihrer Mutter in Wandsbeck zu. Ende Augusts kehrte sie etwas gestärkt zurück, so daß sie ob auch mit Unterbrechungen noch Jahre hindurch dem großen Haushalte vorstehen und vielen Menschen verschiedenen Standes und Alters Trost und Freude, Stütze und Förderung seyn konnte, während ihr Gatte fortfuhr, zu arbeiten, zu leiden und zu streiten für seines Hauses und seines Vaterlandes Heil.

Caroline gehörte ihrem Hause allein, und in diesem fand sie immer neue Ursache zu Freude und Dank. Ihre älteste Tochter Agnes wurde 1818 die glückliche Gattin des Buchhändlers Wilhelm Perthes in Gotha. Die innigste Liebe verband fortwährend die Mutter und Tochter. Dank und Freude über das Glück der letztern und über das eigene füllte ihre Briefe an sie, von der sie über alle häuslichen Verhältnisse unterrichtet seyn und der sie manches bewährte Recept für die Küche und manchen erprobten Kunstgriff in der Haushaltung schrieb. Noch sorglicher stand sie der Tochter bei der Gestaltung des geistigen Haushalts in der neuen, vom Rationalismus

noch breit durchwässerten Heimath zur Seite. Agnes hatte sich über die nur moralisirenden Prediger in Gotha beklagt. „Das ist magere Kost," schrieb die Mutter, „doch verzage nicht, gehe in deine eigene innere Kirche; Gott kann besser auftischen, wie alle Prediger und wird dir gewiß geben, wenn du nur recht hungrig bist. Wenn auch die Predigt nicht genügt, so versäume die Kirche nicht. Es kommen Augenblicke, in denen man in der Kirche leichter wach und lebendig wird als im unruhigen Hause. — Die alten Gesänge und Choräle sind immer meine besten Lebendigmacher gewesen, wenn ich kalt und todt inwendig werden will. Daß du ohne Musik leben mußt, thut mir leid, aber begieb dich deßwegen in keine neuen Verbindungen, die du zu theuer erkaufen und von denen du dich nicht wieder frei machen könntest. Auch für mich ist der Flügel todt und still, seit du mir fehlst; es ist eine große Aufgabe, loszulassen, was uns Gottes Geschenk so fest an's Herz hat wachsen lassen."

Die Freude am Glücke des Kindes und der Trennungsschmerz zieht sich durch die unbeschreiblich innigen Briefe hindurch, welche sie mit der Tochter wechselte. Ueberglücklich war sie bei der Aussicht, Großmutter zu werden. „Lies den Gesang in unser aller Namen: O wenn ich tausend Zungen hätte," schreibt sie, „er kommt Einem recht zu Hülfe, der liebe Gesang, wenn man sich nicht zu helfen weiß." Als sie im April 1819 selbst ihre Tochter in Gotha besuchen konnte, war es ihr schwer, Herr über ihr Herz zu werden; ruhig und fröhlich mit den Ihrigen lebend fühlte sie sich „in den Wohlthaten Gottes begraben." Nach Hause gekommen traf sie dafür ihren zweiten Sohn Clemens schwer erkrankt. Mitten in dieser Angst und Noth aber kam die Nachricht von der

Geburt des ersten Kindskinds und nun rief sie jubelnd ihr „O daß ich tausend Jungen hätte" — „Ja Gott helfe mir danken und preisen dafür, daß mein Wunsch und Gebet erhört ist; ich habe aber von jeher das Gefühl in mir, daß man lange nicht so inbrünstig danken wie bitten kann oder als wenn der Dank immer zu kurz im Vergleich mit der Bitte sei." Die große Freude und die große Sorge zumal war zu viel für Caroline, sie fiel in eine schwere Krankheit und auch als Genesung eintrat, blieb die Unruhe um den kranken Knaben. Neue Unruhe brachte die Verheirathung ihrer zweiten Tochter Louise mit einem ihrer würdigen Manne aus Gotha. In Gottes Namen, dessen Liebe sie fühlte und dessen Segen sie sicher hoffte, gab sie das Kind ihres Herzens hin; der kleine Clemens genas auch wieder und so war Caroline auf's Neue voll Dank. „Wie nach Eurem höchsten Ziele müßt Ihr daran arbeiten," schrieb sie den Neuvermählten, „Gott näher zu kommen und Euch einander fördern wollen, ihm ähnlicher zu werden." Die köstlichsten Winke und Ermahnungen giebt sie ihr, als das Heimweh und als die Erfahrung sich einstellte, daß der Ernst des Lebens auch im schönsten Verhältnisse nicht ausbleibe und daß die Arbeit an sich selbst nicht unnöthig geworden sei. Nur gegenseitige Offenheit zwischen Mann und Frau, räth sie aus eigenster Erfahrung; Süß und Sauer soll getheilt und vereint getragen werden. Solche Kämpfe bringen Gatten nur einander näher. Empfindlichkeit und Heftigkeit thut nicht gut; „ich habe von dem alten Franz von Sales gelernt, daß viele Sachen zwar nicht leicht angesehen, aber leicht behandelt werden müssen, wenn man zum Ziele kommen will. Gegen die Neigung heftig zu werden, muß man nicht mit großer Gewalt zu Felde ziehen, das

stört die Andern und kann uns selbst erbittert machen. Besser ist es, in solchen Augenblicken leicht fallen lassen und schnell vergessen; wenn dann das Herz voll Liebe ist, kann keine Aergerlichkeit hinein. — Liebhaben ist Anfang, Mittel und Ende unseres Glückes; ohne dieses kann Gott mit all' seiner Allmacht keines geben."

Mit dieser Tochter trat der älteste Sohn, Matthias, aus dem Elternhause. Seit Ostern 1820 studirte er in Tübingen Theologie. Er fand auf dortigen Lehrstühlen einen Gott gelehrt, der ihm nicht genügte. „Der meinige," schrieb er nach Hause, „muß ein solcher seyn, zu dem ich vertrauensvoll beten kann, den ich bitten kann, in der Hoffnung, er werde sich durch meine Demuth bewegen lassen, mir Kraft und Hülfe zu verleihen." „Halte dich daran!" schrieb ihm sein Vater. Als weiterhin der Sohn sich von der Philosophie angezogen fühlte, antwortete der Vater: „Ich möchte, daß du einen tüchtigen Denker, der fromm sei und Theologe, möge sein Bekenntniß auch ein anderes seyn als das meinige, befragtest, wie du dich am sichersten einzurichten habest." Insbesondere dachte er an den seligen Dr. Steudel. Berieth ihn so der Vater, so war das Auge und Herz Carolinens wo möglich noch ernster und inniger nach Tübingen gerichtet. Bange machte ihr das Scheiden des Sohnes, aber durchdrungen ist sie von Freude und Dank gegen Gott, „der ihren Wunsch, er möchte in gute Umgebungen kommen, so wunderbar erhören und segnen wollte." Matthias kam in den ernsten und bedeutenden Freundeskreis, der sich um L. Hofacker schaarte. Das gab der Mutter „Ursache zum Danke," und das möchte ich vor Allem dir gönnen, „daß du noch ein Stück Weges mit deinem Freunde Hofacker gehen könntest, der der Mann zu seyn

scheint, welcher mit der Zeit auf die rechte Weise zu rathen und trösten lernen wird." So schrieb sie prophetisch dem Sohne, dessen theologischen Beruf sie so groß hielt darum, weil es so schön und schwer sei, auf die rechte Weise trösten und rathen und ein Wegweiser für so Viele seyn, die den Weg nicht finden können oder wollen. An den Mann im Evangelium, der immer ihr Trost sei, indem er antwortet: „ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!" weist sie ihren Matthias so sehr als auf das Johanneswort: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott." Dabei erinnert sie ihn an eifrigstes ernstes Studiren, denn „nicht allein das nicht gelernt haben, sondern auch die Gewöhnung, nicht zu lernen, hat große und bittere Folgen." Sie will im Einzelnen wissen, daß und wie er seine Studien betreibe. Bis in die kleinsten Sorgen der Studentenwirthschaft blickte sorgsam ihr Mutterauge und forderte Rechenschaft von Allem, wie sie ihm auch möglich machte, mit allem Kleinen und Großen im Elternhause fortzuleben. Zu seinem Geburtstag ihn segnend, schreibt sie das Gebet, womit sie aufgewacht war, hin, damit auch er es mit ihr beten könne; ihr sehnlichster Wunsch für ihn sei: „Du heiliges Licht, edler Hort, laß ihm leuchten das Lebenswort und lehr' ihn Gott recht erkennen, von ganzem Herzen Vater ihn nennen; lehr' ihn, daß Christus unser Herr, unser Meister ist und Keiner mehr, daß er nach keinem Fremden schau' und Dir aus ganzer Macht vertrau!"

So war das Geistes- und Gebetsleben in Carolinen hell und wach, gewann auch täglich an Ruhe und Sicherheit. Daß aber auch dem, der ein Leben mit Gott führt, die Seele länger oder kürzer in düsterer Trauer darniederliegen kann, mit dieser i h r e r Erfahrung tröstete sie noch

andere Angefochtene. Im Ganzen übrigens war das Gefühl der Freude und des Dankes die herrschende Stimmung ihrer Seele auch in der Zeit schwerer Körperleiden. „Wer von Herzen darnach strebt, sich unter allen Umständen in Gottes Willen zu ergeben, kann nie unglücklich seyn," sprach sie. Dazu waren glückliche Menschen, mit denen sie sich freuen konnte, ihr immer eine wahre Herzensstärkung. Vor Allem war die Liebe zu Mann und Kind ihre unerschöpfliche Quelle der Freude und des Dankes.

So vollendete sie ihren Lauf. Hatte sie sich Anfangs nach stiller Häuslichkeit und ruhigem Leben gesehnt, so fand sie, daß gerade für sie die Nöthigung, sich im Schaffen und Ordnen, Regieren und Vermitteln zu bewähren, eine köstliche Schule war. Die Hoffnung, welche Perthes selbst hatte, die spätern Lebensjahre in ruhigem Zusammenseyn mit den verheiratheten Töchtern zuzubringen, giengen für sie nicht in Erfüllung. Im Frühling 1821 hatte die Krankheit des Herze's und der Nerven sich bis zu einem schwer zu tragenden Grade gesteigert. Am Tage nach Pfingsten wurde sie durch heftige innere Krämpfe, denen ein nervöses Fieber folgte, dem Tode nahe gebracht. Mit dem Ende hatte sie sich ihr ganzes Leben hindurch ernstlich beschäftigt. An gar manchen Sterbebetten hatte sie dem Tode ruhig und still in's Auge zu blicken gelernt, er hatte kein Grauen für sie, das Leben war ihr nicht weniger eine Freude. Im Juli ward sie nach Wandsbeck gebracht. Es kam ein schwerer Kampf auf Leben und Tod; die Ihrigen aber fühlten nur ihre Freundlichkeit und die Kraft ihres Geistes. Am 24. August ließen heftigste innere Krämpfe ein augenblickliches Ende fürchten; heftige Fieberphantasieen und äußerste Kraftlosigkeit, Angst um Luft und tiefer Schlaf

wechselte von da an ab, in hellen Augenblicken aber breitete sich die Ruhe des Glaubens, die Sicherheit der Hoffnung und die Freundlichkeit der Liebe siegreich über dem Sterbebette aus. Am 28. August 1821 Abends um 9 Uhr wurde sie nach einem frommen Leben von 47 Jahren durch einen Nervenschlag plötzlich dahingerissen ohne letzten Händedruck, ohne Wort, ohne Blick der Liebe und ohne Abschiedsgruß für die Ihrigen, die nur den Trost hatten, daß sie selig im Herrn gestorben, dem sie gelebt. „Ihr frommer, demüthiger Sinn, ihr einfältiges und einfaches Seyn war unberührt durch die Jahre geblieben, die Innigkeit ihrer Liebe behielt die ganze frühere Stärke und Tiefe, in Trost, Rath und That wurde sie segensvoll für Alle, die in ihre Berührung kamen. Mit ihrem reichen Geiste hat sie große Erfahrungen gemacht und tiefe Blicke in die menschlichen Herzen und Verhältnisse gethan; aber in ihrem Urtheile war überall Liebe und Milde, die Sicherheit des Glaubens hat sie vor Aengstlichkeit (die schroff und hart macht) bewahrt. Bei dem Reichthum und der Kraft ihres Geistes war ihr die Armuth des Herzens, wie Tauler und Kempis sie preisen, zu eigen; von frühester Jugend an hat sie in stetem Umgang mit Gott gelebt und wahrhaftig war sie, wie es selten Menschen sind" — dieß Zeugniß gab ihr schmerzbewegt derjenige, welcher ihr am meisten verdankte, „ohne daß sie wußte, wie abhängig er von ihr war," ihr edler Gatte.

XVIII.

Friederike Hofacker,

geb. 1770. † 1827.

Was Caroline Perthes vor Allem ihrem Manne war, mag lieblich an die edle Nonna erinnern; nun wollen wir eine Monika der neuen Zeit bewundern in einer Frau, welche, wenn je eine, beweist, wie die Wirkung der Frau auf ihre Familie über alle noch so herrliche Wirkung nach außen geht. Nur der Geist des Glaubens und der Zucht in der Familie kann in unser weiches, schlaffes, selbstsüchtiges, der eiteln Mode fröhnendes Geschlecht wieder die Einfalt, Entsagung und Nüchternheit bringen, ohne welche auch alle innere Mission nur tönendes Erz und klingende Schelle ist. Eine Frau aus dem Stamme, welcher oft schon ein deutschester unter den deutschesten genannt, von seinen Kirchen-Vätern Brenz, Andreä, Bengel, Oetinger, Flattich, Hiller, Hahn u. s. w. so Großes ererbt und dieses bis auf die neueste Zeit in Gründungen der aus Glauben thätigen Liebe auf reiche Zinse angelegt hat, die Mutter eines Wilhelm und eines Ludwig Hofacker, welch letzterer als Herold des alten, ewig verjüngenden Evangeliums mit den fast 80,000 Stücken seines Predigtbuches noch jetzt weit über seine Heimath hinaus redet, obwohl er nach kurzem Zeugenlaufe allzufrüh gestorben ist, — sie zeige uns, was eine Mutter mit der Bibel

in der Hand an ihren Kindern vermag. Wir sehen da eine Gestalt von allerdings granitner Gediegenheit, aus deren Kern heraus das Zarte und Weiche ihres tiefen Gemüthes „nur wie eine keusche Nonne durch's Gitter" sprach, eine Frau voll Geist und Verstand, recht und schlecht, reich an tiefem Gefühl, gegen Jedermann gütig und gastfrei, aber männlich und kräftig durchgreifend und ohne alle schwächliche Empfindsamkeit — „ein weiblicher Doktor Luther." Körnigt wie dieser, natürlich, witzig, voll gesunden, treffenden Urtheils, mitunter derb, aber hart nur gegen Künstelei und Ziererei, war sie dabei grundgut, treulich gesinnt und ihre Liebe mit einem Worte und zehn Thaten verwirklichend, bis es ihr gefiel, einmal auch aus dem Verschließ ihrer männlichen Seele ein herzlicheres Wort hervorzugeben; nur in besonders entscheidenden Augenblicken brach ihr herrliches Gefühl gleich einer wallenden Stromfluth hervor. Von ihr bekennt der Lebensbeschreiber ihres Sohnes, Albert Knapp, am meisten für seine geistliche Dichtkunst gelernt zu haben, denn sie habe, die Brille auf ihre Adlernase setzend und das ernste Antlitz schüttelnd, ihm, dem jugendlich überschwänglichen Anfänger, alles Schwächliche und Gekünstelte, alle „wässerige und Conditorarbeit" in seinen Gedichten, die er ihr brachte, unerbittlich weggeschnitten in der Vollmacht Dessen, der Vorbild und Meister auch der dichterischen Geister ihnen das scharfe Schwert darreicht, womit sie selbst die Hand, die da ärgert, sich abhauen können und sollen. War sie Andern eine unbestechliche und doch grundgütige Richterin, so hatte ihr Sohn auf ihre ernste Zucht das Psalmwort anzuwenden: „ich danke Dir, daß Du mich demüthigst und halfst mir." Und wenn nun gerade

das unser Unglück ist, daß die Mütter, Gattinnen, Schwestern und Freundinnen die trotzigen und verzagten Männerherzen unserer Tage in der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, Selbstüberschätzung und Selbstwegwerfung, an der ja Alles scheitert, hegten, statt sie zu jener Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung anzuhalten, welche im Kleinen treu, im Großen tüchtig, im Glücke voll Demuth und im Unglücke voll Muth erhält: so müsse unsere Frauenwelt lernen, wie sie immer am wichtigsten innere Mission dadurch treiben kann, daß sie ein ernstes, gestähltes Geschlecht erziehe, welches durch den Muth der Demuth seinen strengen Beruf, wozu der Herr der Zeiten es heute und morgen sendet, zu erfüllen wisse.

Diese Frau war die Tochter des höchst eigenthümlichen württembergischen Pfarrers Klemm, geboren in Hildrizhausen am 22. Okt. 1770. Bei dem heitern und fröhlichen Kinde offenbarte sich schon frühe ein forschender Eifer der Selbstbildung, der sie vor ihren Geschwistern auszeichnete; sie las auch später viele und gute Bücher, was in mündlichem und brieflichem Verkehr bemerkbar wurde, und lernte zugleich bei ihrer Mutter, einer stillen, christlichen Dulderin drückender Verhältnisse, der sie eine Freundin wurde, mitleiden und mittragen. Sie vermählte sich in ihrem 23. Jahre mit dem ihr gleichartigen Diakonus Hofacker in Wildbad, wo sie am 15. April 1798 als den dritten ihrer sieben Söhne — um deren willen auch A. Knapp sie mit der Mutter der Makkabäer vergleicht — ihren Ludwig gebar. Ihr Gatte, ein ächter Altwürttemberger von altem Schrot und Korn, ein Mann von riesigem Körper und kräftigstem, hellstem Geiste, von mannhaftestem und ge-

radlinigstem Wesen, von gründlichster Gelehrsamkeit und ernstester Treue, wurde schließlich Stadtpfarrer und Amtsdekan in Stuttgart, wo er im Jahre 1824 glaubig im Herrn entschlief. In dieser Ehe war sie mit viel Freude, aber mit noch mehr Kreuz gesegnet. Drei Söhne starben ihr schon in früher Kindheit. Ludwig, ihr Lieblingssohn, war vom Vater erst zum Schreibereifache vorgebildet, dann zu dem ihm entsprechenderen geistlichen Stande bestimmt. Während er auf der niedern und hohen Schule zunahm an Alter und Weisheit, kam er in jugendlichem Leichtsinn innerlich weit von Gott ab, und selbst als er sich endlich auf sich und Christum besonnen, blieb er noch lange und weit entfernt von dem Frieden, den nur Jener geben kann, nicht die Welt mit ihrer Lust und Pracht, noch Moses mit seinem Stabe. Da war reichlich Ursache für eine Monika, für den Sohn ihres Leibes zu sorgen mit Flehen und Beten um Gnade, Licht und Leben. Und nur sie weiß es und nur Gott ist Zeuge, wie „der Sohn so vieler Thränen und Gebete" nicht verloren gehen, sondern das allezeit offene Herz seines Vaters im Himmel finden konnte.

Nachdem er nun aber sich bereits zwei Jahre ernstlich in Gott und göttliche Gelehrsamkeit vertieft hatte, da wurde er von einem Andern gegürtet und hingeführt, wohin er Anfangs nicht wollte. Im August 1820 traf ihn ein Sonnenstich, so daß er auf der Straße in Tübingen ohnmächtig zu Boden sank und mit einer tiefen Kopfwunde nach Hause getragen wurde, welche Anfangs lebensgefährlich schien, dann in ein schweres Nervenfieber auslief. Die Mutter eilte herbei und wachte am Bette des todtkranken Sohnes. A. Knapp findet nicht Worte, den tiefen Eindruck zu schildern, den ihm, als

er selber sich noch nicht zu Christo gefunden, ein Krankenbesuch bei seinem „leider fromm gewordenen" Jugendfreund gemacht. Um ihn zu erheitern las er ihm die herrliche Lobrede Jean Paul's auf den großen Herder vor. Da sah Hofacker ihn mit liebevoll-umflortem Blicke an und sprach langsam: „Lieber Freund, das Alles wäre ganz schön und erhaben, wenn Herder nur nicht ein armer Sünder gewesen wäre!" — „Ach Hofacker," rief Knapp, der damals in weltlicher Dichtkunst schwelgte, „wie magst du so kühl und prosaisch herausreden!" — „Kommen Sie, Herr Magister," rief die Mutter begütigend dazwischen, „lesen Sie uns mit ihrem schönen Vortrage etwas anderes vor; wir sind eben kränkliche Leute; darum geben Sie meinem Sohne jetzt Etwas, was uns besser bekommt als der geistreiche Herder!" Als nun der Freund fragte, was er denn lesen solle, sagte sie: „Nun, lesen Sie uns etwas aus der Offenbarung Johannis vor!" Mit tiefstem Widerwillen gieng der junge Dichter an das ihm unbekannte, fabelhafte Buch, als er aber anhub und fortfuhr: „Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt, und von den sieben Geistern, die da sind vor Seinem Stuhl, und von Jesu Christo, welcher ist der getreue Zeuge und der Erstgeborne von den Todten, und ein Fürst der Könige auf Erden, der uns geliebet hat und gewaschen von unsern Sünden mit seinem Blute...." Da vermochte er nicht weiter zu lesen und es übermannte ihn das Gefühl: „Es ist doch die süßeste Aufgabe, jene göttliche Liebe zu lieben, die für Sünder gestorben ist." Aehnliche Wirkungen giengen von diesem Krankenbette und dieser Krankenpflegerin auf Andere über, und die Krankheit Ludwig Hofackers war

nicht blos ihm nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, dessen Sohn dadurch geehrt werden sollte.

Einen bedeutenden Einfluß auf Ludwigs Umkehr hatte auch sein jüngerer Bruder Max geübt, ein von Natur höchst eigenthümlicher, schon frühe tiefsinniger, körperlich kraftvoller, hochstämmiger Jüngling, der vom Geist Gottes angefaßt mächtig seinen Bruder zu einem göttlichen Leben mitbestimmte. Während er aber diesen von Hause aus ganz klaren und nüchternen Geist auf den Weg des „Lichtes, das vom Himmel gekommen ist, zu erleuchten alle Menschen,“ leiten half, wurde sein eigener Gang der dunkelste. Seine Nerven erkrankten, er verfiel in Schwermuth, und seit mehr denn fünfundzwanzig Jahren brütet er nun in geistiger Finsterniß dahin, sein leibliches Daseyn mit dem Ertrage des Predigtbuches seines sel. Bruders fristend. Welcher Schrecken, welcher Kummer mußte die Mutter erfüllen, die kaum den einen Sohn zum Leben genesen sah, als sie den andern in die grauenvolle Nacht des Todes bei lebendigem Leibe versinken sehen mußte. Aber die langwierige Krankheit des einen, wie die viel schwereren Leiden ihres andern Sohnes führten sie in stets tiefere Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott hinein und erzeugten in ihrer Seele eine Mischung von Tapferkeit und Geduld, eine Läuterung des Glaubens, wie man's nur selten findet. In diesen jahrelangen Anfechtungen bildete sich zwischen ihr und ihrem Ludwig eine ganz eigenthümliche Gemeinschaft des Geistes und Gebetes, in der sie mit ruhigem Einverständniß am schweren Joche zogen; sie ermuthigten einander durch schweigsame Geduld und Aufopferung, ohne Klage, und ein flüchtiger Blick des Auges, woraus noch die kaum abgewischte Gebetsthräne schimmerte, gab ihnen wieder neue Kraft, auf-

zufahren mit Flügeln, wie Adler, daß sie mit einander wandelten und wurden nicht matt, liefen und wurden nicht müde.

Ludwig vollendete, nachdem er wiedergenesen im Sept. 1820 die hohe Schule verlassen hatte, seine Wiederherstellung im elterlichen Hause, und wurde dann Gehülfe eines nicht weit entfernt wohnenden Predigers. Hier begann sein großes Zeugenamt und der große Zudrang zu dem außerordentlich vom Herrn gerüsteten Verkündiger des Wortes vom Kreuze. Bald aber erkrankte er wieder und erlitt viel von der Krankheit, noch mehr von den Aerzten, die mit ihren starken Mitteln seinen schwachen Körper zum Tode statt zum Leben förderten. Die geprüfte Mutter hatte nun bald drei Kranke auf einmal zu pflegen. Der gemüthskranke Sohn Max, der nervenkranke Ludwig und hernach der von einem Schlaganfall getroffene Vater machten das zuvor so heitere und kraftvolle Elternhaus auf längere Zeit zu einem Spital. Ludwigs Seele, mit seiner schweigsam thatkräftigen Mutter stets inniger verbündet, und auch den jüngeren, für die Wege Gottes kindlich gelehrigen Bruder Wilhelm, den nun auch viel zu früh gestorbenen unvergeßlichen Stuttgarter Prediger, stets freundlicher heranziehend, bildete den Mittelpunkt des hart angegriffenen Hauses; er war der Seele seiner Mutter, wie sie der seinigen, zur Unterstützung verordnet, und so war es eine kleine Zahl leidsamer, in Geduld und Glauben verschwisterter Seelen, die mit stillem Gebete und Harren das Streitfeld behaupteten.

Im Januar 1823 konnte der Sohn endlich wieder die Kanzel betreten als Gehülfe seines kränklichen Vaters, und nun durfte seine Mutter Zeuge seyn, wie von sechs

und acht Stunden im Umkreis aus Stadt und Land die Schaaren nach Stuttgart zogen, wenn der junge Hofacker in der zum Erdrücken vollen, rings umlagerten Kirche mit immer steigendem Beifall seinen nüchternen, markigen und gesunden, aus dem Quell der Schrift hervorrauschenden Wächterruf erschallen ließ. Dieß zu ertragen war mehr, als alle jene Leiden erdulden. Tausend Mutterherzen hätten bei solchen Triumphen eines solchen Sohnes gestrauchelt und ihn mit in den Fall hinabgerissen. Aber wenn diese Mutter groß war im Dulden, wenn sie das ruhige Gleichgewicht behielt im Sorgen, so fand sie auch die allerdings noch größere Kraft, sich und ihren Sohn von dem unerhörten Erfolge seines Wirkens auf der Kanzel nicht überheben zu lassen. So sehr sie insgeheim an den herrlichen Predigten ihres Sohnes sich erbaute, so wenig ließ sie's ihn merken, sondern hielt ihn mit ungezierter Einfalt immerfort herunter, um den Sauerteig der Eigenliebe, der sich auch in diesem Menschenherzen regen mußte, von ihm abzuwehren. Eines Tages kam der Freund und Lebensbeschreiber ihres Sohnes von seiner Predigt her entzückt zu ihr nach Hause, und konnte sein Gefühl über das so eben Gehörte nicht verhehlen. Sie hörte seine Worte nachlässig an und sagte, in einem Buche lesend, als ob nichts geschehen wäre: „Ja, der Teig ist dießmal ordentlich aufgegangen." Noch mehr. Vor einer Predigt bekannte der Sohn ihr einmal: „Ach Mutter, wenn die Männer da mit ihren Reisestäben wieder so hundertweise hereinwandern, und nun bald das große Gewimmel angeht, dann regt sich in mir der heillose Hochmuth, der mir einflüstert, ich sei ein besonderer Prediger! Was soll ich denn machen, um diesen Feind zu verbannen, der mich so hart verfolgt?" Die Mutter sah ihn kaum

an und rief halb lachend, halb spottend: „Schämst du dich nicht, du armseliger Mensch, den man alle Tage purgieren muß? Du willst mit deinem erbärmlichen Leib noch hochmüthig thun, und deinem alten Adam Heu aufstecken, wo du froh seyn solltest, wenn du nicht stecken bleibst? Geh, schäme dich in's Herz hinein!" Damit tröstete sie ihn, und er empfand diese scharfe Lauge als das beste Gegengift wider den Hochmuth in seinem Gemüthe.

Solche Herzensergießung war nun allerdings nichts Gewöhnliches bei ihr, sondern ihr Geist bewegte sich am liebsten in einer gediegenen Stimmung, bei der die natürliche Heiterkeit und Einfalt durch das feste Korn ihrer ernsten Besonnenheit hindurchblickte. Nur diese unverwüstlich frische Natur im Bund mit der Gnade verlieh ihr die siegende Ausdauer unter so vielfachen Stürmen. Eine schwere Heimsuchung zu den bisherigen war der Tod ihres Gatten, der in freudiger Fassung, in kindlicher Hingebung an den durch seinen Sohn ihm näher gekommenen Erlöser, seinen Lauf vollendete frei von allen Schrecknissen des Todes, von der Liebe der Seinigen gepflegt, von ihren Gebeten wie mit einem kühlenden Fächer umbreitet. Als man die edle, gewaltige Leiche auf ihr nächtliches Todtenbette trug, war kein Jammern und Klagen, sondern nur dankbar frohe Gelassenheit im Hause. Die betagte Gattin aber gieng nachher hinein zu dem todten Gatten, sprach mit ihm, als lebte er, segnete ihn, bat ihm ihre Fehler mit unaussprechlich rührendem Flehen ab und sagte ihm zuletzt ein Lebewohl auf baldiges Wiedersehen. Während des Begräbnisses (30. Dez. 1824) schrieb sie, ohne zu ahnen, daß es von ihren Söhnen würde gefunden werden, folgendes Gebet nieder:

„Herr! Herr! Ich habe mich unterwunden, mit Dir zu reden, in dieser heiligen Stunde, nach Deinem Gebot: Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan. Stärke mich in dieser Unternehmung und laß mich nichts denken, als was Dir wohlgefällt!

Dreieiniger Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist! Ich danke Dir, daß Du mich diese Stunde hast erleben lassen, und mein lieber Mann mir nicht in's Grab sehen darf — diese Stunde, in welcher ich das theure Kleinod, das mir Deine Barmherzigkeit vertraute, Dir auch seinen irdischen Resten nach wieder übergeben darf nach Deiner Ordnung, nach welcher das Saatkorn erst in die Erde fallen und ersterben muß, ehe es lebendig wird. Ich danke Dir, daß ich dem Geiste, welchen Du in dieses Saatkorn gelegt hattest, nachsehen darf in die ewigen Hütten, welche Du Deinem Volk selbst verheißen und bereitet hast. Ich danke Dir Gott, heiliger Geist des Vaters und des Sohnes, daß Du diesen Geist wiedergeboren hast durch die Auferstehung Jesu Christi. Ich danke Dir, Herr Jesu, Du treuer Heiland, daß Du dieses Schaf Deiner Heerde einverleibt und es von früher Jugend an gesucht, aber auch gefunden und auf die Achseln genommen und an Dein liebendes, für uns verwundetes Herz gedrückt hast, — daß Du die Beute Deiner Schmerzen nun dem Angesichte Deines Vaters dargestellt hast, gewaschen und helle gemacht mit Deinem Blute. Ach, vollende nun Deinen ewigen Liebesrath an ihm nach Deinem Herzen, welchem die Schafe eigen sind. Ich danke Dir, daß Du mich gewürdigt hast, eine so schöne und lange Zeit Begleiterin Deines Dieners und Zeugen zu seyn. Laß, ach laß sein Zeugniß von Deinem herrlichen Evangelium nicht verloren seyn, und laß ihn bei Dir Erquickung durch Erfahrung eines ewigen Segens, welchen das Zeugniß seines Mundes von Dir bei Deinen Schafen hervorbrachte, finden. Laß ihn in reichem Maaße das schauen, was er geglaubt hat und worauf er dahin gefahren ist: daß Du ihn ewig selig gemacht habest durch Dein Blut und Deinen Tod, durch Deine heilige Auferstehung und Himmelfahrt. Ach, ich danke Dir in Ewigkeit, daß Du diesen Glauben ihm geschenkt, und ihn in diesem Glauben hindurch geführt hast durch des Todes dunkle Pforten. Erquicke ihn an Deinem Herzen für alle Erdennoth, welche Du ihm in diesem

Lande der Versuchung, wo der Fürst dieser Welt noch nicht verdrängt ist, nicht ersparen konntest. Vergilt, ach vergilt ihm besonders aus dem Reichthum Deiner Gnade alle Liebe, mit welcher Du in ihm mich und die Meinigen geliebt und berathen hast. Ach Herr, vergieb uns unsere Schulden, erkannte und unerkannte, welche Dein heiliger Geist uns nun vor die Augen rückt, die Sünde, die wir uns haben durch mannigfaltige Untreue zu Schulden kommen lassen. Ach, decke uns die Bosheit unserer Herzen immer mehr auf, daß wir in Deinem Lichte die Tiefe unseres sündlichen Verderbens stets heller erkennen, und Deiner Versöhnungsgnade empfänglich werden. Richte Du uns nur nach Deiner Barmherzigkeit, wie Du den Entschlafenen gerichtet und geläutert hast. Laß unsere Sünden uns nie vergessen, und demüthige uns recht in den Staub durch ihre Erkenntniß und durch die Erkenntniß Deiner freien Gnade, mit welcher Du Sünder selig machst. Du hast mir mein erstes und höchstes Kleinod, das mir Deine Huld anvertraute, nun wieder abgefordert. Ach vergieb Du mir, wenn ich's vergaß, daß es Dein ist, und es wohl gar mit meinen Sünden beschmutzte! Deine Treue hat meine Untreue verschlungen; Du hast nicht abgelassen zu schmelzen und zu reinigen, bis Dein Bild wieder glänzte, und Du es rein in Dir und geheiliget durch Dich aus meinen unreinen Händen empfangen konntest. Laß mir das Andenken an diese Deine Schmelztage nie aus der Seele schwinden, damit ich meine Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffe, und was ich noch lebe im Fleisch, blos im Glauben an Dich, den Sohn Gottes, lebe, der uns geliebt und sich für unsere Sünden in den Tod gesenkt hat. Ach, laß Deinen Tod, Dein Leiden, bis Leib und Seele scheiden, mir stets in meinem Herzen ruhn.

Ach Herr! wie soll ich Dir danken? Schaffe Du selbst Frucht der Lippen! — Ich danke Dir auch für die Liebe, womit ich meinen seligen Gatten durch Deine Gnade, bei all' meiner Untreue und bösem Herzensgrund lieben und erleichtern konnte. Decke nur Alles mit Deinem Erbarmen zu, und laß uns durch alle Erfahrungen, welche wir auf unserem gemeinsamen Lebenswege gemacht, innig in Dich versenkt und gegründet werden in Ewigkeit. Unter Deinen Liebesaugen wird mein seliger Gatte nun schnell wachsen und zunehmen. Ach laß ihm selbst aus mei-

nem Versehen und Verschulden an ihm einen Segen aufgrünen! Leite ihn selbst zu dem lebendigen Wasserbronnen, und wische alle Thränen von seinen Augen! — Aber für mich und die Meinigen bitte ich Dich um den heiligen Geist, der uns in alle Wahrheit leite, damit wir unsere Seelen zur Ausbeute, als Lohn für Deine Schmerzen, vor den Vater bringen, und Du sie Ihm darstellen könnest in Deiner Gerechtigkeit. Ach, Herr, erbarme Dich, und zeuch uns kräftiglich von allen Dingen! Denn ein gefesselt Herz, kann sich ja himmelwärts durchaus nicht schwingen. Erhalte uns in seliger Gemeinschaft mit unserem lieben Vater und Gatten, und vereinige unsere Seelen in Dir, damit wir Eins seien in Dir, gleichwie Du Eins bist mit dem Vater. Ach Herr, ich fühle, daß ich Staub und Erde bin, — ich fühle es an diesem Tage, wo mein theuerstes Saatkorn der Erde übergeben wird, lebhafter. Laß uns, o Herr, nie vergessen, daß wir Staub und Erde sind. Stärke uns an diesem Tag durch Dein Naheseyn, Du Todesüberwinder, und gieb uns einen recht lebendigen Eindruck von dem seligen Wechsel unseres theuren Gatten und Vaters. Laß diese Aussaat einen bleibenden Segen unter uns stiften, und den seligen Geist des Vaters unter uns bleiben in Frieden unter einander. Auf Dich, dreieiniger Gott, werfen wir unsere ganze Lebenslast; vollende uns nur unter ihr! Gieb Gnade und Weisheit unter allen Umständen, und Du, Herr Jesu, bleibe bei uns, wie Du verheißen hast. Segne Allen, die uns geliebt haben und noch lieben, ihre Liebe mit einem ewigen Segen, besonders auch ihre Liebe und Treue an unserem theuren Entschlafenen. Amen, Amen. — —

Nach dem Tode des Vaters kehrte einige Ruhe in's Haus ein. Mutter und Sohn waren derselben so wenig mehr gewohnt, daß sie ihnen bald bedenklich wurde. „Wir fiengen an übermüthig zu werden," schrieb Ludwig später seinen Freunden, „und uns in uns selbst zu bespiegeln." Da sagte er und seine Mutter zusammen: „Der Herr muß uns wieder ein Kreuz schicken, denn so kann's nicht fortgehen." Und es ward gesendet — theils in wiederkehrender Krankheit Ludwigs, die ihn bald in eine längere Unthätigkeit und damit in die herbste Schule für sein

„verzagtes, leidensscheues, unglaubiges und trotziges Herz" versetzte, theils in einer schmerzlich und tief demüthigenden Verirrung des unglücklichen Max. Dieser war schon früher einige Mal aus dem väterlichen Hause entwichen, eines Tages entfernte er sich plötzlich unvermerkt und wurde nach unsäglicher Angst der Seinigen, die eben Ludwigs angegriffenem Körper besonders zusetzte, erst in Philippsburg am Rheine wieder aufgefunden. Was aber dieser Pfahl im Fleische auch der Mutter wirkte, das ersehen wir aus einem Gebete, welches sie am 12. April 1825 in Bezug auf ihren irren Sohn niederschrieb und unter ihren Papieren begraben zurückließ:

„Ach Herr! weß soll ich mich trösten? Ich harre von einer Morgenwache zur andern Deines Lichts. Laß mich in dem Dunkel, das Du vor mir niederlässest, Deinen Fußtritt nicht verlieren und halte Dein schwaches Kind, welches nur durch Dich, den Ersten und Letzten, sein Bestehen hat. Darf der Thon zum Töpfer nicht sagen: Warum machst du mich also? Aber Du, mein Schöpfer, hast mir, dem armen Thon, Leben und Odem und von Deinem Geist eingehaucht, und in diesem Geiste Dich durch Dein Wort geoffenbaret durch die Erscheinung Jesu Christi, des Erstgebornen aus den Menschen:

O mein Erlöser Jesu Christ,
Der Du der Letzt und Erste bist,
Der Anfang und das Ende!
Steh Deinem schwachen Kinde bei
Und laß es nicht entfallen
Von des rechten Glaubens Trost!

Du weißest, wie angefochten ich bin über meinen geliebten Sohn, den Du unter tausend Schmerzen mir gegeben und erhalten hast. Du weißest, wie meine Seele an der seinigen hänget, Du Schöpfer unserer Seelen, Du kennst meinen Schmerz allein und durch Deine Kraft allein kann ich vor dem Verzagen an Deiner Hülfe behütet werden. Ach, bewahre mich davor und vor allem Murren gegen Deinen heiligen Willen. Laß nur wieder einen Strahl in meine Seele fallen, in welchem ich Deine Barmherzigkeit erkennen und Dir meinen Sohn unbedingt überlassen

kann. Laß mich nicht fragen, wenn Du das Schwerste über mich kommen läßt: Herr, warum? sondern gieb Gnade zur demüthigen Unterwerfung. Demüthige mich nur, damit ich Deine Rechte lerne und einsehen möge, daß Du es so gut meinest und meinen Sohn nicht verkürzt habest bei dem unerforschlichen Weg, welchen Du ihn durch dieses Leben gehen lässest. Ach, gieb mir nur bald die Ueberzeugung, daß Du ihn aus der Angst und dem Gerichte seines irdischen Lebens erlöst und in Deine heilige Verwahrung gebracht hast. Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn; ja ich lasse Dich nicht! Reiß, wenn es anders nicht seyn kann, mein Herz aus meinem Herzen, sollt's auch seyn mit tausend Schmerzen! Ach, wenn es keinen andern Weg zur Rettung unserer Seelen giebt, als diesen tiefen Leidensweg, so schone unser nicht! Aber meines armen, verlornen Sohnes schone, wie ein Vater seines Sohnes schont. Ach, erquicke seinen Leib und seine Seele aus Deinen Schätzen! Du hast mir diesen Sohn gegeben und weißt am besten, was Du mir in ihm und mit ihm gegeben hast. Du kennst die Bande zwischen meiner und seiner Seele, — ich danke Dir für alle Erquickungen, welche ich durch ihn aus Deiner Hand empfangen habe. Lehre mich ebenso für die Leiden danken, welche mir und ihm Deine Liebeshand auferlegte. Ach, vollende Du Baumeister, die Geister, die Dein Eigenthum sind, für ihre ewige Bestimmung, welche Deine Liebe ihnen gab, ehe der Welt Grund geleget war. Ich glaube, daß Du unsere heißen Gebete erhört und Deine Treue an meinem Sohn geoffenbart hast und ewig offenbaren wirst. An Dein Herz lege ich sein Herz und lasse Dein Herz nicht, bis Du mich gnädiglich versichert, daß Du ihn erhöret hast und ewig segnen wirst. O ewige Liebe, bemächtige Dich ganz meiner, daß ich nur in Dir und durch Dich lebe mit Allem, was ich von Dir habe und durch Dich bin. Mache Du mich zu jedem Opfer geschickt, das Deine Liebe mir abfordern muß. Ach, Du weißt, was ich meine; Du weißt ja alle Dinge — Du weißt, wie tief ein Mutterherz leidet. Und ich kann nicht von Deinem Angesicht weichen, bis Du mich tröstest über die bangen Besorgnisse, welche ich über das irdische Leben meines geliebten Sohnes habe. Ach, laß nach Deiner Verheißung die Versuchung ein Ende gewinnen, daß ich's ertragen kann! Amen! Amen!"

Weil indessen das Leiden Ludwigs sich gar nicht bessern wollte, begleitete ihn die Mutter nach Gais und St. Moritz, aus welchen Kurorten er gerade so weit gestärkt zurückkehrte, daß er ein bald hernach ihn ergreifendes Nervenfieber aushalten konnte. Die Krankheit schien aller Kunst zu spotten und warf sich mit so wüthender Heftigkeit auf den Kopf, daß er in der Furcht, auch einer Geisteszerrüttung unterliegen zu müssen, seine bekümmerte Mutter vor sein Bett rief und fragte: ob sie auch das noch über sich könnte ergehen lassen, daß sie nun statt eines zwei geisteskranke Söhne haben müßte, und ob sie ihn auch alsdann nicht verlassen wollte? Da sie Letzteres bejahte und hinsichtlich des Ersteren ihre unbedingte, noch immer das Beste hoffende Ergebung in den heiligen Willen Gottes bezeugte, so ergab er sich auch in Alles, was da kommen sollte. Doch die Krankheit, die ihm den furchtbaren Ernst des Todes ahnen ließ, brach sich, und die Aerzte konnten ihm nach dieser Reinigung seiner Nerven noch ein langes Leben weissagen. Wie reich floßen da, für die Mutter zumal, die Quellen des Lobes und Dankes. In der Neujahrsnacht 1826 wurde ein häusliches Dankfest zur Ehre Gottes, des wunderbaren Erretters, gefeiert, das den theilnehmenden Freunden unvergeßlich blieb.

Daß sich während dieser Trübsale der Mutter und dem Sohne, der ohne Amt und Besoldung war, auch Nahrungssorgen einstellten, ist natürlich. Sie hatten Nichts, fast weniger als Nichts im Vermögen, denn auf Schätze-Sammeln hatte sich diese Hausmutter nicht verlegt, wohlzuthun und mitzutheilen aber hatte sie nie vergessen. Aber so lange sie sorgten und unruhig waren, ging's nur herunter; so hießen sie den „Sorgen- und

Scharrgeist" von ihnen weichen, und nun fanden sie, daß sie durch Gottes Güte Alles hatten, was sie bedurften. Mit viel zarter Schonung wurde ihnen auf den verschiedensten Wegen und von verborgenen Freunden immer so viel zugesandt, daß sie Alles bestreiten konnten, ohne zu wissen, wie ihnen geschah. Aßen sie vorher ihr Brod nur mit Kummer, „manchmal sogar in stillem Aerger, und hatten's nicht gerne, wenn Jemand mitaß; so aßen sie jetzt und tranken mit Danksagung und ließen Andere gern mitessen und wurden erhalten durch Gottes Güte, die alle Morgen über ihnen neu war."

Endlich wurde Ludwig auf die Pfarrei Rielingshausen ernannt und er mußte aus den ihm zum Theil übergroße Verehrung wiedmenden Kreisen Stuttgarts scheiden. Seine ritterliche Mutter folgte ihm, und blieb seine unzertrennliche Gefährtin und Mitstreiterin bis zum Tode. Auch hier begann sofort der nämliche, ja noch größere Zustrom von Nah und Fern in seine immer tieferen und volleren Zeugnisse von Gnade und Wahrheit; aber auch hier war es die Mutter, welche die etwa aufsteigende Selbstgefälligkeit stracks niederzuschlagen wußte. Als sich einst ganze Massen zur Kirche drängten, sprach sie zu ihm: „Louis! es ist noch nicht aller Tage Abend, und du bist und wirst deiner Sache im Predigen auch noch nicht so gewiß. Wer weiß, ob du nicht einmal ganz stecken bleibst, ohne den Faden wieder anknüpfen zu können, und dann mit Schanden von der Kanzel herabsteigen mußt?!" Und als sie einst die vertrauliche Liebe zwischen ihm und einem Freunde bemerkte, fiel sie plötzlich ein: „Das ist ja lauter Liebe und Herrlichkeit! aber wie? würdet ihr wohl eben so gute Freunde bleiben, wenn ihr als Prediger neben einander angestellt wäret? Was meinst du, wenn dein Freund einen größern Beifall erntete? Ich

glaube fast, das würde dir sauer eingehen!" — Ein andermal fand sie ihn in wehmüthige Gedanken versunken über sein vermeintliches Zurückbleiben im Christenthum. Als sie ihn über die Ursache seines Trübsinns befragte, gestand er ihr offen: er habe an die großen Glaubensmänner vergangener Zeiten, einen Luther, Arnd, Spener, Franke gedacht und gefunden, welch ein schwacher, armseliger Mensch er sei, wie wenig Kraft in seinem Leben und Wirken und in seinen Vorträgen nach solchem Maßstabe liege, so daß er all' das Seinige gar nicht mehr ansehen möchte. „Wir leben eben," fügte er hinzu, „in einer kraft- und saftlosen, in einer glaubens- und herzleeren Zeit!" Die Mutter war schnell mit ihrer Antwort fertig. „Weißt du," sagte sie, „woher diese Wehmuth kommt? — Von deinem verfluchten Hochmuth stammt sie her. Der Pfarrer Hofacker ist verdrießlich darüber, daß er sein liebes Ich nicht in dem großen Bilde eines Luther, Arnd und Franke bespiegeln darf!" Getroffen und beschämt, aber auch befriedigt und beruhigt, ließ der Sohn seinen Trübsinn fahren und empfahl seine gesalzene Zurechtweisung mit gewohnter Heiterkeit auch Andern zur heilsamen Kur.

So scharf sie es aber mit dem Geistesleben ihrer Kinder nahm, so streng war sie gegen sich selbst. Sie wußte das zweischneidige Schwert auch in das eigene Herz zu bohren und das wurde ihr um so näher gelegt, als die Prüfungen auch in Rielingshausen nur zunahmen. Die dunkelsten Führungen sollten Mutter und Sohn durch Leiden zur Herrlichkeit läutern. Gleich der erste Winter kam mit vielen Beschwerden in's einsame Pfarrhaus; Ludwig viel krank, Max oft drei Tage im Bette, dann wieder oft aus den Zimmern herein- und hinaustobend trotz seinem Aufseher; die Mutter wollte ihren festen

Glauben oft fast verlieren. Insbesondere kam Ludwig durch ein Leiden am Goldfinger der linken Hand, in den sich der Krankheitsstoff aus seinem Körper zog, äußerst herunter. Nach mehr als halbjährigen Schmerzen mußte er einwilligen, den kranken Finger abnehmen zu lassen, denn eine Auszehrung schien sonst unvermeidlich. Die treue, theilnehmende Mutter wehrte sich lange gegen diesen bittern Kelch, unter dessen Schwere sie oft beinahe zusammensank. Sie bot Allem auf, um ihrem Liebling diese Qual zu ersparen; aber ihre Versuche blieben ohne Frucht und am 24. Februar 1827 wurde der Finger glücklich abgelöst. So lernte er und seine Mutter „nicht über sich, sondern unter sich wachsen."

Die lange Trübsal aber hatte auch ihren sonst so starken und gesunden Körper sehr abgemagert und ihren natürlichen Muth so heruntergebracht, daß seit einigen Jahren die Wassersucht nur mühsam von ihr abgewandt werden konnte. Und nun schlugen auch ihr die Stunden der innersten Anfechtung. Sie hatte mit schweren Zweifeln über die Gewißheit der Sündenvergebung zu ringen. Ihr ganzes bisheriges Christenthum wurde ihr verdächtigt und in Frage gestellt. Es habe sich, äußerte sie, so viel Natur darein gemischt, daß sie nun nicht wisse, wie sie mit der Gnade daran sei. Dabei stellten sich ihre Temperamentssünden und so mancher Mißgriff und Mißton in ihrem Leben mit den lebhaftesten Farben ihr vor die Augen. Am meisten glaubte sie sich über ihren natürlichen Stolz demüthigen zu müssen. Der geliebte Sohn wurde nun auch ihr, wie dem vollendeten Vater, aus einem Freunde zum Beichtvater. Auch nahm sie mit besonderem Verlangen von alten, erfahrenen Christen der Umgegend Zuspruch an. Seit dem Heimgang ihres Gatten, versicherte sie, sei sie häufig in einem göttlichen Ehe-

gericht gestanden. Ihre Betrübniß über diesen Tod sei darum nicht groß genug gewesen, weil sie damals zu viel an die in ihrem Sohn ihr bleibende Stütze gedacht; an dieser sei nun aber durch den langen Fingerprozeß bereits mächtig gerüttelt worden. — Vor einem ihrer Söhne schalt sie sich einmal eine alte Thörin, deren Leben verwerflich sei. Sie fand aber jene Reue, die Niemand gereuet, und konnte über ihre Unmacht weinen wie ein Kind; dahingeschwunden war nun alle Heldenhaftigkeit, auf die sie sich etwas hätte zu Gute thun können. Ihr Herz wurde weich und immer weicher, klein und immer kleiner, mild und immer milder. Ihr geliebter Sohn reichte ihr das h. Abendmahl, und als sie einmal wieder von den stärksten Zweifeln beklommen war, sprach er über sie, unter Auflegung der Hände auf ihr müdes Haupt, einen priesterlichen Segen, den sie nachher wiederholt begehrte, und der sie so innig erquickte, daß sie sich auch körperlich erholte und im wiedergewonnenen kindlichen Glauben auch ihre natürliche Heiterkeit wiederfand.

Die Krankheit, welche in einem Schleimfieber bestand, hinterließ aber Nachwehen, denen sie bald erliegen sollte. In ihren letzten Tagen hatte sie noch ungewöhnlich frischen Antheil an mehreren Angelegenheiten des Reiches Gottes genommen, so daß Niemand an einen baldigen Heimgang dachte. Nur sie selbst ahnte ihn so wie das Hinwegeilen ihres Sohnes, dem sie es auch vor ihrem Ende frei heraus sagte: sie glaube, er werde nicht mehr lange auf Erden seyn; sollte er aber noch zu dem Entschlusse kommen, zu heirathen, so möchte er nur, wie sie's in ihrer körnigen Volkssprache nannte, keine „Maunzerin," d. h. kein weichliches, weibisches, träg-seufzendes, weinerlich-frömmelndes, geistlich-geschwätziges, ästhetisch verbildetes und verweichlichtes Frauenzimmer, sondern ein einfach-frommes Mäd-

chen mit einem etwas männlichen Geiste und Verstande nehmen.

Ihre Kräfte waren fortan im steten Abnehmen. Als ein besuchender Freund und der Sohn sich eines Abends einem heitern Gespräche hingaben, rief sie von ihrem Lager aus dazwischen: „Louis! Louis! Wachet! wachet! Ich sehe du möchtest deinen Freund gern aufheitern, aber wachet, wachet! Laßt uns noch einen Vers zu guter Nacht singen!“ Bis die dazu bereitwilligen Freunde ihr Gespräch geschlossen hatten, war die Kranke eingeschlafen und der Gesang unterblieb. Als sich der Freund andern Tages verabschiedete, setzte sie nach einer Frage über die Gewißheit der Vergebung der Sünden heiter hinzu: „wenn man nur das nicht zu befahren hat, was der sel. Pfarrer Flattich, als er einmal von seiner todtkranken Frau weggieng, ihr mit den Worten zum Andenken hinterließ: „„Sorge nur, daß du nicht unter das Gesindel kommst, unter die Geister, die in der Luft flattern!““ „Ach,“ sagte sie lachend, „unter jenes Gesindel, unter die Landstreicher im Luftkreis, unter die umherirrenden, ihres Looses so ungewissen Geister zu kommen, wäre mir schrecklich!“

Nach der Abreise des Freundes schrieb sie noch einen letzten Brief an ihre beiden andern in Tübingen weilenden Söhne (der ältere war seit vielen Jahren im Staatsdienste vom elterlichen Hause abwesend, der jüngere Wilhelm studierte damals Theologie), in welchem sie für sich und die Ihrigen die Gabe des heiligen Geistes für Zeit und Ewigkeit erbat und insbesondere ihren Wilhelm vor dem Abgotte „Gelehrsamkeit“ warnte. „Es ist mir ein Anliegen, daß die Weisheit von Oben über dich komme, und die Blendwerke der Vielwisserei von dir nehmen möchte, weil ich deine leibliche und geistige Gesundheit

in Gefahr glaube. Der Herr wolle sich unter uns offenbaren! — Ich grüße Euch herzlich. Eure, Gott gebe! treue Mutter!" — Es war das Himmelfahrtsfest von jeher ihr liebstes Fest im Jahr, weil sie gewiß war, daß, wenn schon irdische Fürsten am Tag ihrer Thronbesteigung keine Gnade versagen, der König aller Könige an diesem seinem Krönungstage dem kindlichen Glauben noch viel weniger eine Bitte versagen werde. So erhob sich denn auch ihr Geist noch einmal mit einer ganz ungewohnten Kraft und ihr einsames Gebet, worin man sie nicht stören durfte, verlängerte sich sehr, bis sie die Ihrigen hereinkommen ließ und ihnen mit sanfter Liebe erklärte: „Nun habe ich den Heiland für euch und mich gebeten, daß sein heiliger Geist in Zeit und Ewigkeit bei uns bleibe, und bin seiner Erhörung gewiß!" Nachmittags stand sie auf und fühlte sich so ausnehmend wohl, daß sie sogar in den Garten zu gehen verlangte, was ihr jedoch ihr Sohn zu seiner nachherigen großen Beruhigung ausredete. Plötzlich klagte sie über Uebelkeit und Krampf, begehrte in's Bett und befahl selbst, man solle sie mit Tüchern reiben. Während der Sohn und die Magd das Geschäft verrichteten, findet letztere die Füße ganz erkaltet. Man hielt es für eine Ohnmacht, aber der Geist war entflohen; ein Schlagfluß hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. So ist sie am lieblichen Tage der Himmelfahrt den 24. Mai 1827 zwischen 3 und 4 Uhr in ihrem 56. Jahre, ein und ein halbes Jahr vor ihrem Sohne Ludwig ohne Tod eingegangen zur Freude ihres Herrn. Ihr Antlitz war auch im Tode noch heiter. Nun ist es längst in des Grabes Staub verfallen, aber ihr Gedächtniß bleibt im Segen der Gerechten.

XIX.

Elisabeth Frey,

geb. 1780. † 1845.

Während durch große Stürme und durch große Männer in das kirchliche und häusliche Leben Deutschlands ein Neues gepflügt und ein Frisches gesäet wurde, das nach gründlicher und stiller deutscher Art in die Herzen wurzeln und in's Leben treiben sollte, ist der evangelisch werkthätige Geist, der eine Glenorchy und Graham beseelte, in England und Nordamerika zu einer Glaubens- und Liebesmacht erwachsen, wie sie dem Sinne des zur Beherrschung von Welttheilen und Meeren geschaffenen angelsächsischen Volksstammes entspricht. Die Mission daheim und draußen, die Bibelverbreitung, die Belehrung und Erziehung der untern Klassen, die Fürsorge für Arme und Gefangene, die Befreiung der Sklaven findet dort so offene und thätige Herzen und Hände wie nirgends. Von dorther nahm Deutschland seit den Befreiungskriegen Vorbild und Antrieb zur äußern und innern Mission; die Thatkraft und die Werkthätigkeit der reformirten Kirche, in Verbindung mit dem englischen Weltverstande so Außerordentliches leistend, kann gewiß dem deutschen Melanchthonischen und Lutherischen Gemüthe Mittel und Wege in's thätige Leben zeigen. Indem wir aber der überseeischen Brüder wahrnehmen mit ihrem Reizen zur Liebe und guten Werken, wollen

wir nicht unsere eigene Art und unsern eigenthümlichen Beruf vergessen, auch nicht Alles, was über dem Kanal und Ocean glänzt, für Gold annehmen. Was die englisch-amerikanische Gewerbsthätigkeit leiblich und geistlich wirkliche Frucht schafft, das wird ein Tag klar machen. Nie aber können wir die weltliche und geistliche Betriebsamkeit, die auf das Massenhafte, Weltumfassende geht und mit der Maschine arbeitet, erreichen wollen, damit wir uns nicht selbst verführen! Wer treu im Kleinen ist, wird über viel gesetzt werden. Stille und ein guter Muth führt himmelan — besser als Sturm und Drang. Lernen wir, wo wir lernen können; aber üben wir, was wir können in unsern andern Verhältnissen und immer so, daß es der Regel des Glaubens ähnlich sei, welcher eine gewisse Zuversicht ist deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, was man nicht siehet!

Unter diesem Vorbehalte bewundern wir aufrichtig und befragen wir treulich auch die herrlichen Frauen Englands und Nordamerika's, welche in Verbindung mit großen Männern wie Wilberforce, der all' sein Leben und Vermögen an die Befreiung der Sklaven setzte, wie Buxton, Gurney, Lord Ashley, der edle Menschenfreund, eine so große Wirkung auch auf Deutschland bis in unsere nächste Gegenwart herüber üben sollten. An ihrer Spitze steht die durchaus einzige Elisabeth Frey.

Am 21. Mai 1780 wurde Elisabeth Gurney in einer durch innere und äußere Güter und Bildung ausgezeichneten Familie in Norwich in England geboren, ein zartes, nervenschwaches, furchtsames Kind. Die düstern religiösen Eindrücke, die sich aus Erzählungen wie die vom Opfer Abrahams in frühester Jugend ihr einprägten, und die trüben Bilder, die ihr der Anblick

menschlichen Elends, namentlich in der Gestalt der armen „Betty Einarm," in die Seele drückten, erhielten durch den Hauch zarter Familienliebe und durch ansprechende Weckung des Sinnes für Naturschönheit auf einem lieblichen Landsitze durch ihre geistvolle Mutter Mischung und Milderung. — Doch die Mutter starb von sieben Töchtern weg, als Elisabeth erst zwölf Jahre zählte. Die Schwestern, reich an Gaben und Anziehungskraft, überließ der beschäftigte, von Natur vertrauende Vater dem Verkehr in den geselligen Kreisen, wie sie damals von Frankreich her mit Kritik, Witz, Geist durch Voltaire versehen wurden, jenseits des Kanals und diesseits des Rheins. Der Geist der Zweifelsucht und Verneinung war natürlich am wenigsten geeignet, die einen höhern Beruf als für den Stickrahmen in sich fühlende Weiblichkeit zur Erkenntniß der ihr eigenthümlich zugewiesenen Lebensthätigkeit zu führen. Der Drang, der in dem Weibe sich regte nach geistiger Gleichstellung mit dem männlichen Geschlechte, gieng in jenem einseitigen Triebe nach der „Bildung" auf, welche nur ein krankhaft überreiztes, eingebildetes Selbstgefühl, die Hoffahrt des Geistreichseyns erzeugte. Nur in einem naturgemäßen Wirkungskreise wächst und blüht jenes Selbstgefühl, das im Bewußtseyn einer Zweckerfüllung so glücklich macht. Abgesehen von dem Schaden an Herz und Haus, bleibt dieser auf den Kopf gestellten Weiblichkeit immer das drückende Gefühl, daß all' dieß Wissen, all' diese Geistesbildung doch immer nur ein erborgtes sei.

Nicht Gelehrsamkeit, sondern T h ä t i g k e i t, nicht Bildung, sondern U e b u n g ist das rechte Ziel jenes Dranges nach einem höhern Berufe im Weibe. Aber, wie gesagt, Verneinung und Zweifel, Unglauben und bloß

natürliche Religion vermochten den Weg zu diesem Ziele nicht zu weisen. Eine Familie, wie die Gurney'sche, eine Natur wie unsere Elisabeth ward jedoch nicht nur vor Abwegen bewahrt, sondern sie fand auch die lebendige Quelle, deren Strömung sie auf die grüne Aue jener höhern, die Weiblichkeit adelnden und ausfüllenden Thätigkeit gelangen ließ, nämlich die geoffenbarte Religion, die allein den Weg, die Wahrheit und das Leben für suchende Herzen und sich versuchende Kräfte bietet.

Elisabeth war eine gewandte Reiterin geworden, liebte Gesang und Tanz im häuslichen Kreise, hatte eine liebliche Stimme und sang mit ihrer Schwester Rahel vortrefflich, namentlich Naturweisen. Ihre zarte, schlanke Gestalt mit der Fülle blonden Haares und dem süßen Ausdruck ihrer milden Züge nahm sich höchst anziehend aus. Ihr tieferes Sehnen aber blieb ungestillt von jenem Weltgeiste und jener Naturreligion. Wie ein Schiff ohne Steuermann sieht sich die sechzehnjährige Jungfrau auf dem Meere der Freuden und Leiden umhergetrieben. Sie ringt nach „Wahrheit und Tugend" und sucht Gott in der Natur, aber sie ruft aus: „ich sehe Alles im Dunkeln; Alles scheint mir Thorheit, ich zweifle an Allem."

Da kam 1798 ein Abgeordneter der „Gesellschaft der Freunde," wie sich die Quäker bekanntlich nennen, aus Amerika nach England. William Savery, selbst ein Neubekehrter, predigt auch in Norwich, und am selben Tage schreibt Elisabeth in ihr Tagebuch: „heute hab' ich gefühlt, daß ein Gott ist." Ein tiefer Ernst kam über sie mit Kräften eines höhern Lebens. — Um sie von dieser auffallenden Verwandlung zurückzubringen, schickte der Vater sie in die große Welt Londons. Vielfach er-

götzt, noch mehr belehrt, war sie nur selten befriedigt. Sie kehrte heim, ebenso religiös entschieden, als sie früher gleichgültig oder zweifelhaft gewesen. Mit reinem Gemüthe hatte sie der Freuden der Welt sich gefreut, sie konnte sich ihnen entziehen, ohne die Freuden und Pflichten des Lebens aufgeben zu müssen. Sie hatte gelernt, daß „die Religion uns nicht unbrauchbar für die Pflichterfüllung machen darf, sondern uns ein Sporn und eine Hülfe seyn soll, diese auf die rechte Art zu üben.“

Hatte sie sich von jeher nicht glücklicher gefühlt, als wenn sie Jemand auch nur den kleinsten Liebesdienst erzeigen oder eine Sorge erleichtern konnte, so bringt sie auch jetzt noch im scharlachenen Reitgewande bald einer fremden kranken Offizierswittwe ein Körbchen mit feinerer Labung und ist dann spurlos auf schnellem Rosse entschwunden; bald tröstet sie einen kranken Diener am Sterbebette mit der Hoffnung der Unsterblichkeit, besucht und pflegt die Kranken der Umgegend; aber jetzt versammelt sie eine Schaar armer Kinder Sonntags um sich, die sie mit hingebender Liebe unterrichtet. Sie fieng mit einem armen Knaben an, bald wurden es siebenzig.

Ihre Familie hatte mannigfache Verbindungen mit der Sekte der Quäker, welche das innere Licht an die Stelle der kirchlichen Gnadenmittel setzen, kein Abendmahl und keine kirchliche Predigt haben, sondern Mann und Weib in ihren Versammlungen beten und reden lassen, wie und wenn „der Geist sie treibt.“ Ein Prediger dieser Gesellschaft hatte unsere Elisabeth sich und ihrem Gotte zurückgegeben; kein Wunder, wenn sie, obschon nicht ohne Kampf, dem Zuge in diese Gesellschaft nachgab, deren eigenthümliche Formen, die einfache Tracht und das „Du“ in der Anrede gegen Jedermann sie den Ihri-

gen entfremden konnten und von ihren bisherigen Umgangskreisen und Gewohnheiten völlig losschneiden mußten. Ihr Charakter, der ein ganzer war, ihr Beruf, der ein einziger, bahnbrechender werden sollte, forderten von ihr das Opfer, das ihr Gewinn bringen mußte. Sie legte nach und nach die hellern Farben und allen Schmuck ab und um 1799 wird sie geschildert „im schieferfarbenen Gewande, in's reiche blonde Haar einen schwarzen Schleier gewunden, dessen Enden zur Seite herabhängen.“

Auch den Tanz und Gesang gab Elisabeth weiterhin auf, weil er sie in ihrer innern Sammlung störte; streng gegen sich selbst, blieb sie aber mild im Urtheil über Andere. Einfach das äußere Wesen, unübersehbar reich die Wirksamkeit; dunkel der Anzug, aber hell das Antlitz, strahlend der Geist und glühend das Herz. Vielleicht war es für sie nöthig, in solch engeres Gefäß ihren Reichthum zu fassen; vielleicht wurde sie eine Heldin der im Glauben thätigen Liebe von wahrhaft reformatorischer Bedeutung, nur *weil* sie Quäkerin war: wir bewundern und lieben sie, *obgleich* sie *diese* war.

Im Jahr 1800 vermählte sie sich mit dem reichen Londoner Handelsherrn und Mitglied der Gesellschaft der Freunde, Joseph Frey. Nach wolkenlosem Brautstande trat sie mit voller Gesundheit des Leibes und der Seele in die innerlich glücklichste, äußerlich vielgeprüfte Ehe. 42 Jahre später stellte sie nach manchen Todesfällen dem jetzigen Könige von Preußen, der in England ihr einen Besuch zurückgab, acht Töchter und Schwiegertöchter vor (drei waren abwesend), ferner sieben Söhne und fünfundzwanzig Enkel. Die Pflichten der Mutter und Hausfrau wie die Pflichten der Tochter und Schwester erfüllte sie mit einer Aufopferung und Zartheit, mit einer

Treue und Tapferkeit, wie irgend eine ihres Geschlechts. Es gab Zeiten, wo sie von Krankenbett zu Sterbelager eilen mußte; ihre zarte Natur und Gesundheit fiel bei so viel Wachen, Sorgen und Pflegen mehr als einmal dahin, doch wie jener Apostel litt sie Trübsal, aber sie ärgerte sich nicht; ihr war bange, aber sie verzagte nicht; auch nicht, als sie aus der Fülle der Güter und Bequemlichkeiten geworfen wurde durch den Fall eines fremden Handlungshauses, mit dem das Geschäft ihres Mannes verbunden war: da wußte sie auch ärmer zu werden, um nur desto mehr reich zu machen.

Elisabeth Frey war die Mutter ihres Hauses mit all der Kraft, mit welcher die Liebe in aller Schwachheit des Weibes so Großes zu leisten vermag. Sie war zugleich von einer, obschon nicht vollendeten geistigen und von einer geselligen Bildung, welche es ihr möglich machte, mit Personen und Kreisen höchsten Ranges zu verhandeln. Doch war sie nicht über das Maß dessen hinaus, was im häuslichen und im gebildeten Kreise die Begabteren ihres Geschlechts leisten. Das war vielmehr ihre Größe, daß sie ganz im Hause stehend sich eine weibliche Wirksamkeit außer dem Hause eröffnete, welche ihren Namen als einer Wohlthäterin der Menschheit nicht blos durch Europa, sondern über das Weltmeer trug, so daß später einmal selbst von den Sandwichsinseln der König Kumehameha III. sie um ihre Verwendung für ein Verbot der Einführung geistiger Getränke in sein Königreich ersuchte, das er nicht vergiften lassen wollte. In der Fülle leiblichen und geistigen Reichthums stehend, wußte sie sich in die Tiefe leiblicher und geistlicher Armuth zu stellen und wie mit Königen so mit dem Bettler und Missethäter zu verkehren. So hat sie dem weiblichen Geschlechte und

der menschlichen wie der gebildeten Gesellschaft eine ganz neue Welt entdeckt.

Ihre musterhafte Ordnung im Hauswesen, ihre gewissenhafte Zeiteintheilung und der Aufblick nach oben setzten sie in Stand zu solcher Wirksamkeit nach außen. So sehen wir die junge Mutter trotz der schweren Krankheit ihres Erstlings eines Tages mit dem Worte: „dein Wille geschehe, nicht der meine," dennoch ihre gewohnten Gänge machen in die elendesten Gegenden Londons, um eine arme Frau aufzusuchen; sie konnte sie nicht auffinden und war von der Bittstellerin ohne Zweifel hintergangen, allein sie wurde dadurch zu zwei andern geführt, die ihrer Hülfe bedürftig waren. An einem kalten Wintertage sprach eine arme Frau sie auf der Straße um ein Almosen an; sie trug ein keuchhustenkrankes Kind auf dem Arm. Vom Anblick des Kindes zum Mitleid, durch die ausweichenden Antworten des Weibes zum Mißtrauen erregt, erbot sich Elisabeth Frey sie nach Hause zu begleiten und dort ihrem Mangel abzuhelfen. Die Frau lehnt es ab; aber festen Schrittes folgt Elisabeth ihr in eine entlegene ärmliche Gasse, wo in einem düstern, schmutzigen Häuschen sich ihr der traurige Anblick einer großen Zahl kleiner, kranker, vernachlässigter Kinder darbot, nicht allein jeder Pflege entbehrend, sondern dem bittersten Elende preisgegeben. Als sie am andern Tage den Arzt ihrer eigenen Kinder dahin gesandt, sich der Elenden anzunehmen, fand dieser das Haus leer. Auf Befragen der Nachbarn erfuhr man, daß das Weib, dem die armen Kinder des Sprengels in Pflege gegeben, sie in diesem Zustande erhielt, nicht allein um Bettelei mit ihnen zu treiben, sondern auch in der Absicht, ihr Leben zu verkürzen und so, indem sie ihren Tod verhehlte, die spärliche Vergütung zu ihrem Unterhalte fortzubeziehen.

Wie sie den Scharfblick der Liebe üben lernte, mag folgender Zug beweisen. Sie gieng einst am Arm eines Freundes, als sie plötzlich denselben losließ, um ein anständig gekleidetes Frauenzimmer anzureden, das sehr bekümmert aussah. Dasselbe bat nicht um Hülfe und suchte keine Aufmerksamkeit zu erregen. Elisabeth fühlt sich getrieben, zu ihr zu treten. „Du scheinst in großer Bedrängniß, ich bitte, vertraue mir die Ursache deines Kummers, vielleicht kann ich dir Hülfe bringen.“ Keine Antwort. Doch jene ließ nicht ab, führte sie in das Haus ihres Bruders, das in derselben Straße war, und auf ihr liebevolles Andringen erhielt sie endlich vollen Aufschluß über das Herzeleid der Unglücklichen. Sie bedurfte nicht Geld, nur frommen, besonnenen Rath. Sie gestand hernach, daß sie auf dem Weg zur Themse gewesen. Elisabeth wurde ihre Retterin Leibes und der Seele.

Bei diesen ihren Liebesgängen und Thaten wußte sie sich überall Stützen zu schaffen; innerhalb ihrer Familie stellte sich eine Schwägerin, besonders aber ihr Lieblingsbruder, Joseph Gurney, der treue Mitarbeiter des eifrigen Sklavenbefreiers Buxton, ihr zur Seite. Ihre wesentlichsten Hülfsmittel bezog sie indeß aus ihrem reichen Herzen und ihrem reichern Gott. Die angeborne Schüchternheit verließ sie nie, aber sie ward ihr zum Muthe der Demuth, die Hartnäckigkeit des Kindes war weise Entschiedenheit geworden, die kindliche Schlauheit zu einer seltenen Gabe, das Innere des Menschen zu durchschauen und auf die Gemüther zu wirken, gereift. Mit leichtester Auffassung verband sie eine ächt englische Geschäftsgewandtheit, und so wurde sie des immer sich erweiternden eigenen Hauses Herr, wie ihres sich bald über die Weltstadt und England ausdehnenden Berufes. Von den Mühen des letztern, von den vielen

Prüfungen des erstern fand sie Erholung unter den Kindern und Blumen auf ihrem lieblichen Landsitze. Aber nie konnte sie blos sich und den Ihrigen leben. Unmittelbar dem Thore ihres eben bezogenen Landgutes gegenüber lag ein altes, verfallenes Gebäude. Hier lebte ein ältliches Geschwisterpaar von spärlichem Einkommen, von Gartenbau und Kaninchenzucht. Es gelang Elisabeth, das verschlossene Herz der Unzugänglichen sich zu öffnen und durch milden Zuspruch in das verkommene Innere den Strahl einer höhern Hoffnung zurückzuführen. Mit dem alten Bau hängt ein neuer Saal zusammen, wohlgeeignet zu einem Schulzimmer. Wiederum gelang es der sanften Ueberredungsgabe unserer Heldin, die Einwilligung der alten Leute zu erlangen, daß sie wirklich eine Mädchenschule für das Kirchspiel hier einrichten durfte. Eine junge Frau, welche die Lancastersche Lehrweise erlernt hatte, war bald gefunden und unter dem Beistande des Ortsgeistlichen und seiner Gattin wurde eine Schule von siebzig Mädchen errichtet, die jetzt noch blüht. Dies war das Werk einer Sommerfrische, die ihr an Krankenlagern angegriffener Körper bedurfte, während andere ihre Zeit und Kraft in einem geisttödtenden Bade oder auf einer vergnügungssüchtigen Reise vergeuden.

Die leiblichen Bedürfnisse der Armen, besonders in Krankheitszeiten nahmen immer ihre Achtsamkeit in Anspruch. Sie hatte stets einen großen Vorrath von Kleidungsstücken aus Kattun und Flanell, so wie eine kleine Hausapotheke bereit. In strengen Wintern wurde in einem Vorhause Suppe in ausreichender Menge bereitet, um hunderte von Armen zu nähren.

Unfern von ihrem Gute standen zwei lange Reihen elender Hütten mit einem größern Hause in der Mitte,

eines schmutziger als das andere, die Fenster mit Lumpen und Löschpapier verklebt, die wenigen heilen Fensterscheiben trüb, Pfützen schwarzer Jauche vor den Thüren, barfüßige Kinder, Mütter mit struppigem Haare, Schweine in vertraulichem Umgange mit der Familie, ein paar Hühner, mit den Kindern die Kartoffeln theilend — es war eine irische Niederlassung. — Bald gewann Elisabeth Zugang bei diesem wilden, warmfühlenden, mitten in seiner Verwahrlosung oft poetischen und komischen Volke. An einem hellen Wintermorgen nahm sie einmal die Kinder mit dahin. Da lag auf dem Bette eine junge Mutter mit der Starrheit und Bläße des frischen Todes auf dem fast schönen Antlitz; die Kinder am Boden, der Vater im Winkel, das Gesicht in den Händen bergend. Elisabeth sprach Worte des Friedens zu ihm und erinnerte ihn an die Wünsche seines Weibes für sein und seiner Kinder Wohl, die jetzt allein auf ihn angewiesen seien. Sie versprach ihm ihren Beistand, nachdem sie ihn aufgerichtet hatte. Das Leinenhemd und die Krone Immergrüns zum Schmucke der Dahingeschiedenen gewährte ihre Hand. — .Mit hochaufgeschürzten Röcken sehen wir sie dann ihren Weg durch Kinder und Ferkel in der Irländer Straße fortsetzen, verfallene Stiegen hinauf, durch enge Gänge, um, oben angelangt, geduldig das Klaglied der Noth zu vernehmen, oder auch den Jammer über die Unart der Kinder und die Mißhandlung des Mannes. Um sie mehr an Ordnung zu gewöhnen, gab sie zur Ermunterung kleine Geschenke an Kleidung; sie gewann einige dafür, ihre Kinder in die Schule zu schicken, und mit Bewilligung des alten ehrwürdigen Priesters vertheilte sie Bibeln.

Einmal, zu besonders harter Winterszeit, sah man

sie leidend, allein in einem großen mit Flanellröcken hoch-aufgestapelten Wagen sitzend, nach der irischen Gasse fahren, wohin die Ihrigen zur frohen Austheilung vorangegangen waren. So wußte sie die den Armen gewährte Hülfe zu einem Vergnügen für die Kinder zu machen durch die heitere Art, mit der sie dabei verfuhr, und erzog sie dabei zu thätiger Liebe, indem sie dieselben als Almosenspender brauchte, wobei jedoch immer genaue Rechenschaft vom beobachteten Verfahren abgelegt werden mußte; so blieb und wuchs die Mutter der Armen zugleich als die Mutter ihrer Kinder.

Stets führte sie auch erbauliche kleine Schriften zur Vertheilung mit sich, aber immer legte sie zugleich selbst die Hand an die Nothdurft des Volkes, geistlich oder leiblich, ließ nie blos Andere reden oder handeln. Die Kuhpockenimpfung, die damals erst einzuführen war, empfahl sie nicht blos, sondern sie übte sie auch mit leichter, geschickter Hand, nachdem sie das einfache Verfahren von einem der ersten Beförderer der heilsamen Entdeckung erlernt hatte. Von Zeit zu Zeit hielt sie förmliche Umschau im Sprengel, und bald waren die ächten Pocken im Bereiche ihres Einflusses ausgestorben.

Auch die Zigeuner, die jährlich vorbeikamen, entgiengen nicht ihrer liebevollen Aufmerksamkeit. An Kinder und Alte wurden Kleider ausgetheilt, so wie ärztliche Berathung und Heilmittel. Mehr noch suchte sie für ihre Seelen zu thun; durch Belehrung in Wort und Buch wies sie ihnen die bittere Frucht der Sünde nach, von der sie dieselben abzuziehen suchte. Ihr Wahlspruch war: „die Pflege der Seele ist die Seele der Armenpflege.“

Indeß ruhte ihre eigene Seele nicht in diesen Werken der Liebe, ihren Frieden fand sie nur in ihrem Gott;

und die Förderung dieses Gottesfriedens durch Wort Gottes, Gebet und Jagen nach der Heiligung war der immer frischere Springquell für die immer weiter und breiter auch in's öffentliche Leben überströmenden Thaten der Barmherzigkeit. Bei dem ersten Bibelfeste zu Norwich im Jahr 1811, dem Dr. Steinkopf aus Stuttgart bewundernd anwohnte, trat Elisabeth Frey selbst zum erstenmal mit einer die Hörer überwältigenden Ansprache auf.

In den Kreis ihrer ernsten Religiosität wußte sie ihr ganzes Haus sammt Gesinde zu ziehen. Wie sie dasselbe zum Hausgottesdienst sammelte, so sehen wir sie auch einen alten Diener auf seinem Sterbebette mit Trost und Fürbitte laben, bis er im Frieden heimgeht. Bei aller Enge ihres Bekenntnisses bewahrte sie sich die Niemand ausschließende Liebe, die es wohl dulden konnte, wie ihre eigenen Geschwister und Kinder sich nicht an das Quäkerthum anschlossen, und die in Allen, welche die Wahrheit lieb haben, Gefährten auf dem Weg zum Leben begrüßte. So kam es ihr auf ihren spätern Segensgängen auch nie darauf an, ob die Armen und Gefangenen Protestanten, Katholiken oder Juden waren. Die Liebe Christi war ihr Leben und sie fühlte, daß diese sich auch denen verkündigen läßt, die ihren Namen nicht kennen. Darum hat sie sich nie damit abgegeben, fremde Glaubensgenossen zum Uebertritt zu bewegen. Sie hatte 20 Jahre lang einen katholischen Gärtner, der alle Sonntage in die Messe gieng, während sie in ihrer Kirche war. Nie versuchte sie, ihn davon abzubringen, hat zu ihm immer nur von Christo gesprochen, denn sie wollte selber „nichts Anderes wissen, als Jesum Christ, den Gekreuzigten." Durch Liebe allein müsse und werde sich die christliche Kirche mächtig

entwickeln; einseitige Leute könne sie nicht brauchen und bigott sollen wir nicht seyn. Solchen Sinnes wußte sie immer den „Punkt zu suchen, wo alle Herzen sich berühren und welcher sie endlich vereinigen wird".

Von ihrem Landsitze nach London zurückgekehrt, betritt und bricht die „priesterliche" Elisabeth eine neue Bahn. Am 16. Feb. 1813 kam sie erstmals in das Gefängniß Newgate, um den äußern Bedürfnissen der armen weiblichen Gefangenen abzuhelfen und zugleich ein Wort des Segens zu hinterlassen. Im Januar 1813 hatten vier Männer, darunter ein Freund der Elisabeth, einige verurtheilte Gefangene besucht; ihre Schilderung bewog die unermüdliche Frau, selbst hinzugehen. Weinend lag vor ihr und ihrer Begleiterin das arme Volk auf den Knieen im elendesten Zustande, als sie durch die Reihen gingen. Da waren in zwei Sälen und zwei Zellen auf etwa 190 Quadratellen 300 Weiber zusammengepfercht, verurtheilte und nicht verurtheilte, ohne Rücksicht auf das Verbrechen, ohne Unterschied, unter der Aufsicht eines einzigen Mannes und seines Sohnes! Bekannte giengen ab und zu, eine Unzahl Kinder war bei ihnen; in demselben Raume kochten, wuschen, schliefen sie. Sie schliefen auf dem Boden ohne Matte, Bretter waren Kopfkissen, einige waren fast nackt. Sie tranken Branntwein, der innerhalb des Gefängnisses selbst ausgeschenkt wurde, und wozu sie mit lärmender Gier sich das Geld erbettelten. In's Ohr gellten schreckliche Flüche, Alles starrte von Schmutz, der Geruch war unerträglich. Der Gouverneur von Newgate betrat nur in Begleitung eines schützenden Aufsehers diesen Schauplatz der Ver-

worfenheit und Schande. Als Elisabeth Frey mit ihrer künftigen Schwägerin Buxton dahin gehen wollte, suchte jener sie zurückzuhalten; wenigstens sollten sie Uhr und Börse ablegen. „Ich danke dir, ich fürchte mich nicht, ich werde nichts einbüßen," antwortete Elisabeth. Sie trat in einen Raum, wo 160 dieser Unglücklichen sie mit Verwunderung anstarrten. Ihre hohe Gestalt, die Ruhe, Würde und Reinheit ihrer Züge bannte und sänftigte die wilden Weiber. Diese vernahmen ihre sanfte Stimme und lauschten aufmerksam, als sie anhub: „Ihr scheint sehr unglücklich, ihr entbehrt der Kleidung; würd' es euch lieb seyn, wenn Jemand käme, eurem Mangel abzuhelfen?" — „Gewiß, aber wo sollten wir solch einen Freund finden? Niemand kümmert sich um uns!" — „Ich bin mit dem Wunsche gekommen, euch nützlich zu seyn; wenn ihr mich unterstützt, hoff' ich euch helfen zu können." Sie sprach Worte des Friedens, ließ Hoffnung blicken, gab zu verstehen, sie sei nicht gekommen zu richten. Als sie weggieng, drängten sich die Weiber um sie her, wie um sie zurückzuhalten: „Sie werden nicht wiederkommen!" — „Ja, ich komme wieder!"

Sie kam wieder; aber erst nach vier Jahren voll Prüfungen und Trauerfällen in ihrer Familie, die wiederum ihr Herz nur desto mehr dem Gott der Liebe läuterten. Wir sehen sie an Krankenlagern und Gräbern, dann wieder in Küche, Keller, Vorrathskammer und Waschhaus, „feste Hand im Hausstand" üben und dabei an die Kinder, krank oder gesund, die glücklichste, geschickteste Hand legen. Im April 1816 gebar sie ihr zehntes Kind. Den älteren Töchtern wird jeder ein besonderes Amt im Hause angewiesen, bei den Kindern

und bei den Armen, neben Lernen und Erholung. Sie hofft den Tag zu erleben, da sie dieselben nicht blos bei Armen und in Schulen, sondern in Gefängnissen und Krankenhäuser einführen kann.

Die Verbesserung des Gefängnißwesens gieng von Nordamerika aus; dort zuerst hat man durch Klassenabtheilung, Beschäftigung und Unterricht eine Besserung der Gefangenen anzubahnen gesucht. In England hatte zwar Howard sich der Gefangenen menschenfreundlich angenommen, aber sein Eifer fand keinen Wiederhall. Im Jahr 1815 wurden die englischen Gefängnisse zum ersten Mal mit einigen äußerlichen Verbesserungen versehen. Es bildete sich weiter eine Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnißzucht, angeregt durch den Eifer Buxtons, des Schwagers der Elisabeth Frey. Es fand sich, daß trotz der neuen Beschlüsse des Parlaments in hundert Gefängnissen, die nur auf 8546 Gefangene berechnet waren, 13,750 zu gleicher Zeit gefangen saßen. Auch eine Gesellschaft zur „Besserung jugendlicher Verbrecher" ward durch Buxton und seine Freunde gestiftet. Die Bestrebungen und Gespräche dieser christlichen Menschenfreunde veranlaßten Elisabeth, um Weihnachten 1816 ihre Besuche in Newgate wieder aufzunehmen. Auf einige Stunden mit den Weibern allein gelassen, las sie ihnen das Gleichniß vom Weinberge des Herrn und den Arbeitern der eilften Stunde vor. Einige fragten, wer Christus sei? Andere fürchteten, für sie sei auch die eilfte schon vorüber. Da fiel Elisabeths Blick auf die nackten, welken Kinder auf den Armen dieser verworfenen Mütter, von denen sie als erste Worte des Stammelns Flüche und Lästerungen lernten. Sie schlug vor, eine Schule für sie einzurichten. Freudenthränen waren

die Antwort. Das Muttergefühl, dieser einzige vergleichsweise noch heile Fleck in diesen vom Krebs der Sünde angefressenen Herzen, war der Punkt des Archimedes, von dem aus die scharfblickende Frau sichern Taktes und liebevollen Gemüthes diese Welt des Elends aus den verrosteten Angeln zu heben und eine Wiedergeburt ihres innern und äußern Daseyns einzuleiten verstand. Die Schulaufseherinnen sollten die Weiber aus ihrer eigenen Mitte wählen. In der That war die erste Wahl, die auf eine ganz junge Frau fiel, welche wegen eines Uhrendiebstahls hieher gekommen war, eine sehr glückliche. Behörde und Gouverneur billigten den Entwurf, obschon die Achseln zuckend. Eine Zelle fand sich als Schulzimmer, und Elisabeth Frey, begleitet von einer Freundin, eröffnete die Schule mit der neuen Lehrerin für etwa dreißig Kinder und einigen Personen unter 25 Jahren. Die Weiber drängten sich wetteifernd zum Unterricht in die kleine Zelle. Ausschließung erschien fast wie ein Strafurtheil. Diese Weiber, die bisher nichts thaten als betteln, stehlen, streiten, fluchen, singen, tanzen, Männerkleidung anlegen und alles Schändliche, baten jetzt um die Wohlthat des Unterrichts. Weiteres mußte geschehen, um Ordnung und Fleiß in Newgate einzuführen. Das aber betrachteten die Behörden als das Traumbild einer schönen Seele; Elisabeth ließ sich nicht entmuthigen.

Im Jahr 1817 brachte sie die Gattin eines Geistlichen und eilf Quäkerinnen in einen „Frauenverein zur Besserung der weiblichen Sträflinge in Newgate" zusammen. Derselbe sollte für Kleidung, Unterricht und Beschäftigung der Weiber sorgen, sie zur Kenntniß der heiligen Schrift anleiten und an Ordnung, Nüchternheit

und Fleiß gewöhnen, um sie lenksam und friedfertig zu machen während des Gewahrsams, ehrlich und ehrbar nach der Freigebung. Wie nun da Eines sich aus dem Andern ergab, Eines zum Andern fand durch die unermüdliche Sorge und die tiefe Menschenkenntniß dieser Frau und ihrer Freundinnen, welche lange Zeit abwechselnd eine oder ihrer zwei den ganzen Tag im Gefängnisse zubrachten, ein Körbchen mit Nahrung mit sich nehmend, oder sich auch ohne diese behelfend, bis die neuen Regeln, welche die Gefangenen selbst annahmen und billigten, eingeführt, die Aufseherinnen und Werkmeisterinnen eingeübt waren: wie trefflich diesem Geiste der Liebe Christi das unsagbar schwere Werk gelang, das bezeugten die Behörden schon 1817 durch einmüthigen Beschluß öffentlichen Dankes an Frau Elisabeth und ihre Mitarbeiterinnen. Lohnender waren noch die Zeugnisse dankbarer Herzen, welche von den Gebesserten noch aus Neu-Südwallis über den Ocean herüber den edlen Frauen nachtönten. — Nun wurde auch, namentlich durch Robert Owen, die allgemeine Aufmerksamkeit des Landes auf diese Erziehungsweise der Gefangenen gelenkt. Jedermann wollte dieselbe kennen lernen, und Elisabeth ließ sich unverdrossen brieflich und persönlich darum angehen. —

Indessen nahm eine neue Sorge die Aufmerksamkeit des Frauen-Ausschusses in Anspruch. Den nach Neu-Südwallis weggeführten Verurtheilten sollten die langen und schweren Monate der Fahrt erleichtert und zum Heil gewendet werden. Unter selbstgewählten Aufseherinnen sollten die Abtheilungen Ordnung, Beschäftigung und

Unterricht erhalten. Mit der ganzen Erfindsamkeit der Liebe setzte Elisabeth Alles in's Werk. Einmal war sie selbst nach Gravesand gefahren, um Abschied von den unglücklichen Weibern an Bord des Sträflingsschiffes zu nehmen. Auf der Rückfahrt überfiel sie ein Windstoß und Regenschauer mit immer stärker brausendem Nordwinde. Der Kapitän des Ramsgater Dampfschiffes schoß eben die Themse hinauf in der Hoffnung, zwei Nebenbuhler einzuholen. Diese beiden Schiffe eilten an dem hülfesuchenden Boote vorüber, das schwach gegen Windstoß und Ebbestrom ankämpfte. Die zwei Frauengestalten, die völlig durchnäßt darin saßen, getrauten sich nicht, auch dem dritten Schiffe ein Zeichen zur Rettung zu geben. Der Kapitän, ein braver Seemann, erzählt selbst, wie er in der Klemme war. Vor ihm die lustige Hoffnung auf siegreiche Wettfahrt mit zwei eilenden Schiffen, neben ihm zwei schwache Frauen, an der knapp anliegenden Tracht als Quäkerinnen erkennbar, in der gefährlichsten Lage. Er war bald entschieden, ließ den Steuermann neben dem Boote hinstreifen, warf den ermatteten Ruderern ein Tau zu, schnell waren die Frauen an Bord, und der Adler flog wieder die Themse entlang. „Diese beiden Frauen haben einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht; die Eine hielt meine Hand gefaßt und dankte mit würdigem, aber wunderlieblichem Ausdruck: „es war freundlich von dir, Kapitän, und wir danken dir." In der Damenkajüte umgekleidet, kam sie bald wieder auf's Deck. Ich sah sie zu einigen Leuten der Mannschaft reden, die sehr ernsthaft drein sahen, als sie ihnen kleine erbauliche Schriften anbot, und nach mir herüberschielten, ob mir's recht sei. Ich hatte allerdings Vorurtheile gegen Sekten; allein wer konnte dieser schö-

nen, sanft überredenden, himmlisch gesinnten Frau widerstehen? Sie sehen, hieß sie lieben; sie hören, war ein Gefühl, als zeige euer Schutzengel euch den Weg, den Versuchungen und Uebeln des Lebens zu entfliehen, um in der Heilandsliebe einen ewigen Zufluchtsort zu finden. In ihr konntet ihr vereinigt sehen, was ein Weib anziehend macht, verklärt durch die lichten Strahlen reinster Menschenliebe, die Blüthe der Jugend, der Gesundheit und Anmuth hinopfernd im Dienste ihres himmlischen Meisters. Nicht gering ist die Gabe anzuschlagen, die ihr in diesem Antlitz verliehen war, das in jedem Blicke und jeder unwillkürlichen Bewegung das Ueberwallen des reichsten Herzens kund that. So war sie — das bezeugte später jener Kapitän — ein demüthiges Werkzeug in der Hand der Vorsehung, hochbegnadigt unter den Frauen."

Einst besuchte sie am Nachmittage eines stürmischen Märztages ein weibliches Sträflingsschiff, das andern Morgens die Anker lichten sollte. Als sie vom Bord zurückkehrte, war das Dunkel mit Sturm und Regen hereingebrochen. Der Admiral Young mit den Seinigen lud sie dringend zu einer Erquickung vor der beschwerlichen Heimfahrt ein: sie eilte von dannen, denn sie hatte eines ihrer Kinder krank zurückgelassen.

Was sie zu Hause that, unterließ sie noch weniger auf Reisen, wo sie von Anfang Siechen-, Irren- und Gefängnißhäuser als tröstender Engel besuchte. Sie wußte da überall den Weg zum Herzen und Verständnisse des Kindes zu finden, wie zum Gemüth des verhärtetsten Verbrechers, des Leidenden auf seinem Siechbette, wie des wilden und irreredenden Wahnsinnigen. Die von ihr empfohlene und auf ihren Rath angewen-

dete milde Behandlung der Irren ist jetzt in der ganzen gesitteten Welt zur anerkannt ersten Bedingung der Heilung oder Linderung geworden.

Auf diesen Segensgängen durch die Häuser des Unglücks wird die 40jährige Elisabeth geschildert als groß, schlank, gehalten, mit sanftem, aber scharf beobachtenden Antlitz, unaussprechlich lieblich in Sprachton und Sprechweise, mit offener und unbefangener Mittheilsamkeit, beim ersten Blick und Wort Sympathie erregend. Wir sehen sie in den wildesten Zwangsanstalten in die Mitte der versammelten Weiber treten, sie legt ihren kleinen Strohhut ab, setzt sich auf einen niedrigen Stuhl ihnen gegenüber, blickt sie an mit einem milden, aber unwiderstehlich festen Auge, das mit jedem Auge gegenüber es aufnimmt, und fängt an: „Es ist eben so gut, daß ich euch gleich sage, weßhalb wir gekommen sind.“ Sie habe es mit einer großen Anzahl von Weibern zu thun gehabt, recht gottlos, gottloser als irgend eine hier, die seien von ihren übeln Wegen abgebracht worden. „Möchtet ihr nicht auch euch abkehren vom Bösen? Möchtet ihr nicht, daß Frauen euch besuchten, Trost zusprächen und euch hülfen besser zu werden? Gewiß würdet ihr ihnen euern Kummer mittheilen, denn die Böses gethan, haben viel Betrübniß in ihrer Seele.“ Dann liest sie die Regeln vor; wer sie billigt, soll die Hand aufheben — alle Hände fahren empor, einer jungen schönen Dirne schwimmen die Augen in Thränen, eine alte Frau wird immer bewegter, Alle beugen sich vor ihr im Staube. Da ergreift sie ihre Bibel, liest mit wunderbar bewegter und bewegender Stimme das Gleichniß vom verlorenen Sohne vor, häufig innehaltend und mit milder Freundlichkeit die „Armen“ anblickend; dann

nach einer feierlichen Pause sinkt sie vor ihnen, mit ihnen, für sie betend auf die Kniee.

Das Senfkorn des in Liebe thätigen Glaubens, das die einfache Quäkerin in den empfänglichen Boden ihres Vaterlandes gelegt, war aufgegangen und es breiteten sich Aeste und Wurzeln bereits über das Meer hinüber. Elisabeth hatte Briefe zu wechseln nach Amsterdam und Turin, St. Petersburg und Kopenhagen. Zugleich erweiterte sich daheim das Arbeitsfeld rettender Liebe durch immer neue Absenker. Und mitten in dieser Arbeit an einem allumfassenden Netze der Barmherzigkeit wurde der Heldin derselben erst eine Schwester durch den Tod entrissen, dann eine Tochter verheirathet und ein Jahr darauf, 1822, am nämlichen Tage ihr jüngstes Kind, das eilfte, und ihr erster Enkel geboren.

Im Sommer 1824 war sie in Brighton, um ihre sehr angegriffene Gesundheit zu stärken. Zwei neue wohlthätige Einrichtungen bezeichnen ihren Aufenthalt daselbst. Nach der Armenpflegweise des Dr. Chalmers in Edinburgh gründete sie einen Bezirks-Besuchsverein unter den wohlhabenden und wohlthuenden Einwohnern Brightons, welche den Armen mehr durch Ermunterung zur Selbstthätigkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit, so wie durch Zuweisung von Arbeit in gesunden, durch ärztlichen Beistand in kranken Tagen, als durch baare Unterstützung zu Hülfe kommen sollten. War so für die sie den Tag über umbettelnden Armen gesorgt, so fiel ihr Blick mit gleich liebender Sorge auf die armen einsamen Küstenwächter, die sie in ihren schlaflosen Nächten auf dem Kies des Strandes einherschreiten sah. Sie sind gegen den Schleichhandel aufgestellt, sind begreiflicherweise von der Bevölkerung nicht wohl gelitten, dazu

durch strengste Gesetze von jedem Verkehr mit Menschen auf ihren Posten abgeschnitten, und führen durch Nachtwachen ermüdet, der Unbill des Wetters, den Ueberfällen der Schleichhändler ausgesetzt, ein Leben voll Mühe und Gefahr. Alles, was für sie gethan werden konnte, war, ihrer Langeweile und Geistesverödung abzuhelfen. Dazu sollten Bibeln helfen und andere gute Schriften. Die ersten Bibeln gab die Bibelgesellschaft auf ein Schreiben an ihren Sekretär, Dr. Steinkopf, bereitwillig her. Schon 1836 waren 620 Büchersammlungen von zusammen 52,464 Bänden angelegt. Im selben Jahre stiftete Elisabeth eine ähnliche Büchersammlung für die armen Schafhirten der Ebene von Salisbury und 1842 für die armen Fischer von Cromer.

Im Winter 1825 gründete sie einen Verein „zum Wohl der dienenden Klasse," an deren Leib und Seele Sonntag und Werktag sich zumal die höhern Stände so sehr versündigen, daß man sich heutzutage gar nicht verwundern darf, wenn sich tüchtige, treue, anhängliche Dienstboten in aller Welt wenig mehr finden lassen. Durch Rede und Vorstellungen, noch mehr durch das Beispiel zarter Sorge bis auf's Sterbebette wirkte sie zu Hause und auf Reisen für die Achtung, die den niedern Ständen gebührt.

Im Jahre 1827 gab sie ihre werthvollen „Bemerkungen über den Besuch, die Beaufsichtigung und die Leitung weiblicher Gefangenen" in Druck. Hierauf trat Elisabeth eine Reise nach einem Hauptschauplatze menschlichen Jammers an, nach Irland. Ihr Ernst und ihre Liebe gilt allenthalben den Gefängnissen, Irren- und Siechenhäusern mit einer bis in's Kleinste gehenden Beachtung, die der Verbesserung den Weg bahnen soll. Fast

in allen Gefängnissen, die sie auf ihrer nicht gefahrlosen Reise berührte, saßen Mörder. Wie dankbar lauschte das warmblütige, geistvolle Irenvolk den Worten und Thaten der Rettung! — Auch die Volksschulen entgiengen ihrem Auge nicht bei diesem so wie bei spätern Besuchen, die sie der armen Aschenbrödel unter Englands grünen Inseln wiedmete.

Im Jahr 1827 kam wieder eine Zeit innerer Läuterung durch Trauer- und Unglücksfälle. In Folge eines fremden Bankbruches mußte sie den geliebten Landsitz, den Geburtsort aller ihrer Kinder, verkaufen, und sich in die engen Gassen der Londoner Altstadt bannen lassen. Einschränkungen aller Art waren nöthig; wie gern trug sie dieselben, wenn nur ihre Armen sie nicht fühlten! In ihrem äußern Glücke bis auf die Grundvesten erschüttert, von Trauer über den Verlust geliebter Familienglieder gebeugt, verlor sie nicht ihre Haltung. Mit dem Ausdruck tiefsten Leidens verschmolz sich der Wiederschein eines unerschütterlichen Friedens. Ihre sanfte, volltönende Stimme, mit der sie jeden Hörer einnahm, ward weicher, gedämpfter, aber sie blieb lieblich wie immer; ein mildes Lächeln umspielte ihre Lippen, wenn sie auf bessere Tage hindeutete, und die Stärke ihrer Urtheilskraft, klar, scharf, eindringend bis auf's Kleinste, womit sich ein rascher Ueberblick zu entscheidender Schlußfolge verband, gab Gewähr für die Erfüllung gläubiger Hoffnungen noch hienieden.

Inmitten ihrer persönlichen Kümmernisse erfreute sie sich an den Nachrichten, die von dem Fortgange der guten Sache aus der Ferne eingiengen, namentlich von einem Frauenverein zum Besuche weiblicher Gefangenen in Berlin. Elisabeth verfaßte ein biblisches Spruchbüchlein

für die Armen und Gefangenen, das seitdem Tausenden Erquickung und Erkenntniß gebracht hat. Sie selbst vertheilte unzählige dieser Büchlein, nicht zwei mit denselben Worten darreichend; sie wußte gleich jenem großen Apostel „Allen Alles zu werden.“ Sie hatte Selbstbeherrschung, Einblick in Lagen, Charaktere, Umgebungen, die ihr überall Eingang verschafften. Dieses Geschick, mit Menschen umzugehen, war natürlich angeboren, aber die Liebe hat es erzogen, das Wort Gottes hat es begründet, die Selbsterkenntniß und Selbstprüfung hat es vertieft. So überwand sie im Dienste ihres Herrn auch die natürliche Furchtsamkeit, mit Hochgestellten zu wandeln und zu handeln. — So wirkt sie denn fort und fort, nah und fern, bald mit Buxton und Wilberforce zur Abschaffung der Sklaverei, bald mit aller Lebhaftigkeit für die zum Zwecke der Sittigung Afrika's im Jahre 1841 ausgerüstete Nigerexpedition; bald nimmt sie den tiefsten Antheil am Loose der sich erhebenden Griechen, bald (1843) an der Angelegenheit des Opiumhandels mit China; bald tritt sie mit Lord Ashley in Berührung, bald sitzt sie in Paris neben Guizot am Mittagstisch und verwendet sich bei ihm für die Sandwichsinseln; bald steht sie vor einem Ausschusse des Unterhauses (1832), der ihren Rath zur Verhütung von Verbrechen verlangt; bald hilft sie zu einem Bazar zum Besten des Krankenschiffes, das auf der Themse liegt; bald bespricht sie sich mit der Königin Adelheid über Gegenstände der Wohlthätigkeit, bald besucht sie auf den Kanalinseln Siechen-, Irren- und Arbeitshäuser; bald wiedmet sie sich barfüßigen Stubenmädchen und bemützten Kellnern in einer schottischen Kneipe; bald entwirft sie an Friedrich Wilhelm III. ein von ihm gut, obschon ohne Erfolg auf-

genommenes Bittgesuch um Einstellung der unbegreiflichen Verfolgungen gegen die preußischen Altlutheraner.

Die letzten Jahre ihres Lebens, von 1838 bis 1845, brachte Elisabeth großentheils auf wiederholten Reisen durch das europäische Festland in Angelegenheiten ihres großen Lebensberufs zu. Zu Brienz in der Schweiz verweilend stiftet sie eine Büchersammlung. Auf dem See fahrend erfährt sie von dem armen Knaben am Ruder, daß seine Mutter dort in der Hütte am Ufer krank liege. Alsbald läßt sie an der schwierigen Stelle landen, findet das arme, schwer heimgesuchte, aber fromme Weib, die Bibel neben ihr, auf dem Schmerzenslager, und die paar Worte des Trostes und der Ermuthigung, welche sie der Tiefgebeugten in die Seele thauen ließ, waren Leben und Stärkung für die Todesmüde. Im Jahre 1842 suchte sie Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in ihrer eigenen Behausung heim und gab ihr die Gelegenheit, den Antrag auf völlige Gewissensfreiheit in seinem Reiche zu stellen, die er auch sogleich versprach und königlich nachher im Toleranzedikt gewährte.

Im Jahre 1843 feierte sie ihren 64sten Geburtstag in Paris mitten in Sorgen und Werken der Liebe. Zum Abschiede ließ die Königin von Frankreich ihr eine prachtvolle Bibel mit ausgewählten Kupferstichen verehren. Mit dem Vorgefühle, daß es die letzte Reise gewesen, kehrte sie heim zu einer unausgesetzten Folge von Trübsal und Leiden. Schlag auf Schlag brach ihren alternden Körper. Einzelne Freudenschimmer fehlten indessen nicht von außen, sie zu erheitern, und der innere Friede blieb ungetrübt und nahm in den letzten Kämpfen und Schmerzen nur zu. In der dunkeln, trüben Nacht des 13. Oktobers 1845, zwanzig Minuten vor vier Uhr, verhauchte sie den letzten

Seufzer im Kreise ihrer Lieben zu Ramsgate. Glänzend brach darauf der Morgen herein, wie eine hellleuchtende Feuerkugel strahlte aus dem Meere tauchend die Sonne in's Fenster des Zimmers, in dem Elisabeth verblich.

Die ganze Bevölkerung bezeigte ihren Antheil an dem Verluste, den England und die Menschheit erlitten. Die Läden der Stadt schlossen sich vor dem Sarge, die Küstenwächter thaten, „was geschah, wenn die Königin gestorben wäre": die Flaggen wurden bis auf die Hälfte der Masten herabgelassen, bis die Leichenfeier vorüber war. Ein Laut der Klage durchzog bei der Trauerkunde Britannien und Europa. „Der Fischer an seinem Netze, der Seemann am Steuer, der einsame Wächter am Strande, der Gefangene im Kerker, das Verirrte von der Heerde, das Kind auf seinem Spielplatz, der Kranke auf seinem Lager, der Arme in seiner Blöße, der oft auf seinem Throne so Einsame" — Alle hatten eine Freundin verloren, die sie mit reicher Liebe umfaßt, gesegnet und gelabt.

„Sie war nur das Sinnbild ihres Zeitalters, eine Erläuterung der umfassenden Menschenfreundlichkeit, die ihren Einfluß durch alle Klassen ausbreitet." Sie hat mit großen Kräften Großes gewirkt durch Treue im Kleinen. Ihr Herr und Meister spricht: „Gehet hin und thut deßgleichen!"

XX.

Sarah Martin,

geb. 1791. † 1843.

Elisabeth Frey konnte mit ihren Mitteln freilich mächtig wirken. Aber damit sich bewähre, wie bei ihr — und wie überall nur die Treue im Kleinen es thut, stehe ihr zur Seite das Bild einer geringen Jungfrau, welche eine Reihe von Jahren hindurch, ehe durch Elisabeth die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Gefängnißzucht gelenkt war, darin mit kleinsten Mitteln Großes leistete. Sarah Martin wurde 1791 in einem Dörfchen an der Südostküste Englands als das einzige Kind eines schlichten Handwerkers geboren. Beider Eltern frühe beraubt wuchs sie unter der Pflege einer frommen, verwittweten Großmutter auf, welche von früher Jugend an den Herrn geliebt hatte. Das kindliche Gemüth der kleinen Sarah empfieng zu den Knieen der Großmutter die ersten Eindrücke lauterer Frömmigkeit; gern ließ sie von dem Heilande sich erzählen und lauschte mit Aufmerksamkeit den Lehren der freundlichen Pflegerin. In ihrem zwölften Jahre empfand Sarah nach ihren eigenen Bekenntnissen: „einen lebhaften Widerwillen gegen die heilige Schrift, ein entschiedenes Vorurtheil gegen göttliche Wahrheit überhaupt und gegen das Evangelium von Christo insbesondere, in welcher Form mir es auch dargeboten werden mochte.“ Diese Gemüthsrichtung erhielt

neue Nahrung, als sie durch eine Mitschülerin von dem Vorhandenseyn einer Leihbibliothek Kenntniß erhielt, aus welcher sie sich auf die wohlfeilste Art Romane, Erzählungen und andere Schriften zur Unterhaltung zu verschaffen wußte. Zwei Jahre lang hatte Sarah mit wahrem Heißhunger allerlei Zeug dieser Art verschlungen, als sie erkrankte und diese Leserei aufgab, ohne viel über das sittlich Verderbliche derselben nachgedacht, oder sich ein Gewissen darüber gemacht zu haben. Jetzt griff sie nach gehaltreicheren Büchern; mit Eifer las sie den Shakespeare und andere Dichter. „Immer aber noch," bekennt sie, „floh ich jeden Lichtstrahl, der, vom Evangelium ausgehend, hie oder da mein Inneres berührte."

Als Sarah im 15. Lebensjahre stand, gab die Großmutter sie zu einer Frauenschneiderin in die Lehre, damit sie künftig als solche ihren Lebensunterhalt erwerben könnte. Schon nach einem Lehrjahre hatte sie die hiezu erforderliche Geschicklichkeit erlangt und war fleißig in ihrem Berufe, während sie jede freie Stunde dem Lesen von Büchern zu ihrem Vergnügen wiedmete. „Ich war todt in meinen Sünden, entfremdet dem Leben aus Gott. Denn selbst mein Fleiß in meiner Berufsthätigkeit zu meinem Lebensunterhalte, obgleich an sich recht und pflichtgemäß, wurde durch die Beweggründe dazu befleckt, — nicht Gott war der Mittelpunkt davon, sondern das eitle Selbst war der Götze, auf den sich alles bezog." Der tägliche Anblick der Bibel in den Händen der Großmutter wurde ihr zum immerwährenden Stachel, dem sie zu entfliehen trachtete. Einmal da die gute Alte laut darin las, konnte sie's nicht ertragen, und verließ die Stube. Zwei Bibeln sogar, die ihrer verstorbenen Mutter gehört hatten, nahm sie herab von dem Gesimse und ver-

barg sie unter anderem Geräthe, um nicht durch den Anblick gemahnt zu werden. „So," bekennt sie, „vermied ich absichtlich alles was an Gott mich erinnern konnte, in dem thörichten Wahne, daß, sollte die h. Schrift dennoch Wahrheit seyn, ich desto besser erfahren würde, je weniger ich davon wisse."

Die treue Großmutter verzagte indeß nicht an der einstigen Umkehr des geliebten Kindes — ja, dessen Flucht vor dem göttlichen Worte mochte ihr eine stille Gewähr seyn der nur schlummernden Empfänglichkeit dafür. Sie hielt an im Gebet, in der Geduld und in der Hoffnung — und trug die Verirrte mit der Liebe, die nicht müde wird. In der Nähe ihres Wohnorts lebte ein ältliches Ehepaar höheren Standes; die Frau hatte Sarah von zarter Kindheit an ein herzliches Wohlwollen bewiesen, das von ihr mit kindlicher Anhänglichkeit und Ehrerbietung erwiedert wurde; der Mann aber nährte Sarahs Widerwillen gegen die göttliche Wahrheit durch Wort und Bücher. Es war ein Mann von nicht unbedeutenden Geistesfähigkeiten; — oft wendete er Stellen der heil. Schrift in weltlicher Art an; er besaß und verglich verschiedene Uebersetzungen des heil. Buches, um „Widersprüche" darin aufzuspüren. Sarah hatte eben ihr 19. Lebensjahr angetreten, als sie an einem schönen Sonntag-Sommermorgen zu ihrem Vergnügen zur nächsten Stadt wandelte, und an einem Gotteshause vorbeischreitend, aus Neugier eintrat und die Predigt mit anhörte. Diese nahm aber bald ihre ganze Aufmerksamkeit gefangen und machte einen gewaltigen Eindruck auf ihr Gemüth; der Text war 2 Kor. 5, 11.: „Dieweil wir denn wissen, daß der Herr zu fürchten ist 2c." Auf dem stillen Heimwege überdachte sie das Gehörte, und in ihr

Gemüth drang ein Gefühl der Majestät Gottes. Sie redete nun mit jenem Manne; voll Erstaunen über das Vernommene meinte er: „es sei nur der Reiz der Neuheit gewesen und der Eindruck werde bald verwischt seyn" — allein in ihrem Herzen hoffte sie: „nein! denn, sei es nun Neuheit oder Täuschung, was ich empfinde ist so köstlich, daß ich's nimmer wieder entbehren möchte."

Volle sechs Monate verflossen, ohne daß sie jenen Prediger wieder zu hören ging, noch auch den Herrn mit Ernst suchte; sie blieb hangen an der Welt, — wohl war ihr Verstand theilweise von der Wahrheit überzeugt worden, noch aber war ihr Herz unergriffen geblieben.

Erst im Herbste 1810 wurde sie endlich durch Gottes Gnade dazu geleitet, dem ernsten Gegenstande ihre volle Aufmerksamkeit zu wiedmen. Nach reiflicher Erwägung fühlte sie sich nicht nur von der Wahrheit der göttlichen Offenbarung überzeugt, sondern auch von der Schuld, die sie durch deren Verwerfung auf sich geladen, und die sich in jeder nur möglichen Sünde hätte offenbaren können, wenn nicht die göttliche Gnade sie davor bewahrt hätte. „In dem Lichte der Herrlichkeit Gottes und seines heiligen Wortes," so äußert Sarah sich über diesen Wendepunkt ihres Lebens, — „sah ich mich selbst verurtheilt und zwar mit Recht; denn ich hatte nicht allein Gottes heiliges Gesetz vielfach übertreten, ich hatte auch überdieß sein gnadenreiches Evangelium verachtet und den Sohn Gottes verworfen. Und dennoch war Gottes zarte Liebe gegen mich und sein grundloses Erbarmen so überschwänglich, daß Er mir zugleich mit der Enthüllung meiner tiefen Verschuldung und meines bodenlosen Elends auch den Mittler Jesus Christus, meinen Heiland, und die durch ihn gestiftete Versöhnung kund werden ließ."

Noch vergieng ein ganzes Jahr, ehe sie zum vollen Frieden kam. Am Schlusse des mit ernstem, wenn auch noch unerleuchtetem Eifer verlebten Jahres, fühlte sie sich tief darniedergebeugt, denn sie konnte sich es nicht verhehlen, daß ihr mühevolles Streben ihr gar wenig Frucht geschafft hatte. — Beim Lesen des neunten und eilften Kapitels des Römerbriefes giengen ihr plötzlich die Augen auf: „daß die Erlösung nicht nur in ihrem Anfang, sondern von Anfang bis zu Ende ein Werk der göttlichen Gnade sei.“ — Nun schaute sie auf zu dem gekreuzigten und verherrlichten Erlöser, mit nicht mehr eigener Gerechtigkeit und Kraft als der Schächer am Kreuz, und wie er, fand auch sie Frieden. „Es ist vollbracht“ — dieß Wort genügte ihr, und sie erfuhr nun, „daß Reue, Liebe und Heiligung die Früchte sind, die Gottes Geist in denen wirket, die Christo anhangen und ihm allein vertrauen.“ An einem ewig denkwürdigen Morgen vernahm ihr Herz wie eine himmlische Musik das Wort: „Es liegt nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen“ (Röm. 9, 16.). Jetzt da sie ihr völliges Unvermögen erkannt hatte, sah sie ihre ewige Erlösung festgegründet auf den unerschütterlichen Grund von Gottes schrankenloser Barmherzigkeit, und erfuhr die Wahrhaftigkeit der Verheißung Hiob 11, 16.: „Du sollst deine Mühe vergessen und ihrer nicht mehr gedenken als des Wassers, das vorüber ist.“ — „Die selige Zuversicht, daß Christus mein sei und mit ihm alle Dinge, ist von da an nie mehr von mir gewichen,“ sagt sie, „und in allem was ich noch zu dulden gehabt habe, oder zu überwinden, ist dieß mir ein Licht gewesen, das nicht mehr verdunkelt werden konnte — ein Meer des Trostes und der Wonne aus dem Urquell aller Kraft und Freudigkeit.“ Jetzt erst

gewann Sarah einen rechten Geschmack am Lesen der heiligen Schrift; sie las nicht nur, sie forschte darin, und drang immer tiefer in den hier aufgeschlossenen Schacht der Weisheit und Liebe Gottes. Ihr Friede wuchs, denn sie sah allen unabweisbaren Forderungen der göttlichen Gerechtigkeit bereits genuggethan durch den menschgewordenen Gott, der ihr Bürge geworden war, und nun für alle Ewigkeit ihr Freund, ihr Tröster und Rath, ihr Hirte und Heiland seyn wollte. Von da an ward die Bibel ihr beständiger Begleiter und Führer, viele Kraftsprüche derselben lernte sie auswendig. Sie bekennt, daß sie nie vergebens in ihrem spätern Leben sich an diese lautere Quelle gewendet habe; immer habe sie Trost, Rath und Belehrung darin gefunden, nicht allein Erleuchtung für die Gegenwart, auch Stärkung ihrer Hoffnung für die Zukunft. „Jetzt da ich Frieden gefunden hatte," bezeugt sie, „blickte ich auf mit anbetendem Erstaunen und dankbarer Bewunderung zu meinem Gott und Heiland, und zu seiner Macht und Gewalt, die all meinen tiefgewurzelten bittern Widerwillen ausgerottet und hinweggehaucht hatte wie Spreu und der mich von der Knechtschaft der Sünde freigemacht und aus dem Tode zum Leben gebracht hatte. Und jetzt in der herrlichen Freiheit, mit der Christus mich frei gemacht hatte, empfand ich den Drang auch Zeugniß zu geben von meiner dankbaren Liebe, und ich flehete zum Herrn, daß Er mir eine Thüre öffnen möge, meinen Brüdern zu dienen, auf daß ich vielleicht, die Bibel in der Hand, Andere zu den Quellen der Freude einleiten möge, aus denen ich so reichlich zu meinem Segen schöpfte." Die erste Gelegenheit hiezu bot sich ihr und dankbar erkennt sie's als eine neue Gnade, die ihr vergönnt wurde, in einer Sonntagsschule mit Erfolg als

Lehrerin zu wirken. Ein liebes zehnjähriges Mädchen, ihre Schülerin, wurde von einer Entzündung befallen und starb schnell; es bekannte, daß ihr Heiland sie zuerst zu sich gezogen durch ein Gebet, welches Sarah aufgeschrieben und ihr mitgetheilt hatte. Sarah führte ihr Werk eine Reihe von Jahren hindurch in unermüdeter Liebe und in reichem Segen fort.

Im Jahre 1810 hatte Sarah ein weiteres Verlangen empfunden die Armen im Arbeitshause zu besuchen. Man hatte ihr von einem jungen Weibe erzählt, das dort an einem bösartigen Geschwür litt, und sie erlangte bald Zutritt bei ihr. Sie besuchte sie fleißig, las ihr aus der heil. Schrift vor und fand auch bei den andern Bewohnerinnen der Anstalt so viel Anklang, daß diese, nach dem Tode der jungen Frau, Sarah einstimmig ersuchten ihre Besuche fortzusetzen, mit ihnen zu beten und aus der heil. Schrift ihnen vorzulesen. Dieselbe Bitte ward auch von den Bewohnerinnen der Krankensäle an sie gerichtet, wo man ihrem Eintritte stets mit Freudigkeit entgegensah.

Später erst sah sie einen andern Wunsch in Erfüllung gehen. Sie war oft auf ihrem Gange zum Arbeitshause an dem G e f ä n g n i s s e vorübergeschritten, und zwar nie ohne das Verlangen empfunden zu haben, daß es ihr vergönnt werden möchte den Gefangenen dort aus der heil. Schrift vorlesen zu dürfen. Es gieng ihr so sehr zu Herzen, daß dieselben ausgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft, deren Gesetze sie übertreten hatten, und aller Unterweisung, die ihnen zu ihrer Aussöhnung mit der göttlichen Gerechtigkeit so noth war, völlig beraubt waren. Sie hatte ihre Absicht um Zutritt ins Gefängniß Niemand mitgetheilt — nicht einmal ihrer frommen und zärtlich geliebten Großmutter; so besorgt war sie, es

möge ihr irgend ein Hinderniß in den Weg treten und dann ihr Plan als ein thörichter betrachtet werden.

Im August 1809 war ein Weib ins Gefängniß gesperrt worden, weil sie ihr Kind auf das grausamste mißhandelt hatte. Sarah hatte davon gehört und begehrte Einlaß ins Gefängniß, an dem noch kein Geistlicher angestellt war, um diese Arme zu besuchen. Erst beim zweitmaligen Ansuchen erhielt sie die ersehnte Erlaubniß. „Als ich", so erzählt sie, „dem Weibe, das beim Anblick einer Fremden nicht wenig überrascht schien, die Beweggründe zu meinem Besuche eröffnet, die Schuld, die sie auf sich geladen, vorgestellt hatte, und wie sehr sie Gottes Erbarmen anzuflehen habe — da brach die Arme in einen Strom von Thränen aus. Nun las ich ihr das 23. Kap. Lucä vor, während sie still fortweinte, und als ich geschlossen hatte, dankte sie mir herzlich für meinen Besuch." Von da an setzte Sarah ihre kurzen Besuche bei dieser Gefangenen und den andern fort. Sie beschränkte sich darauf, ihnen aus der hl. Schrift vorzulesen. Da sie aber als wünschenswerth erkannte, die armen Gefangenen im Lesen und, wo möglich, auch im Schreiben zu unterweisen, sann sie darauf, wie sie mehr Zeit dazu gewinnen möge? Sie beschloß „einen Tag in der Woche von ihrer Schneiderarbeit (wodurch sie ihren Lebensunterhalt gewann) abzubrechen, um den Gefangenen dienen zu können; hin und wieder gab sie wohl noch einen zweiten zu. „Nie aber", erklärt sie, „habe ich dieß als eine Schmälerung meines Verdienstes empfunden, vielmehr als eine überfließende Gabe von oben — denn Gottes Segen war mit mir."

Nun hatte Sarah zwar schon längst gewünscht und den Gefangenen empfohlen, einen Sonntags-Gottesdienst

unter sich einzurichten, da denn eine von ihnen den übrigen aus der hl. Schrift vorlesen möge — und der Vorschlag drang durch. Sarah entschloß sich, ein für allemal, als regelmäßige Zuhörerin sich dem Sonntagsgottesdienste dort anzuschließen. Ja, da sie inne geworden, daß der Nachmittagsgottesdienst wieder aufgegeben sei, erbot sie sich, auch diesem beizuwohnen. So wurde dieser denn wieder aufgenommen und regelmäßig fortgesetzt. Nachdem einigemal ein Wechsel der Vorleserinnen eingetreten war, fiel dieses Amt Sarah selbst anheim. Bis zum Jahr 1831 verwaltete Sarah dasselbe. — Wunderbar war dabei ihre Gewalt über die rohesten Gemüther, selbst die schlimmsten Gefangenen ergaben sich ihr mit der Fügsamkeit eines Kindes. Auch sonst wurde sie wunderbar bewahrt.

Zu jener Zeit und bis zum Jahr 1838, waren die Gefangenen voll von Ungeziefer und mit oft ekelhaften Hautkrankheiten bedeckt. Sarah's eigener Ekel und Abscheu vor diesen Dingen war es aber nicht allein, was sie beängstigte — sie durfte auch Niemand etwas davon sagen, da sie fürchten mußte, ihre Freunde möchten ihr dann den Zutritt in ihre eigenen Häuser versagen. Sie hatte der Verheißung geglaubt: „daß kein Uebel sie befallen, und keine Plage ihrer Hütte nahen solle" — und sie blieb verschont, und bei allen Anstrengungen, die sie in ihrem Dienste der Liebe sich auferlegte, von ihrem ersten Eintritt ins Gefängniß 1819 bis zum Jahr 1843, war sie nie von einem ernstlichen Unwohlsein ergriffen worden!

Da die Beschäftigung in ihrem Berufe nach und nach abgenommen hatte, war jeder nicht versagte Tag von ihr dem Gefängnisse und den damit verwandten Zwecken gewiedmet worden. Im Dec. 1838 aber wurde

ihr jene Beschäftigung ganz entzogen, sie befand sich auf einmal im Besitze ihrer ganzen freien Zeit — und dankbar hierin den Fingerzeig Gottes erkennend, verwendete sie dieselbe von nun an dazu, die Sträflinge täglich zu unterweisen. Alles was sie an Einnahme besaß, beschränkte sich auf die Zinsen eines kleinen Capitals von 2—300 Pf. St. Während ihr Geschäft im höchsten Schwunge war, hatte sie Sorge um jenes getragen und sah mit Bangen der Zukunft entgegen. Jetzt da sich das Geschäft verloren hatte, ward zugleich alle Sorge von ihr wie weggehoben. Der Herr sorgte für sie und erweckte ihr freundliche Geber, daß es ihr gieng wie der Wittwe zu Sarepta.

Als sie ein langwieriges Siechen vor sich sahe, und Freunde sich erboten hatten, ihr kleines Capital bei ihrer Herstellung zu ergänzen, falls sie es während der Krankheit angreifen müsse, lehnte sie das entschieden ab: „Der Unterschied in ihrem Einkommen werde ein geringer seyn — und man müsse mit Beugung unter den göttlichen Willen sich nach seinen Mitteln bequemen.“ Ein andermal hatte sie sogar eine Gabe an Eiern abgelehnt, da sie noch damit versehen sei. Schon lange vor jenem Zeitpunkte hatte Sarah in Erfahrung gebracht, daß einige Herren der städtischen Behörde damit umgiengen, ihr eine Anerkennung ihres Eifers durch eine Gabe an Geld zukommen zu lassen: sie widersetzte sich diesem Vorhaben.

Im Frühling 1839 begann sie Unterricht in der Armenschule für Fabrikmädchen vom 16. Jahre an zu ertheilen. Zweimal wöchentlich versammelten sie sich von 7—9 Uhr Abends in der Sakristey der St. Nicolai-Kirche. Einige Frauen hatten diese Schule zuerst eingerichtet und darin selbst Unterricht ertheilt; allein nach und

nach waren fast alle als Lehrerinnen davon abgefallen, und als Sarah Martin eintrat, war nur eine mehr thätig. So übernahm sie eine Klasse von 40—50 jungen Dirnen, und bald war Zucht, Eifer und Liebe in ihnen erweckt. Dritthalb Jahre hatte Sarah mit allem Fleiße sich dieser Schule gewiedmet, bis sie dieselbe aufgeben mußte, weil ihre Körperkraft nicht mehr ausreichen wollte.

Ihr innerer Mensch war, besonders im letzten Jahre ihres Lebens, Allen, die ihr näher standen, unverkennbar, zu immer schönerer Vollendung herangereift. Sie sah, nach dem schönen Worte, „nicht mehr von der Erde zum Himmel auf, sie betrachtete die Dinge dieser Welt vielmehr von oben herab." Noch las sie wöchentlich zweimal Abends Gottes Wort mit ihrer Hauswirthin und einigen Andern, die sich dort zu versammeln pflegten, und Sonnabends mit einer bejahrten Freundin, die durch Gebrechen vom Gotteshause ferngehalten wurde.

Den letzten Winter ihres Lebens konnte sie nur noch mit Aufwand aller ihrer Kräfte die Pforten ihres geliebten Gefängnisses erreichen. Am 19. April 1843 mußte sie auch dieses aufgeben, weil von da an eine ernste Krankheit sie an's Haus gefesselt hielt. Allein, wie früher im Thun, so bewährte sich auch jetzt im Leiden ihre Hingebung in den Willen Gottes, wie die Treue deß, der sie aufrecht erhielt in der Hitze der Trübsal. Als Sarah einst einer vertrauten Freundin den seligen Frieden geschildert hatte und den Trost, dessen sie genieße, fragte Jene: „Ist es immer so, wird dieser Friede Ihnen immer zu Theil? gibt's da keine Wolken? denn zu Zeiten verhüllt Gott sein Antlitz vor seinen Kindern." Man muß Zeuge von der Kraft in Ton und Geberde gewesen seyn, mit der Sarah lebhaft entgegnete: „O nein! Geliebte, — Er

verhüllt nie sein Angesicht, unsere Sünden sind's, die sein Antlitz vor uns verbergen, daß wir's nicht schauen können. — Er ist ganz Licht und Liebe — in Ihm ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß."

So reifte Sarah in der Stille ihres Krankenkämmerleins im Schmelzofen des Siechthums ihrer endlichen Verklärung entgegen. Ihr Heimgang fand statt im August des Jahres 1843. Etwa zwanzig Minuten vor ihrem Ende hatte sie ihre Pflegerin noch um eine Gabe Opium gebeten, da die Schmerzen furchtbar waren. Diese sagte ihr nun: „sie glaube, ihre Stunde sei gekommen." Da schlug Sarah freudig die Hände in einander und rief: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!" — es waren ihre letzten Worte hienieden.

Der kleine irdische Nachlaß der Verklärten wurde, ihrer letztwilligen Verfügung gemäß, nach Abzug einiger kleinen Vermächtnisse, der Bibelgesellschaft übergeben, von der sie Bibeln für ihre Schützlinge unentgeltlich bezogen hatte.

Zwanzig Jahre hatte sie sich und der Welt, zwei und dreißig Jahre hatte sie dem Herrn gedient, als sie 52 Jahre alt zu Ihm heimgieng um nun zu ruhen von ihren Werken wie Er ruhet von seinen. „Noch ist eine Ruhe vorhanden dem Volk Gottes; so lasset uns Fleiß thun, einzukommen zu dieser Ruhe!" . . . . . .

XXI.

Martha Reed,

geb. 1793. † 1821.

Herrlich ist es, „die gesunden Kräfte willig zu des guten Herrn Geschäfte weihen;“ aber was ist es bei krankem Körper? Laß sehen, wie eine Jüngerin des Herrn auch im Leiden arbeiten, durch ernstes Beten und Arbeiten sich selbst überwinden und noch im Sterben nützlich werden kann!

Martha wurde den 2. Juni 1793 zu London geboren, von ihren frommen Eltern alsbald Dem, der sie ihnen gegeben, geweiht und nachher in Gemeinschaft mit einem etwas älteren Bruder von einer Kindsfrau aufgezogen. Diese hätte durch ihre übergroße Zärtlichkeit gegen das liebliche Kind und durch ihre parteiische Zurücksetzung des Bruders Beiden zu großem sittlichen Nachtheile gereichen können, wenn nicht eine seltene Fähigkeit zu lieben in Martha's jungem Herzen ein Gleichgewicht hergestellt hätte.

Die Familie, sowie die Erziehung, in der diese Kinder aufwuchsen, war eine ernstlich christliche; Gebet, Gottesfurcht als lebendiges Gefühl der Nähe Gottes, strenge Sabbathheiligung, gutes Beispiel waren die Grundlagen dieser Erziehung. Unvergessen blieben den Kindern namentlich die Sonntagabende, wo die Predigt

und ein Stück Katechismus abgefragt wurde und Martha auf dem Schoße, der Bruder an den Knieen des geliebten Vaters Antwort gaben, zuhörten, ein geistliches Lied mitsangen, den Segen und zum Schluß ihrer Freude hin und wieder die Erlaubniß erhielten, mit den Eltern zu Abend zu essen. Der Vater pflegte besonders gern und viel von der Allgegenwart Gottes mit den Kindern zu handeln; Martha ward vorzüglich von dem 139. Ps. ergriffen, sie lernte ihn auswendig und fand darin einen mächtigen Schutz vor der Heuchelei, die sich religiös erzogenen und wie Martha frühe im Gebete sich übenden Kindern so gerne ansetzt. Noch mehr fast als die Allgegenwart ergriff aber die Güte Gottes ihr Gemüth; darum gewann sie das Leben Jesu vor allen Stücken der Schrift lieb, und am Ende des Spiels dasselbe den Gespielen mit freudestrahlendem Gesichte herzuerzählen war ihr die schönste Erholung.

Als Martha 12 Jahre alt war, besuchte sie eine Schule, in der ein reicher Kaufmann und großer Kinderfreund katechetische Uebungen leitete. Seine Liebe und sein Ernst machten tiefen Eindruck auf sie und noch in späten Jahren rühmte sie, was sie ihm an Einsicht in's thätige Christenleben verdanke. Sie durfte selber die Aufsicht über die jüngern Kinder in der Schule führen, und erzählte ihnen am liebsten aus dem Leben Jesu.

In ihrem 15. Jahre hörte sie eine Predigt über die Fallstricke des Satans mit ihrer gewohnten Aufmerksamkeit an. Noch nie war sie so erschüttert; ihre Religion war bisher eine harmlose, mehr erst anerzogene; jetzt erhielt sie einen Blick in ihr Herz und in die Tiefen

des Satans, sie fand, daß ihre bisherigen religiösen Gefühle nicht ihre tiefste Heimath waren, es ward ihr unheimlich bei der Prüfung ihres Herzensgrundes. Sie mußte sich als ein Kind des Zornes fühlen und fuhr erschreckt aus ihrem bisherigen Schlafe. Anfangs ward ihr die Entdeckung der bösen Wurzel im Herzen bitter; sie hatte sich mit Vorliebe an den Gedanken göttlicher Barmherzigkeit und Milde angeschlossen und es schien ihr nun zu hart, von unvollkommenen Geschöpfen vollkommenen Gehorsam zu fordern, sie mit ewiger Verdammniß zu strafen. Je mehr sie sich aber beobachtete, desto mehr fand sie sich in einem wirklichen Gegensatze mit dem Gotte, dem sie sich bisher so ergeben gewähnt hatte. Sie merkte, daß sie, statt den Gott der Bibel und der Offenbarung mehr einen selbstgebildeten Gott geliebt habe — so lange sie ihm recht gewesen, habe sie ihn geliebt, sobald er sie zu tadeln oder eine Sünderin zu nennen begann, sei sie augenblicklich geneigt, ihm die Freundschaft aufzukünden. Es kam über sie jene Traurigkeit, die Niemand gereuet. Daß sie von Jugend auf die Schrift wußte, war ihr Anker beim Scheitern ihrer jugendlichen Hoffnungen. War es vordem die Freundlichkeit und das schuldlose Leben Jesu, was ihr Mitgefühl anregte, so öffnete sich ihr jetzt der innere Blick auf sein Mittleramt, seine Versöhnungsgnade, auf die Kraft seines Todes, Sünden zu vergeben und den Geist der Heiligung zu senden. „Nein, so rief sie einst aus, „ich kann keinen Augenblick zweifeln weder an des Erlösers Können noch Wollen, uns zu retten, und nur das ist mir noch zweifelhaft, ob auch ich ein Recht an diese Erlösung habe.“ Dieser Zweifel machte sie behutsam im

Urtheile, anhaltend im Gebet, eifrig im Forschen. Sie bat und empfieng; sie klopfte an und ihr ward aufgethan. Hoffnung blickte in ihr auf, Ruhe kehrte ein, und ob auch klein und schwach zuerst und mit Anfechtung untermischt, — sie glaubte; eine Freude der Buße, der Hoffnung, der Liebe, der Dankbarkeit, kurz, eine Himmelsfreude wurde ihr mehr und mehr zu Theil. Sie war wiedergeboren und fühlte neues Leben. Nun konnte, nun mußte sie in die Proben. —

Eine Erkältung bei der dringend von ihr gewünschten und erbetenen Begleitung einer theuren Freundin zur letzten Ruhestätte brachte Fieber und Husten; in der Mitte des Sommers sprang ein Blutgefäß und die Schwindsucht bedrohte ihr Leben. Sie fand in einer befreundeten Familie auf dem Lande beste Pflege und was noch mehr war, eine innige Herzensverwandte. Nach ein paar Wochen kehrte sie, leiblich gestärkt und in ihrem Gemüthe beruhigt, zu den Eltern zurück. Aber ein zu schnell rein gewordener Himmel bleibt selten lange klar! Wolken der Sorge und des Zweifels zogen sich über der sechzehnjährigen Martha zusammen, der Friede wollte nicht Stand halten, Muth und Demuth sich noch nicht recht einigen, Gefühl der Sünde und Gefühl der Gnade trat noch nicht in lebendiges Verhältniß. Sie rang lange, endlich am 29. Dec. 1809 verschrieb sie sich feierlich ihrem Gott, und verpflichtete sich ihm zu treuer Liebe. Nachdem sie in nächtlicher Stunde die Handschrift aufgesetzt und so feierlich als ihr möglich war, diese That gänzlicher Hingabe und Weihe an ihn vollbracht hatte, „bebte und jauchzte sie zugleich;“ ihr Gemüth war in Frieden, ob auch die Krankheit an ihrem Leibe nagte.

Das Eine was Noth ist, blieb ihr fortan in Lieb und Leid ihr einziges Ziel. In der Einfalt ihres Gemüthes war auch ihr Auge einfältig und ganz auf jenes gerichtet. Weder leichtsinnig noch düster gesinnt von Natur hatte sie in steten Gedanken an die Ewigkeit eine ernste Haltung gewonnen. Gewissenhaft hielt sie sich nur an das Wort Gottes als an ihre Richtschnur. Aufrichtigkeit und Wohlwollen strahlte aus ihrem Wesen hervor. Ihr Taschengeld verwendete sie lediglich auf wohlthätige Zwecke, den Armen vertheilte sie immer auch kleine religiöse Schriftchen; Sterbenden brachte sie den letzten Trost. Daneben wurde sie angezogen von Allem, was den Geist ziert und für wahres Glück befähigt. Namentlich fand sie unendlichen Reiz im Genusse der schönen Natur. Ein Psalm dazu erfüllte ihre Freude.

Eine schwache Seite ihres Wesen war das Ueberwiegen des Gefühles. Deß wurde sie inne, als während des Aufenthalts an einem Badeorte sich ein junger Mann ihr näherte und sie, nicht im Stande entgegen zu kommen und nicht im Stande sich zu verleugnen, zwar dem über sie kommenden Mißbehagen durch zeitige Heimreise entgehen wollte, dort aber erst recht den Haken in ihrem Herzen fühlte und nun wieder sich den Ihrigen zu entdecken nicht die Kraft fand. Da bemächtigte sich ihrer eine große Verstimmung und Reizbarkeit. Sie fand nicht mehr das gewohnte Vergnügen an geistlichen Beschäftigungen, die Inbrunst beim Gebete war erkaltet, die Ruhe der Betrachtung, die Freude am Gotteshause, die Schwungkraft zu Werken der Liebe war hin. Sie war unglücklich und sie getraute sich nicht nach Hülfe sich umzusehen, um Vergebung bei Gott zu bitten; trostloses Dunkel umnach-

tete ihr Inneres. Doch wer einmal den Grund gefunden, der seinen Anker ewig hält, kann Sturm erleben und muß doch nicht Schiffbruch leiden. So konnte sie sich von ihrem Bruder belehren lassen, daß mit den Freuden nicht die Hoffnungen verloren seyn müssen, daß das innere wie äußere Leben des Christen ein Kampf zumeist mit sich selber sei; daß man nicht zu ängstlich in der Vergangenheit nach Proben eines aufrichtigen Christenthums suchen, sondern in der Gegenwart seine Pflicht erfüllen solle. Sie lernte, aber langsam, denn der Feind lauerte auf ihre Schwäche und legte ihr selbst Zweifel an der geoffenbarten Wahrheit in ihren Mund. Sie war krank an Leib und Seele, und das Uebermaaß ihrer Gefühle war ihr schlimmstes Uebel. Als ihr Bruder ihr dieß sagte, kam sie's hart an. Sie hätte es gerne beschönigt, doch ihre ehrliche Natur brachte sie bald zum Argwohn gegen sich, von da zur Wachsamkeit, von da zur Entdeckung und von da endlich zum Gefühl ihrer Pflicht gegen sich selbst. Sie entschlug sich des müßigen Träumens und las ernste nützliche Bücher. Ruhiger geworden sah sie sich auch schärfer auf den Grund, aus dem ihre Leidenschaft ihr so viel Unglauben, Undankbarkeit und Eigenliebe aufgerührt hatte. Sie lernte sich gründlich selbst darüber heruntersetzen, daß sie nicht aus Haß gegen die Sünde, sondern weil ihr Gewissen sie anklagte, mit ihr selbst zerfallen; daß sie so voll von Aufruhr, Stolz, Verkehrtheit und Undank gegen Gott sei. Endlich beim ernsten Jahresschlusse war sie im Stande, Gott für diese Prüfungen zu danken, wieder mehr Freude an der Bibel zu haben und während sie frisch auf die Liebe ihres Heilandes hoffte, sich die tiefste Demuth zur Pflicht

zu machen. Ihre Einbildungskraft lernte sie zügeln, ihren Gedanken gab sie durch ernste anhaltende Beschäftigung eine gesundere Richtung.

Unter diesen Stürmen war aber ihr Körper hinfälliger geworden, sie mußte wieder auf's Land. An einem Abende vor ihrer und zweier Geschwister Abreise hielten ihre Eltern eine feierliche Hausandacht wie gewöhnlich bei bedeutendern Familienereignissen; der Beichtvater erklärte die Stelle von Jakobs Abschied aus dem Vaterhause; Gebet, Danksagung und Fürbitte schloß die Feier. Martha zog zu ihrer alten Freundin, die trefflich für sie sorgte nach Seele und Leib, namentlich sie auch zu leichten weiblichen Arbeiten anleitete und in's Freie führte, so daß sie zusehends genas. Nun übte sie auch die Werke des Wohlthuns wieder fleißiger, gieng in die nahen Wohnungen, unterrichtete Kinder, unterredete sich mit den Alten, besuchte Kranke und vertheilte religiöse Schriften.

Nach London zurückgekehrt, unterzog sie sich in ihrem Selbstunterricht der Leitung ihres Bruders, der dort Pfarrer geworden war, und dieser legte es darauf an, durch Verstandesbildung ihr ein entschiedenes Gegengewicht gegen ihre übermächtige Gefühligkeit zu verschaffen. Sie mußte tüchtig und gründlich lernen und auch an trockenern Werken oder Stoffen Selbstverleugnung üben. Sie selber nahm sich vor, durch ununterbrochene Beschäftigung sich Heiterkeit zu verschaffen: in Gegenwart Aelterer zu schweigen und zu sammeln; wenn ihr Geist in Trägheit versinken wolle, die Lebensbeschreibungen junger ausgezeichneter Personen zu lesen, um sich ihr Streben nach Kenntnissen und Frömmigkeit zu merken; und wenn sie Eitelkeit auf ihr weniges Wissen ankomme,

in die Schule zu gehen und zu lernen, daß sie nichts wisse und daß sie bescheiden seyn müsse. Sie theilte sich ihre Zeit von Morgens 6 Uhr an genau ein: Lesen bis zur Morgenandacht; nach dem Frühstück Privatandacht im Zimmer, Lesen eines Gesanges und der Bibel nach einer Reihenfolge; dann auf den Markt gehen; bis 12 Uhr häusliche Arbeit; Lesen bis 1 Uhr, Arbeiten bis 2 Uhr, Ankleiden: Speisen; Lesen bis 4 Uhr. Thee. Lesen und Arbeiten bis 8. Abendandacht. Abendessen Gemeinsames Familiengebet. Arbeit und Gespräch bis Schlafengehen. Auch hatte sie die Führung des Haushalts ganz übernommen; dazu machte sie sich einen Ueberschlag über Einnahmen und Ausgaben; lernte Rechnen; übte pünktlichste Ordnung; war streng aber gerecht gegen die Dienstboten, nie vertraulich, doch immer freundlich mit ihnen. Sie verstand es, Freude zu erhöhen und Schmerz zu mildern. In den Winterabenden war sie die Seele der Unterhaltung. Das Gespräch endete immer mit etwas Religiösem; Abendgesang, das apostolische Gebet und das einstimmige Amen, hierauf ein Gutenacht mit sanfter Stimme, glänzendem Auge, holdem Lächeln.

Nun zog sie es aber auch zum Wirken außer dem Hause. Sie half ihrem Bruder eine Sonntagsschule einrichten, bot sich als Mädchenlehrerin an und ihr Beispiel sammelte bald einen Kreis von Jungfrauen zu Mithelferinnen. Martha übernahm demüthig die unterste Klasse. Am Sonntag selbst lehrte und leitete sie das Lesen in der Schrift, damit die Zöglinge sie kennen, an ihr den Feiertag heiligen und in diesem durch Gebet nach dem seligen Leben trachten lernen möchten. Der

andere Unterricht geschah an den Wochentagen. Hierauf richtete sie für einen Nachmittag der Woche eine Arbeitsschule für ärmere Schulkinder ein, als Auszeichnung für deren Fleiß und Aufmerksamkeit. Kleidungsstücke für die Kinder und andere Arme sollten darin verfertigt werden, während etwas Nützliches vorgelesen oder besprochen wurde. Martha konnte bald die von ihr herangebildeten Mädchen zu Gehülfinnen bei ihren Besuchen in den Wohnungen der Kranken und Dürftigen mitnehmen. Da wanderte sie nach Beendigung der Schulstunden mit einem Paar ihrer Schülerinnen wie ein Engel der Barmherzigkeit aus, um das Elend aufzusuchen. Die Kinder trugen gewöhnlich unter dem Arm Kleidungsstücke, die sie gefertigt und nun selber austheilen durften, was einen tiefen, wohlthätigen Eindruck auf sie machte.

Martha hatte mehr Willen als Mittel zu diesen Werken der Liebe. Die Liebe aber war auch in ihr erfinderisch und brachte sie auf eine Menge Kunstgriffe zu Trost und Hülfe Armer, Kranker und Sterbender, so daß sie mit Wenigem Vieles ausrichtete. Am liebsten war ihr der einsame Besuch in den Wohnungen der Bekümmerten. Da war sie allein mit Personen ihres Geschlechts zu böser Stunde, ohne Furcht und Eitelkeit, verborgen vor der Welt, gesehen von Gott. Natürlich waren nicht alle Mühen bei den Armen und Leidenden von Erfolg. Gleichgültigkeit, Undank, Schlechtigkeit schlug sie wohl nieder, hemmte sie aber nicht. Gegen Unwürdige hatte sie nur Mitleid. Aber im Ganzen hat sie reichlich zu reichlicher Ernte säen dürfen. Manches harte Gemüth ward durch ihre Milde erweicht, mancher Unwissende belehrt durch ihren Unterricht,

manches welke Herz erfrischt durch ihre Theilnahme, manches Verlassene getröstet durch ihren Zuspruch; manche Gerettete segnete sie.

Unter andern kam sie einst zu einer bejahrten Frau, welche früher bessere Tage gesehen hatte. Alle ihre Verwandten und Bekannten waren weggestorben und sie war einsam, in ihrer Dachstube an ihr Bett gefesselt. Schon vermeinte sie allein schmachten und sterben zu müssen, als Martha ihre Sehnsucht nach einer helfenden Hand und nach christlicher Zusprache stillte. Wöchentlich zweimal besuchte diese nun die Kranke bis zu ihrem Tode und sorgte für ihre Bedürfnisse. Die Zufriedenheit der trefflichen Frau, die Geduld in Trübsal, der heitere Muth in der Nähe des Todes war für Martha selbst ein Segen. Eine andere elende Familie war in eine schmutzige Stube zusammengedrängt. Die Mutter von mehreren kleinen Kindern umgeben, saß über einem Becken mit wenigen schwach glimmenden Kohlen ganz muthlos da, der Vater lag an einem hitzigen Nervenfieber im Bette mit den Zügen der Verzweiflung im Angesichte. Aller Haus- und Kleidervorrath war verkauft, es fehlte an Allem. Martha kam in das Haus, öffnete ihre Vorräthe, stillte für den Augenblick den Hunger, sorgte eine Zeitlang für die Bedürfnisse und stellte eine Geldsammlung an, damit die Mutter einen Kleinhandel beginnen konnte, während der Vater sich nach einer Anstellung umthat. Dieß glückte ihm nicht und die Frau verfiel in eine liederliche Lebensweise, die sie in Schulden stürzte. Endlich bekam der Mann eine Stelle auf einem Schiffe, aber ein Nebenbuhler vermochte einen Gläubiger desselben, ihn wegen einer Schuld von 20 Pfund Sterling in's Gefängniß setzen zu lassen.

Der arme Mann kam auf's Aeußerste und verzweifelte an der Menschheit. Der Pfarrer Reed besuchte ihn und um ihn milder zu stimmen, erinnerte er ihn, wie Unrecht es sei, von der Schlechtigkeit Einiger auf Alle zu schließen. „Nicht wahr, Sie fanden doch manchen Freund, in ihrer Nachbarschaft?" — „O ja!" — „Und haben auch nicht die freundliche Fürsorge meiner Schwester vergessen?" — „Fräulein Reed? — o gewiß, die war eine Freudin; nie vergeß ich, wie sie zum Erstenmal in unsere Stube trat; sie war wie vom Himmel gesandt." Hierauf fußend konnte der Pfarrer ihm die Trostgründe der Religion an's Herz legen und die Möglichkeit der Befreiung aus der Haft blicken lassen. Schon der blose Name Martha Reed hatte den finstern Geist der Verzweiflung bei dem Armen weggescheucht, und den aller menschlichen Hoffnung Entfremdeten mit der Menschheit wieder ausgesöhnt.

Martha hatte ihrem eigenen Herzen auf den Grund schauen gelernt: sie wußte wie die Sünde in die Welt gekommen und der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen ist, dieweil sie Alle gesündiget haben. So überschätzte und unterschätzte sie die Menschen nicht und so breitete sich auch ihre Liebe über die ganze, in das Elend der Sünde versunkene, in Schatten des Todes sitzende Menschheit aus. Als die Sache der Heidenmission in England den großen Aufschwung nahm, that sie Alles, was in ihrer Macht stand, durch Gebet und Handreichung und sonstigen Einfluß die Bemühungen der Missionsgesellschaften zu unterstützen.

Zu all diesen Arbeiten und Mitarbeiten hatte sie eine unschätzbare Gabe in der ihr verliehenen klugen Vorsicht und besonnenen Verständigkeit. Diese leitete

sie bei Knüpfung der nähern oder entferntern Beziehungen und machte sie in gleichem Grade zur Freundin der Jüngern, zur Trösterin der Alten, zum Liebling von Allen. In ihren Bekanntschaften und Freundschaften sah sie vorzüglich darauf, ob frommer Sinn vorhanden war und suchte, während sie bei Fremden sehr auf ihrer Hut war, im Umgang mit Freunden ihre und der Freunde Vervollkommnung zu fördern. Nicht leicht war sie durch etwas beleidigt und bei Beleidigungen versuchte sie, die Alles zum Besten kehrte, sofort eine offene gegenseitige Erklärung, war ihrerseits schnell bereit zum Verzeihen und Vergessen. Nie gab sie etwas auf's Hörensagen, von dem aus man so gerne lügt, nie verbreitete sie üble Nachrede, auch wenn sie begründet war; konnte sie einem Fehlenden oder einer Irrenden nicht anders beikommen, so konnte und wollte sie doch „stets eines thun: für sie beten." Also erntete sie selbst wieder die friedsame Frucht der Gerechtigkeit, die sie übte und war der geliebte Mittelpunkt eines ausgewählten treuen Freundeskreises. Ihre Demuth wirkte wiederum Offenherzigkeit, Freundlichkeit und Schonung; die in jener Demuth stehende Liebe hatte sie befähigt, „abzulegen alle Bosheit, Stolz, Neid und Afterreden," so daß sie in Einfalt und ohne Schaden Umgang mit der Welt haben konnte. Ihr Lieblingskapitel in der Schrift war der Hochgesang, in dem der Apostel des Glaubens die Liebe als die größte der Tugenden feiert, 1 Kor. 13.

Dieß war eine glückliche Zeit im Leben unserer Martha. Von ihren Bekannten geachtet, von ihren Freunden geliebt, verehrt von denen, bei denen sie umhergieng und wohlthat, frei von weltlichen Sorgen, was fehlte

ihr noch? was konnte ihr Glück stören? Dennoch blieben die Störungen nicht aus.

Ihre Aeltern bestanden darauf, daß sie die Verbindung mit jener Freundin, die nicht zu ihr passe, aufgeben solle. Es kam sie entsetzlich hart an, um so mehr als dieselbe gerade in sehr traurige Familienverhältnisse gerathen war — doch sie gehorchte. Der Kampf, den es ihr verursachte, beugte ihre geschwächten Kräfte, aber sie erstarkte geistig in der Verleugnung, hüllte sich in die Waffenrüstung des Gebets, stellte sich auf den Grund der Schrift und läuterte ihr Herz in strenger Selbstprüfung. So ward und blieb sie geduldig in Trübsal, fröhlich im Herrn.

Ihre anhaltende Thätigkeit, ihr lebhaftes Mitgefühl mit fremdem Leid setzte ihrem zarten Körper freilich mehr und mehr zu. Wenn aber der Vater unwillig oder bekümmert darüber ward, so meinte sie, es sei doch „besser, durch Verbrauchen als durch Verrosten unterzugehen.“ Veranlaßte man sie zu Ausflügen und Besuchen, so mußte sie sich stets etwas zu schaffen machen, im Reiche der Liebe, die nicht müde wird, ob auch das Gefäß, in dem sie ihren Schatz trägt, Riß um Riß bekommt.

Im Frühjahr 1815 wurden ihre körperlichen Beschwerden auf's Neue bedrohlich. Ein Aufenthalt auf dem Lande gab ihr aber wieder die Kraft, die Haushaltung ihres Bruders einzurichten und zu leiten. Da war sie die Sorgfalt und Aufmerksamkeit selber und mit treuer Liebe und freudiger Hingebung führte sie ohne Eifersucht eine junge Schwägerin in die Stelle ein, die sie bisher im Herzen und Hause ihres Bruders ausgefüllt.

Ihr Tagewerk in den Jahren 1816 und 17 bestand in Gebet, Austheilung von religiösen Schriften, Unter-

redungen, Jugendunterricht und Armenbesuchen. Mit großem Geschicke und Ernste wußte sie diese selbst auferlegten Pflichten zu üben. War sie auf dem Lande, so entwarf sie sich einen förmlichen Feldzugsplan in das Gebiet des Elendes, und einsam, schwach, oft sehr leidend und ohne andere Erleichterungen, gieng sie umher in der ganzen Nachbarschaft, um wohlzuthun, oft zwei, drei Stunden weit. Ihren Beweggrund zu diesen Fußreisen sprach sie mit folgenden Worten aus: „Eine Seele ist unendlich mehr werth, als eine Welt; denke also nicht, daß irgend eine Arbeit zu schwer sei, wenn es deren Rettung gilt. Die Ehre Gottes sei dein stetes einziges Ziel.“ Entferntern Besuchen wiedmete sie einen ganzen Tag. Nach dem Frühstück und nach dem Gebet um Gottes Beistand gieng sie gemächlichen Schrittes fort mit einem Körbchen oder einer Tasche in der Hand, worin ein hartgesottenes Ei, Papier, Bleistift, das neue Testament und religiöse Schriftchen waren. Wo sich eine Gelegenheit zum Wirken zeigte, benützte sie solche unbedenklich auf der Stelle und hielt keine Wohnung für zu fern, keine Zeit für verloren, wenn sie nur versuchen konnte, Gutes zu stiften. Kam sie zum Erstenmal an das Ziel einer Tagereise, so gieng sie zu einem achtbaren Einwohner, bei dem sie nähere Erkundigungen einziehen konnte und bat sich ein Glas Wasser aus. Hatte sie so den Schlüssel in die benachbarten Häuser erobert, so gieng sie in dieselben friedenwünschend und friedenbringend hin. Selten kam sie, gleicherweise den Rückweg machend, vor Sonnenuntergang nach Hause.

Einst traf sie in einer lieblichen Gegend auf einen abgelegenen Ort, dessen wohlhabende Bewohner das ganze Jahr ohne Schule und Gottesdienst waren und

statt der zwei Stunden entfernten Kirche die benachbarte Schenke besuchten. Martha beklagte die kleine hirtenlose Herde, faßte alsbald den Entschluß, sie oft zu besuchen und auf bessern religiösen Boden zu bringen. Nie erfuhr sie eine Beleidigung, vielfach großen Dank. Kinder und Alte begrüßten sie bald von Weitem, es galt von ihr das Wort: wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die Frieden verkündigen, Gutes bringen, Heil verkünden!

Solche Tage angestrengter Thätigkeit wechselten natürlich mit Tagen der Ruhe ab, in erstern diente sie Gott, in letztern betete sie ihn an und so war ihr Leben Friede und Freude. Auch ihre Gesundheit schien sehr gebessert, als sie zu ihrer Familie heimkehrte. Doch das Uebel nahm einen festen örtlichen Sitz und brach von Neuem schlimmer als je hervor; daher mußte sie wieder auf's Land. Sie nahm Abschied von den Ihrigen als ob es der letzte wäre. Sie konnte auch nicht mehr ihre alten Liebesgänge thun, ihre Wanderung war vom Bett auf den Stuhl und von dem Stuhl auf's Bett. Mit Trauern fühlte sie diesen Uebergang aus dem Zustande thätiger in den einer leidenden Weihe. Ihre höchste Bitte wurde da: „Lenke, o Gott, meine Pfade so, daß alles Selbstische in mir ausgerottet werde und deine Magd einzig nur dir diene." Ihr Wahlspruch war auf das beginnende Jahr 1819: „Fürchte dich nicht; denn Ich, der Herr, dein Gott, bin mit dir alle Wege." Dazu schrieb sie: „O Herr, lehre mich immer in deinem Willen ruhen, und ganz in deiner Ehre leben. Wenn du mich demüthigest machest du mich groß."

Kaum war sie etwas gestärkt, so regte sie wieder Hand und Fuß zum Dienst der Liebe. Sie hatte ge-

merkt, „daß Gott, indem er unsere Kräfte schwächt, oftmals ihre Wirkung erhöht," wie der Apostel erfuhr: „wenn ich schwach bin, bin ich stark." So lud sie die Kinder, zu denen sie nicht mehr gehen konnte, zu sich ein und gab ihnen zwei bis dreimal in der Woche Unterricht, vornämlich in der Religion. Dazu errichtete sie eine kleine Sammlung ausgewählter Bücher religiösen oder hauswirthschaftlichen Inhalts, um sie durch Leihen an die Kinder in die Familien zu bringen, und eine Ansprache an die Mütter zu gewinnen, welche oftmals selber die gelesenen Bücher zurückbrachten. Im Dorfe selbst gieng Martha, soweit es ihre Kräfte erlaubten, auch wohl auf den Arm ihrer Freundin sich stützend, um zu versuchen, ob sie etwas Gutes wirken könne. Jede Thüre stand ihr offen. Der Eindruck dieser hülfebringenden Leidenden auf die Leute war ein tiefer. Kam sie eine Zeitlang nicht aus dem Hause, so versammelte sich eine Schaar von Nachfragenden um sie her. Von Zeit zu Zeit öffnete sich Morgens leise die Thüre und das Köpfchen eines Kindes guckte herein, oder eine Mutter und Großmutter kam mit höflicher Entschuldigung, um nach dem Befinden zu fragen. Unter den Leuten hieß sie gewöhnlich nur: „das gute junge Fräulein."

Als sie die Ursache davon, daß die religiöse Bildung und Erweckung der Bewohner nicht eifriger voranschritt, in dem Mangel eines regelmäßigen Gottesdienstes fand, suchte sie den Gottesdienst, zu dem wegen der Entfernung die Leute nicht zu bringen waren, zu ihnen zu bringen. Sie vermochte den Pfarrer des Orts, in dem sie wohnte, die Mittwochabende ihrem Dörflein zu wiedmen, und ihre Hauswirthin bat sie,

ihre große Stube dazu herzugeben. Dann benahm sie den Leuten die Bedenklichkeiten und das Ungeschick, in eine zahlreiche Versammluug einzutreten, und andere nicht bedeutende Schwierigkeiten; es hieß: „sie giengen ja nur zur Wittwe D. und ihre Nachbarn machen's auch so." Die Stube wurde voll von Zuhörern, von denen manche so wenig an öffentlichen Gottesdienst gewöhnt waren, daß sie nicht einmal von den äußern Formen und Ausdrücken wußten. Doch zeigte sich bald Frucht in besserem häuslichem Leben, in besserer Sonntagsfeier und Theilnahme am h. Abendmahle.

War nun Martha unfähig, selber zu wirken, so trieb sie, das eigene Bedürfniß vergessend, ihre Hausgenossen an, jene Liebeswerke zu thun und selbst die alte Wittwe verließ ihretwillen gerne das Haus, um Aufträge an Hülfsbedürftige auszurichten. Da gab's dann Manches zu besprechen, zu überlegen, anzuordnen und das zerstreute, erheiterte sie in ihrer Lage. So zog auch ihre treue Freundin Maria aus dem Unvermögen der armen Martha ihren Nutzen.

Hiernächst wurde auf einem entlegenen Dorfe eine Schule angelegt, die wöchentlich einmal von Maria besucht wurde und Martha wußte wieder die freie Zeit jenes Geistlichen für dieselbe zu gewinnen. Auf diese Weise war die leidende und die Stube hütende Martha fast thätiger, als wenn ihre Thätigkeit durch Nichts unterbrochen gewesen wäre. Diese Handlungen der Wohlthätigkeit, an sich nicht kostspielig, erforderten doch Woche für Woche eine Summe. Sie sparte es sich von ihrem Putz- oder Jahrgeld, ja von ihrem Munde ab; dazu wurde sie von einigen ihrer Freunde zu ihrer Almosen-

verwalterin gemacht und so konnte sie Alles bestreiten und blieb Niemand Nichts schuldig, denn Liebe.

Während Martha in solcher Thätigkeit, zwischen welche hinein sie sich auch in der französischen Sprache, im Zeichnen und Malen übte, gelassen ihr persönliches Ungemach duldete, ward sie durch noch größeres Leid in der Familie verwundet. Ihre Eltern, die nach einem thätigen Leben sich in die Ruhe zurückgezogen hatten, verloren ihr angelegtes Vermögen. Martha tröstete sie mit aller Herzlichkeit und dachte zugleich durch Unterrichtgeben sich so viel verdienen zu können, daß sie den Eltern nicht lästig fiele. Ihr bitterster Kummer war nun ihr Kränkeln und nur Hoffen und Beten machte sie stark. Indessen sorgte ihr Bruder für sie und die Eltern. Die Hoffnung, durch eine Erziehungsanstalt sich ein unabhängiges Leben zu gründen und recht viel junge Mädchen auf den schmalen Weg zu führen, belebte sie wunderbar, bereits verwandte sie Zeit und Geld auf die nöthigen Vorbereitungen; aber ihre Körperkraft sank immer mehr und endlich drang sich auch ihr die Ueberzeugung davon mit unwiderstehlicher Gewalt auf. Von Stund an war ihre bisherige geistige Erhebung vernichtet, ihre Lieblingspläne waren ihr zur Qual, und sie konnte kein Kind ansehen, ohne daß sich ihre Augen mit Thränen füllten. Sie hatte einen schrecklichen Winter abwechselnd zwischen heftigsten Schmerzen und Geistesabwesenheit, gänzlicher Abspannung oder Lähmung und neuen Schmerzen. Als zu Anfang des Jahrs 1820 sich diese nur ein wenig linderten, rühmte sie gleich dankbar, welcher Segen ein Zustand von gewöhnlichen Schmerzen sei. Noch einmal that sie einen Gang in den Garten, ihr Auge konnte sich von der Schönheit dieser Natur

nicht trennen, sie mußte endlich abbrechen und hatte damit den letzten Blick in's Freie gethan; sie durfte fortan nicht mehr die Zimmer verlassen.

Was nun in ihrem Gefängnisse thun? Die körperliche Ruhe war ihr wohlthätig und den gewöhnlichen Schmerz achtete sie für keinen: so wollte sie wieder an die Arbeit gehen. Sie errichtete eine Sonntagsschule in ihrem Zimmer und erlas die empfänglichsten Mädchen aus mehreren achtbaren Familien zu diesem Religions-Unterrichte. Es war rührend zu sehen, wie diese Kinder in Sonntagskleidung der Reihe nach vor Martha's Bett traten und ihr eine kleine Liebesgabe, eine Blume, eine Frucht brachten; wie sie sich nun ruhig in einem Kreise um's Bett setzten und Martha um sich herum Kissen bauen ließ, um sitzend ihnen die Schrift erklären zu können.

Gleicherweise erstreckte Martha ihre Liebe auf das Hausgesinde und ganz besonders auf die Kinder ihres Bruders; nicht leicht konnte Jemand besser Kinder in der Religion unterweisen, als die so kindliche Martha. Aus einer benachbarten Pflanzschule für Prediger besuchten hie und da Zöglinge ihren Bruder; Martha richtete auf sie ihr Auge, um durch sie den geistlichen Bedürfnissen der Nachbarschaft abzuhelfen; der Antrag fand augenblicklich Eingang, und die Studierenden trugen das von Martha's Altare genommene Feuer segenspendend und segennehmend in diese weitern Kreise. Einer wurde in eine von Martha ganz besonders als bedürftig erkannte Straße entsendet, forschte daselbst nach einem Platze für Schul- und Betsaal und bald war dort jeden Sonntag Abend eine Predigt nach der nachmittäglichen Sonntagsschule, beide reichlich besucht und gute Früchte bringend. Mit Hülfe der Studierenden konnte sie nun auch den lang ge-

hegten Gedanken ausführen: dem heranwachsenden Geschlechte einen umfassenderen Religionsunterricht zu verschaffen. In ihrer eigenen Wohnung wurde noch eine Sonntagsschule eingerichtet, die so anwuchs, daß sie bald in die benachbarte Kapelle verlegt werden mußte, wo sie noch jetzt blüht.

Diese Schule führte die Nothwendigkeit herbei, die Wohnungen der Dürftigen regelmäßiger zu besuchen. Zuerst wurde das Bibelbedürfniß untersucht und kläglicher Mangel gefunden. Den Kindern fehlten Kleider in die Schule, den Eltern Arbeit. Martha hoffte durch äußere Abhülfe auch an die innere Noth zu kommen. Da ihr selbst die Geldmittel fehlten, wurde ein Aufruf um Kleider, Bücher, Bibeln, religiöse Schriften erlassen, und der Erfolg übertraf alle Erwartung. Geld und Geldeswerth kam ein, zur Abhülfe auch weiterer Nothdurft. Das war nun ein Leben in der friedlichen Wohnung der kranken Martha! Die Menge Kinder, das Zuschneiden und Fertigen der Kleider, das stete Kommen Dürftiger, die Besprechungen mit den Mitarbeitern gab vielfach Bewegung um das eine feste Stillstehende in diesem Hause: die Liebe Christi, womit Martha namentlich auch Feinden und Spöttern der Wahrheit, als sie in's Unglück kamen mit willigem Herzen den letzten Schilling aus ihrer Tasche gab und Allen Alles zu werden sich bestrebte. —

Mittlerweile kam manche traurige Botschaft von kranken und heimgegangenen Freunden zu ihren Ohren. Der eigene Tod stellte sich ihr als eine gar „ernste Sache" vor die Seele und ihre einzige Furcht war, daß es mit ihr ein Ende nehmen möchte, bevor sie etwas für den gethan habe, der ihr das Leben gegeben! Sie hatte sich ein großes Ziel gesteckt und verglich sie das mit ihren

Pflichten gegen den, der Alles für sie gethan, so hatte sie immer Nichts gethan. Sie strebte zugleich nach innen und außen, nach oben und nach unten, war unermüdlich in der Arbeit an ihrem innern Menschen und jede freie Stunde las sie in ihrem stillen Heiligthum, von dem aus sie ein Paar Tauben, die auf einer Buche genistet, ihre Jungen füttern sehen konnte, und in dem ihr das Rothkehlchen, das sich sein Morgenbrod aus ihrer Hand holte, manches Morgenliedchen sang. Vor ihrem Fenster standen Blumen, namentlich ihr Lieblingsgeranium, das sie schon Jahre lang gepflegt hatte. Diese kleinen Freuden waren ihr Ersatz in großen bleibenden Schmerzen, und die Ihrigen zu erfreuen durch ihre Freundlichkeit und Liebe war ihr Glück.

Mit dem Frühjahr 1821 hatte ihr Uebel so zugenommen, daß das Messer des Wundarztes nöthig schien. Sie ergab sich wie ein Lamm: noch nie hatte der Arzt solche Geduld gesehen. Die Umstände schienen sich zu bessern, schon wurde im schönen Mai ein Kleid hervorgeholt, damit sie einmal wieder in ihren geliebten Garten gehe; aber wie sie es anziehen soll, fällt sie ohnmächtig zurück. Nun war sie denn zu endloser Gefangenschaft verbannt; man erhöhte ihr Bette, man brachte einen Spiegel an, daß sie den Garten sehen konnte und Martha fühlte sich schon glücklich in diesem Genusse. Aber täuschen ließ sie sich nicht mehr; außer dem Buche der Bücher, dem Gebetbuch und Gesangbuch legte sie alle anderen zur Seite. Gott füllte ihre Gedanken; ihre Mahlzeiten glichen Sakramenten, ihre Tage Sabbathen, ihre Wünsche wurden zu Gebeten. Immer blickte sie hinaus: „ob der Herr Jesus Christus bald komme?“ Ihr Aus- und Aufschauen zu dem, der ihre Seele liebte, war reich

gesegnet; seine Gegenwart erquickte sie und: „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe nach Deinem Willen!“ das erfüllte ihre friedenvolle Seele. Dabei wurde fortgewirkt für Andere, durch Andere, so lange es Tag war: „das heiß ich mir eine Krankenstube, — wie beschämt sie uns“ — so lautete es im Herzen und im Munde derer, denen sie Rath, Trost, Glaubens- und Leidensfreudigkeit mittheilte.

In diesem Zustand blieb sie unverändert dieselbe bis in den November 1821. Da mehrten sich die Anfälle, und Martha, die Vorboten fühlend, war vollkommen gefaßt. „Was,“ so schloß sie eine Unterredung mit hohem Ernste, „was könnte die Weisheit der Welt mit allem Zubehör jetzt für mich thun? für den sterbenden Sünder ist und hat sie eitel nichts.“ Tage und Nächte wurden immer schlimmer, ihr Gebet war: „Gnadenreicher Erlöser! gieb nicht zu, daß in unsern letzten Stunden die Todesangst uns von dir abwendig mache!“ „Bruder,“ sagte sie, „es ist etwas ganz Anderes, den Tod nahe, als ihn nur entfernt zu erblicken. Ich sehe nun, daß ein langes Leben doch noch zu kurz ist, uns darauf vorzubereiten. Es findet sich am Todtenbette so vieles zu bekämpfen: Stolz, Leidenschaft, Eigenwillen, böse Gewohnheiten, daß es zum Erschrecken ist; in welch furchtbare Zweifel und Dunkelheiten geräth man! Ich weiß, an wen ich geglaubt habe; aber Alles was ich von Gnadenbezeugungen meines Heilandes erfahren, reichte zuweilen doch kaum hin, meinen Muth aufrecht zu erhalten. — Und wie wenig hab ich für meinen Heiland gethan! Ich hoffte — aber ich kann ihm nun nicht mehr mit meinem Leben dienen, ich bitte dafür, daß ich Ihm durch meinen Tod dienen möge, daß Man-

cher dadurch zum Wirken, weil es Tag ist, zum Nachdenken und Gebet gebracht werde." —

Noch bestimmte sie über ihr Eigenthum und legte für jede Freundin ein Andenken bei Seite, oder gab ihr auch einen freundlichen Auftrag, dann segnete sie die Kinder ihres Bruders und empfieng ihre herbeigeeilten Eltern. Ihre Mutter war von dem Schmerzensanblick überwältigt und stürzte in vollen Thränen hinaus. Der ehrwürdige Vater stand vor ihr in sprachlosem Jammer. Sie tröstete ihn: „wir wollen die Harfen von den Weiden herabnehmen und jede Saite — ja jede Saite — ertöne vom Preise der göttlichen Gnade!" Dann betete sie, um wieder ihre ruhige Haltung zu gewinnen und sprach: „Nun ist die Bitterkeit des Todes überwunden. Herr ich habe gewartet auf dein Heil. Nun lässest Du Deine Dienerin im Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen!" Dann rief sie aus: „O Himmel, Himmel, Himmel! o des Augenblicks, der auf den Tod folgt!" ... Zum letzten Kampf, zum letzten Gang gerüstet, hieß sie nun die Stunde willkommen, welche die Ihrigen mit Angst erfüllte. Sie war reif im Geiste und lebte bereits im Widerstrahl einer höhern Welt, während ihr Glaube, ihre Geduld und Standhaftigkeit bis auf den höchsten Grad geprüft wurde. Der Herr hob sie auf und warf sie darnieder, ließ ihr Licht und Finsterniß wechseln, aber sie blieb treu; als ihr Heimgang sich auf's Neue zu verziehen schien — sagte sie nur: „es ist so recht; es hat seinen guten Zweck. Bittet, daß mein Tod Nutzen bringe." Dazu bestellte sie Liebesgrüße an die Freunde und Mitarbeiter, Zöglinge und Kinder, letztern ließ sie insbesondere sagen, daß nichts so dringend nöthig sei, als frühzeitige Frömmigkeit. „Ich

danke Gott für Vieles, aber für Keines so, wie für dies. Kein Leben kann glücklich seyn, als das in der Gemeinschaft mit Gott und in der Hingabe an Ihn besteht." — Zwischen Leben und Sterben schwebend konnte sie in 48 Stunden durch das stärkste Schlafpulver nicht einen Augenblick Ruhe gewinnen. Dennoch antwortete sie auf die Frage, ob sie glücklich sei? „Ja, ich bin es. Ich stehe zwar Entsetzliches aus, aber ich bin frei von Sorge und Unruhe. Ich habe den Herrn gebeten, mich, wenn es sein Wille wäre, nur kurze Zeit leiden zu lassen — doch nicht mein, Sein Wille geschehe; Er sei gepriesen; das ist Alles." Sie ließ sich den 23. Psalm lesen. Als ihre Freundin bemerkte, daß der Christ verhältnißmäßig wenig zu fürchten habe, fiel sie schnell ein: „Ach Liebe, das macht, weil du nicht weißt, was sterben ist. Der Tod, und wenn es am besten ist, bleibt etwas Schreckensvolles, wovor die Natur schaudert. Nie zuvor fühlte ich ganz den Sinn von des Heilands Worten: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Jetzt verstehe ich es und meine Seele erhebt den Herrn, und freut sich seiner Seligmachung. Das ist genug, völlig genug."

Der letzte und härteste Kampf kam nun in der Frühe des 11. Decbr., darauf fiel sie in einen tiefen Schlummer bis zum Abend des 12. Decbr. Die Entzündung hatte indessen ihr Werk vollbracht, der Brand alle edlern Theile ergriffen; die Schatten des Todes breiteten sich über ihre Augenlieder, die Lippen versagten den Dienst, sie konnte hin und wieder nur noch lispeln — — „der Herr ist gerecht und gut, unbeschreiblich gut. Er ist mein Erlöser worden. O Preis ihm! — Bittet Gott, daß mein Tod nützlicher werde, als mein Leben war." Man mußte ihr etwas vom Himmel sagen. —

„Ach Himmel!“ sagte sie darauf, „ich will gehen und nicht hier bleiben.“ Es war Sonnabend und man läutete den Sonntag ein; da wurde sie wie verklärt. Den Sonntag hatte sie immer für den Tag ihrer Befreiung angesehen. Als derselbe anbrach, konnten ihre gebrochenen Augen zwar vor Dunkel sein Licht nicht mehr sehen; aber ihre Seele war im Lichte, als der letzte Athem über ihre Lippen floh . . . .

Des andern Tages reihten sich 12 weißgekleidete Schülerinnen der Verstorbenen vor den Sarg; die gute alte Wittfrau mit andern Dorfbewohnerinnen sammt ihren Kindern schloßen sich weinend an. Von Alter und Kummer gebeugt folgte der Vater zu der, unter einem Eibischbeerbaum von Martha selbst erwählten Ruhestätte. Dieselbe bezeichnet eine Tafel mit der einfachen Inschrift: „Martha Reed, gest. den 16. Decbr. 1821 im 28. Jahre ihres Alters. Dem Fremden können ihre Tugenden nicht bekannt seyn. Ihren Freunden ist das Andenken an sie ihr schönstes Mal!“ Am folgenden Sonntage wurde über den Text gepredigt: „Es ist dem Menschen ein köstlich Ding, daß er das Joch in seiner Jugend trage; es ist ein köstlich Ding, geduldig seyn und auf die Hülfe des Herrn hoffen.“

XXII.

Anna Linnard,

geb. 1800. † 1833.

Zum Schlusse noch soll uns ein ganz unserem Jahrhundert angehöriges Lebensbild zeigen, wie in Nordamerika das Werk einer J. Graham bis in die neue Zeit mit gleicher Kraft und gleicher Treue im Kleinen ist fortgeführt worden. Möchten unsere deutschen Ausgewanderten auch heute und immer Zeugen und Theilnehmer solcher Segenswirkungen dort seyn!

Anna Jane Linnard wurde zu Philadelphia am 8. Mai 1800 geboren. Ihr Vater war Oberst im nordamerikanischen Freiheitskampfe und hernach Generalquartiermeister. Ihre sehr fromme Mutter starb, als Anna noch ein Kind war. Dafür übernahm ihre trefflich erzogene älteste Schwester die Erziehung der jüngern Kinder, für deren religiöse und sittliche Bildung der würdige Vater jede Beihülfe leistete. Ein treuer Seelsorger unterstützte diese Bemühungen. Die zehnjährige Anna hatte bereits die Gewohnheit, am Sonntag Abend in ein kleines Tagebuch ihre Selbstbeobachtungen und Selbstprüfungen niederzulegen. Unter Anderem bemerkt sie dort, wie die natürliche Eitelkeit sie an alles Andere eher denken lasse, als an Göttliches, und wie die natürliche Trägheit sie so gerne zurückhalte vom Besuche der Kirche; sie bittet ihren Gott, er möchte ihr Herz erneuern und die Zeit

herbeieilen lassen, wo es ihm gefallen werde, als seine Magd sie anzunehmen.

Anna hatte schon als Kind sehr gute Anlagen des Geistes und einen großen Trieb zum Lernen gezeigt. Sie machte, nachdem sie einmal lesen gelernt, glänzende Fortschritte. Ehe sie ihr zwölftes Jahr erreicht hatte, war ihr Gedächtniß, Urtheil und Schönheitssinn auf seltene Weise entwickelt. Eine besondere Freude hatte sie an einer aus 28 Bänden bestehenden Weltgeschichte, und in der Bücherei ihres Vaters Stunden lang zu suchen und zu lesen war ihr höchstes Vergnügen. Die Werke der berühmtesten englischen Schriftsteller kannte sie bald nachdem sie aus der Schule gekommen. Schon als Kind von neun Jahren hatte sie selbst die Feder in die Hand genommen und eine lange Erzählung verfaßt, die von reger Verstandes- und Einbildungskraft zeugte. Freilich auch verschlang das frühreife Mädchen eine Menge von Romanen, doch nicht so flüchtig, als dieses gewöhnlich geschieht. In ihrem 19. Jahre schrieb sie einen recht gediegenen Aufsatz über Walter Scotts Erzählungen. Die Vorliebe für solche Geistesbeschäftigungen trat ihr jedoch sehr zurück, nachdem sie einmal „geschmeckt hatte das gütige Wort Gottes."

Von ihrem 15 — 20. Jahre gewann die Pracht und Eitelkeit der Welt einen mächtigen Einfluß auf sie. Mit demselben Eifer, mit dem sie englische Romane las und französisch sprechen lernte, jagte sie der Mode und dem Putze nach. Obwohl sie eine religiöse Erziehung erhalten, mit der Bibel ganz bekannt und mit den Wahrheiten der christlichen Lehre im Zusammenhang wohlvertraut war, auch keinen Zweifel an der schrecklichen Offenbarung des Gerichtes über die Gottlosen hatte, so war

sie doch im Grunde der Seele geistlich todt; denn zwischen Wissen und Glauben, Glauben und Erfahrung ist und bleibt der alte Unterschied. Da schreckte sie die Krankheit und der Tod ihrer um zwei Jahre ältern geliebten Schwester Susanne erstmals aus dem Schlafe auf. Die immer so ganz gesunde, kaum über ein Jahr verheirathete Schwester starb in den glücklichsten Verhältnissen nach viel Bitten und Flehen der Ihrigen, namentlich ihres Seelsorgers, mit ziemlicher Fassung und in Hoffnung des ewigen Lebens. Anna war herbeigeeilt und je mehr sie sah, daß die Schwester Anfangs jene gewisse Hoffnung noch nicht habe, desto angstvollere Tage und Nächte brachte sie an ihrem Bette zu in der Sorge, daß sie doch des Anschauens der Herrlichkeit Gottes nicht verlustig gehe. Die Nähe des Todes und des Gerichtes machte auf sie selbst einen erschütternden Eindruck beim Anblick der armen Schwester, die in Zeit von 15 Monaten Gattin, Mutter, kinderlose Wittwe und aus der Blüthe der Gesundheit zum Gerippe abgezehrt auf dem Sterbebette war.

Anna fühlte jetzt, daß in ihrem eigenen Innern das große Werk der Vorbereitung auf Tod und Gericht noch nicht einmal begonnen habe. Nun nahm sie die Bibel vor und zwang sich in sie hinein, aber es wollte nicht gehen; der böse Geist des Zweifels, selbst des Spottes tauchte aus der Tiefe des Herzens, welches „böse ist von Jugend auf.“ Ihr Verstand war zu hoch und hochmüthig für das schlichte Wort geworden. Gegen die Lehre vom Fall und Verderbniß der Menschen, von der Rechtfertigung durch den Glauben faßte sie einen förmlichen Widerwillen, es zeigte sich, daß fleischlisch gesinnt seyn im Grunde der Seele ist eine Feindschaft wider Gott. So lange sie bisher blos mit dem Kopfe die Schrift wußte, bewunderte

sie ihre Aussprüche; als ihr Herz sich unter des lebendigen Glaubens Gehorsam beugen sollte, widerstrebte der nach weltlicher Ehre und Auszeichnung strebende Hochmuth.

Da schickte Gott, der „da reich ist in Barmherzigkeit,“ noch einen ihr nahe gehenden Tod einer Verwandten und ließ durch die lebendige Predigt des Evangeliums seinen Geist das Straf- und Zuchtamt an ihrem verhärteten Gemüthe üben und ein Licht über das andere in ihrer Finsterniß aufgehen. Als sie das innere Auge aufschlug, da konnte sie nicht anders, als sich selbst verabscheuen. Sie kam an den Rand der Verzweiflung. Aber ihr und der Ihrigen Flehen um Gnade durch Christum ward erhört; sie gelangte endlich zu einem demüthigen Vertrauen auf dessen Verdienst als den alleinigen Grund ihrer Hoffnung. Am 13. Febr. unterschrieb sie mit Furcht und Zittern, nachdem sie in Fasten und Beten eine Zeit lang zugebracht, einen Bund mit ihrem Gott, den sie fortan fleißig erneuerte. Im Mai desselben Jahres ließ sie sich als Mitglied der sichtbaren Kirche durch feierliches Bekenntniß (Confirmation nach englisch-amerikanischer Sitte) aufnehmen und gedachte das Bekenntniß ihres Mundes mit dem Leben zu besiegeln.

Nach einer kurzen, innerlich ruhigern Zeit überkam sie wieder eine traurige Dunkelheit und Ungewißheit über ihr geistliches Leben. Sie schrieb an ihren Seelsorger, aber ohne Namensunterschrift, ihren ganzen Zustand. So konnte derselbe nicht antworten als durch eine Predigt über den Fall, den der Brief geschildert. Er sprach dann darüber, wie den Versuchungen und Schwierigkeiten zu begegnen sei, die jedem Neubekehrten in den Weg treten. Von da an war ihr Weg im Lichte Gottes und ob auch der Glaube wieder schwach und klein werden wollte, so

wußte sie doch, wo und wie Licht und Frieden zu suchen. Sie lernte insbesondere, wenn sie das Gotteslicht verloren, in ihrem Lauf einzuhalten und sich Zeit zu nehmen zum einsamen Gebet und zur Selbstprüfung, da wurden ihre Schritte wieder fest und fröhlich. Nachdem sie eine gewisse Zuversicht des ewigen Lebens erhalten, sah sie erst recht die unnütze Verschwendung ihrer zwanzig Jahre in heillosem Romanlesen und eitelm Weltwesen ein, um so mehr eilte sie nun, ihr weiteres Leben auf eine gottgefällige Weise zu erfüllen.

Ohne Rückhalt und mit dem überlegtesten Entschlusse hatte sie sich ihrem Gott übergeben auf Zeit und Ewigkeit. Ihr reicher Geist, ihre vielseitige Bildung, das Lesen der besten religiösen Werke und vor Allem das tägliche Forschen in der Schrift machte aus ihr eine der gegründetsten und gefördertsten Christinnen. Der Vergebung gewiß geworden, jagte sie mit allen Mitteln, die ihr die Gnade darreichte, nach der Heiligung, ohne welche Niemand kann Gott schauen. Frömmigkeit, d. h. persönliche Hingabe an ihren Erlöser und seine Brüder, war die Aufgabe ihres Lebens; der Schlüssel, mit dem sie jeden neuen Tag sich als einen Weitergang zum ewigen Leben öffnete, war innigste Demüthigung vor ihrem Gott. In ihrem Tagebuche merkte sie mit großer Genauigkeit ihre Mängel an, um in Bekenntniß und Bitte vor Gott Gnade und Kraft zum Ueberwinden zu holen. Ihre große Gewissenhaftigkeit in der Selbstprüfung gab ihr eine vertraute Kenntniß von dem Selbstbetruge, der Verderbtheit, Eitelkeit und Zerstreutheit des menschlichen Herzens. Sie kämpfte ritterlich gegen die Kälte, Härtigkeit, Trägheit, Ehrsucht desselben. Zu dem Zwecke hatte sie auch die Gewohnheit, zu Zeiten sich besondere Tage zum Fasten

und Beten festzusetzen, und in der Beobachtung derselben fand sie eine Quelle reichen Segens für ihre Seele. So schrieb sie am 3. Sept. 1823: „Ich habe diesen Tag ausersehen, mich vor Gott zu demüthigen durch Fasten und Gebet. Ich bin seit einigen Wochen von einem Schuldgefühle gedrückt, das mich beinahe überwältigt hat. Die Erinnerung an meine Sünden ist mir schmerzlich gewesen und ihre Last unerträglich. Indem ich mein Herz befragte, fühlte ich den Drang nach einem recht tiefen Ausdruck meiner Reue und meines Kummers. Mehrere Monate lang, fürchte ich, habe ich, statt Fortschritte im geistlichen Leben zu machen, Rückschritte gemacht. Ja, abwärts bin ich gegangen immerfort von meinem Gott."

Fasten und leiblich sich bereiten — bei solch feiner äußerlicher Zucht kommt gewiß die betende Seele leichter zur Sammlung aus den zerstreuenden Bildern der äußern und innern Welt, in denen sie Gefahr lauft zu zerrinnen; aber es muß nach dem Beispiel und dem Wort des Herrn (Matth. 17, 21.) nicht in gesetzlicher Gerechtigkeit als eine Tugend an ihm selbst, sondern nur als ein Tugendmittel gelten.

Außerdem pflegte sie namentlich den ersten Tag jeden Jahres besonderem Gebete zu weihen und zuweilen einige Erinnerungen an ihre Gefühle bei diesen feierlichen Gelegenheiten niederzuschreiben. So beginnt ihr Tagebuch vom 1. Jan. 1824: „Dieß ist der Anfang eines neuen Jahres. O meine Seele, was hast du in der vergangenen Zeit gethan? Ach, der Rückblick gewährt nur wenig Freude. Dasselbe Feld ist immer von Neuem durchlaufen worden: sündigen, bereuen, Vorsätze fassen, wieder sündigen ..... Ich merke nicht, daß ich irgend demüthiger oder weniger begierig nach eitlem Ruhme wäre, als zu-

vor. Doch will ich nicht in Verzweiflung sinken. Ich glaube, daß ich etwas mehr Erkenntniß meiner selbst erworben habe und gewachsen bin, wenigstens im Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit. Im Allgemeinen habe ich den Geist brünstigen Gebetes gehabt, auch habe ich viele Erquickung in der Kirche gefunden. Eines, glaube ich, habe ich gewiß in diesem Jahre erworben: eine größere Liebe zur Schrift; sie ist nicht mehr so trocken für mich, ich erkenne Geist und Leben in ihr, wie nie. Auch ein Gefühl der Furcht Gottes, der göttlichen Majestät, und ein Geist der Lobpreisung regt sich in mir" . . . . Im Anfang des Jahres 1826 war ihre Zeit besonders von der Krankenpflege ihrer durch den Tod der Susanna ebenfalls zum Leben aus Gott erweckten Schwester Maria in Anspruch genommen. Im März starb diese, und ihr Tod grub neue Saatfurchen des Glaubens und Hoffens in ihr Herz, das sich immer am unglücklichsten fühlte, wenn sie in geistlicher Betrachtung lässig geworden war. Den Mangel an kräftiger Liebe zu Gott und den Menschen schreibt sie am 1. Jan. 1827 dem Mangel an Wachsamkeit, Enthaltsamkeit, Gebet und stiller Betrachtung zu. Schwermüthig blickt sie am 1. Jan. 1828 zurück auf ihr Leben, in dem sie fast nichts als sündige Tage und schuldvolle Monate sieht. „Eines Abends begab ich mich auf mein Zimmer, entschlossen, wo möglich mich meiner Last zu entledigen. Da begann ein mächtiges Ringen mit Unglauben und Sünde. Alles stand mir auf dem Spiele. Es schien, als wäre eine Mauer von Eisen zwischen mir und Christo, bis ich, Gott sei gelobt! endlich nach einigen Stunden die Kraft erhielt, Christum meinen Heiland zu ergreifen und mich in seinem Blute rein zu waschen. Jetzt war

Leben und Frieden da, freier Zugang zu Gott und Freudigkeit zu allem guten Werke."

In solcher Selbstprüfung und Selbstüberwindung kam Anna zu einer seltenen Vollständigkeit und Allseitigkeit des christlichen Wesens. Daß sie die verschiedenen Gnadengaben in ungewöhnlichem Grade in sich ausbildete, ohne Einseitigkeit ebenso auf inneres wie äußeres Leben, Rechtfertigung und Heiligung, Thätigkeit und stille Sammlung, Demüthigung und Lobpreisung drang, das machte in großem Maaße die sittliche Schönheit, das edle Ebenmaaß ihres Wesens aus. Sie war eifrig, aber sanft; rastlos auf Andere wirkend, aber die eigene Seele nicht vernachläßigend; heiter ohne Leichtsinn; streng, aber nicht tadelsüchtig; scherzhaft, aber nicht tändelnd. Sie hatte eine sehr glückliche Gemüthsart, war eine große Freundin der Natur und erlustigte sich und Andere im Genusse der Werke Gottes. Ein prächtiger Sonnenuntergang konnte sie entzücken, mit dichterischem Feuer wußte sie solche Pracht zu beschreiben und sich sagen zu dürfen, „mein Vater hat dieß Alles bereitet," mit den Augen einer Christin „die strahlenden Fußstapfen seiner Gottheit" betrachten, und mit dem Sänger des Psalms sie loben zu dürfen, das war ihr ein Genuß, „den der Weltmensch, so verfeinert und gebildet er seyn mag, niemals erreichen kann."

Wenn das Christenthum so Vieler in einem vortheilhafteren Lichte nach Außen als zu Hause glänzt, so waren gerade die Angehörigen, Verwandten und Freunde unserer Anna diejenigen, welche sie durch das geheiligte, sanftmüthige, milde und herzliche Wesen als mit einer lebendigen Urkunde von der Kraft und Herrlichkeit der Religion und der Nachfolge Jesu Christi beglückte. Anna

hatte sehr frühe ihre vortreffliche Mutter verloren, so war es ihr Beruf, einen bejahrten Vater zu ehren, zu pflegen und zu trösten. Hatte sie schon vorher große Achtung vor ihm an den Tag gelegt, so erhielt sie mit der Hingabe an Christum eine solche starke und zärtliche Liebe zu demselben, daß sie mit Lust dem gebrechlichen Vater bis zu ihrer letzten Lebenszeit die untergeordnetsten Dienste leistete und ihrer Tochterpflicht jede eigene Annehmlichkeit hintansetzte. Ihr Umgang mit ihren Geschwistern wurde beseelt und geheiligt durch ihren christlich-heitern Sinn. Ihr heiligender Einfluß erstreckte sich in gleicher Weise auf die entferntesten Verwandtenkreise durch Wort, Umgang und Vorbild. Ein Brief, den sie an zwei studirende Neffen schrieb, ist voll apostolischen Geistes. Eine gleich segensreiche Wirkung übte sie auf andere Freunde und Bekannte durch ihr musterhaftes Betragen, ihre innige Frömmigkeit, ihre fröhliche und überströmende Laune, ihre milde und sanfte Sitte, ihre Entschlossenheit, Gott unter allen Umständen zu dienen, ihre Lust, eben so wohl zu erfreuen und gefällig zu seyn, als zu nützen. Ihre Unterhaltung war in den Schranken der Liebe und Bescheidenheit, bei aller Bestimmtheit und Strenge ihrer Ansichten; kein Unglimpf kam über ihre treubewachte Zunge. Sie suchte Alles zum Besten zu kehren, so weit es sich mit der Wahrheit vertrug; von den Fehlern Anderer sprach sie wenig bei Menschen, den Irrenden schenkte sie ihre herzliche Barmherzigkeit und Fürbitte. —

Wir haben gesehen, wie Anna vor ihrer Umwandlung nach weltlichem Wissen dürstete. Sie las eine große Anzahl von Schriften aus allen Zweigen der Wissenschaft mit tiefer Aufmerksamkeit und großem Nutzen. Als sie

eine Christin geworden war, wurde ihr Hunger nach Erkenntniß nur erhöht, gereinigt und geregelt. Die Bibel wurde ihr das Buch der Bücher, ihr tägliches Brod. Oftmals las sie dieselbe ganz durch, einzelne Abschnitte durchforschte sie fortwährend. Jahre lang brachte sie jeden Abend einige Stunden mit diesem Lesen zu, insbesondere die zwei letzten Stunden vor Schlafengehen, was gewöhnlich nicht vor Mitternacht geschah. In diesen Feierstunden, wenn durch die schlummernde Stadt nur der einförmige Wächterruf erschallte, war es ihre Freude, die in der heil. Schrift geoffenbarten Friedenswege an der Hand einer gediegenen Erklärung zu durchwandern. Hier war es auch, wo sie mit ihrem Gott allein ihr Herz ausschüttete in Gebeten für ihre Familie und ihre Freunde, für die Kirche und die Welt.

Wie gesagt, sie forschte in der Schrift, sie las sie mit Bedacht und nach wohl angelegtem Plane. Zu dem Zwecke besuchte sie auch wöchentlich die zwei Bibelstunden und erschien darin nie unvorbereitet. So kam sie zu einer genauen Bekanntschaft mit der ganzen Schrift, ja mit der Gottesgelehrsamkeit selbst. Zudem beschäftigte sie sich viel mit den Büchern edler Weltweisen und setzte auch ihren übrigen Selbstunterricht über die wichtigsten Dinge von allgemeinem Belange fort. Fragte man sie, wie sie denn nur zu dem Allen Zeit habe, so antwortete sie etwa mit der Gegenfrage, wie viel man wohl bei treuer Benützung seiner Mußestunden in nur einer oder in zwei Stunden täglich binnen eines Jahres lesen und lernen könne?

Anna war, seit sie das Evangelium statt der Romane nahm, bereit, an jedem guten Werke Theil zu nehmen. Sie wurde freiwillige Lehrerin an einer Sonntagsschule, sparte keine Mühe, ihren Unterricht anziehend zu machen und ihren Schülerinnen auch in ihren Häusern nachzugehen. Ihr Benehmen gegen dieselben war immer freundlich, theilnehmend, liebreich und gefällig. Mit einem Gesichte, auf dem die Freude glänzte, trat sie jeden Sonntag herein, reichte jedem die Hand und hieß es willkommen. Ehe sie anfieng zu unterrichten, gebot sie auf einen Augenblick Stille und hieß die Schülerinnen sich mit ihr vereinigen im Gebete um Segen für den Unterricht. Ihre Aufgabe war die Bibel vorzulesen und zu erklären, das that sie mit einer seltenen Klarheit, Deutlichkeit und Kürze; ihr Lieblingsgegenstand war die erlösende Liebe, da pflegte sie inne zu halten und ihre Schülerinnen um das Kreuz zu locken, zu sammeln mit einer Innigkeit und Eindringlichkeit, daß ihr und den Zuhörerinnen oft die Thränen in den Augen standen. Ihre dichterische Ader ließ ihr bei diesem Unterrichte vielfach die anmuthigsten Gleichnisse und Erzählungen zuströmen. Die Unterweisungen beschränkten sich nicht auf die Stunde in der Sonntagsschule allein; wo sie sonst ihre Schülerinnen traf, selbst auf der Straße fand sie ein anregendes Wort für sie. In ihrem eigenen Hause hielt sie in der Woche mit den Kindern eine Stunde, in der sie sich mit ihnen über christliche Gegenstände unterhielt, ihnen vorlas oder die Schrift erklärte. — In ihren Gebeten bat sie für jede Schülerinnen namentlich und nach ihren besondern Umständen.

Anna verfaßte auch eine anziehende Schrift für den amerikanischen Sonntagsschulverein, „Helene Moriz"

betitelt, von der in mehreren Auflagen über 10,000 Stücke auf Kosten des Vereins gedruckt und verbreitet wurden.

Die Sonntagsschule war aber nicht der einzige Gegenstand ihrer Mithülfe und Fürsorge. Seit ihrem Eintritt in die christliche Laufbahn suchte sie jede Fähigkeit und Gabe Leibes und der Seele, Zeit, Eigenthum und Einfluß der Ehre und Sache Christi zu weihen, indem sie Andere zur Erkenntniß seines Heiles zu bringen sich bemühte. Viele Jahre lang war sie Schriftführerin und thätigstes Mitglied einer weiblichen Hülfs-Bibelgesellschaft in Philadelphia. Mit eigener Hand vertheilte sie Hunderte von Bibeln. Die Berichte, die sie über die Leistungen der Gesellschaft verfaßte, waren überaus anziehend nach Inhalt und Form. In dem Berichte von 1827 erzählte sie zur Bestätigung, welche Wohlthat dieses höchste und tiefste aller Bücher für die Armen sei: „Es lebte eine junge Frau im Armenhause, in deren Leidensbecher nur wenige versüßende Tropfen eingemischt worden sind, sie war Wittwe, arm und krank. Es schien nicht, als ob sie dazu geführt worden war, in ihren vielen Prüfungen die Hand zu erblicken, in deren Schlägen selbst Barmherzigkeit ist, sie hatte Traurigkeit empfunden, aber es war die Traurigkeit der Welt, die den Tod wirket. Bei einer Gelegenheit, als das rührende Gleichniß vom verlornen Sohn in ihrer Gegenwart vorgelesen ward, brachen die Quellen der göttlichen Traurigkeit in ihrer Seele auf. Mit gespannter Aufmerksamkeit und strömenden Thränen horchte sie, je mehr die Aehnlichkeit ihres eigenen Falles mit dem des Verirrten sich ihrem Geiste aufdrang, — aber sie hatte keine Bibel. Es wurde ihr eine verschafft, und später

erklärte sie: sie glaube, sie müßte sterben, wäre dieser Trostquell nicht; oft wenn sie darin lese, fühle sie sich glücklicher als je in ihrem Leben — und sie lag auf einem dürftigen Strohlager, umgeben von Kranken und Sterbenden, ohne eine Freundin, die ihr das Kissen zurechtrückte oder ihren Bedürfnissen abhalf: die Bibel war die Freundin und Friedenbringerin für das gebrochene Herz der armen Wittwe geworden."

Anna war auch mehrere Jahre Schriftführerin der weiblichen Gesellschaft für innere Mission, welche seit vielen Jahren den Tausenden in den Vorstädten christliche Unterweisung zu verschaffen suchte. Zugleich war sie eine der unermüdlichsten Vertheilerinnen von kleinen religiösen Schriftchen, wobei sie von Haus zu Haus gehend vielen Hunderten durch mündliche Zusprache eine Botschafterin an Christus Statt wurde. Immer gieng Gebet, öfter auch Fasten diesen ihren Wanderungen voran. — Gleich lebhaften Antheil nahm sie an den Bestrebungen zum Besten der Seeleute. Als eine warme Freundin des amerikanischen Sonntagschulvereins betheiligte sie sich bei Begründung von Sonntagsschulen und Büchersammlungen durch alle Theile ihres Vaterlandes.

Besonders eifrig war sie für die Heiden-Mission, deren Geschichte und Fortgang ihr durch Lesen von Büchern und Zeitschriften völlig bekannt war. Ihr Gebet galt der großen Sache der Weltbekehrung Tag und Nacht; keine Arbeit scheute sie, Zeit, Geld und Anstrengung wurden freudig drangegeben, um das Werk zu fördern; bei den monatlichen Gebetsversammlungen für die Mission fehlte sie niemals, mochte das Wetter oder Geschäft seyn wie es wollte.

Aber die nützlichste Thätigkeit entwickelte Anna in ihren Besuchen bei den Armen und Unwissenden in Philadelphia, bei denen sie in der Nachfolge Jesu „umherwandelte Gutes zu thun.“ Seit ihrer Bekehrung war das ihr tägliches Geschäft nach festem Plane. Namentlich an den Tagen, da sie sich selbst von der gewöhnlichen Speise abbrach, füllte sie den Nachmittag mit Besuchen meist in den Hütten des Elends aus. Außerdem verwendete sie noch einen oder zwei Tage wöchentlich, ja oft mehr zu diesem Werke der Barmherzigkeit. Oft gieng sie Morgens um 9 Uhr aus und kam erst um 6 Uhr Abends heim. Dann aß sie einen Bissen mit den armen Familien, die sie besuchte. Auf die Besuche selbst nahm sie das eine Mal Bibeln, das andere Mal Traktate zur Vertheilung mit, oder brachte und schickte sie Lebensmittel. Da sie keine großen Geldmittel besaß, und nur auf geziemende, einfache Kleidung hielt, gab sie einerseits damit ein gutes Beispiel, und erübrigte andererseits reichlich, um zu geben den Dürftigen. Verständig ihre Almosen vertheilend, reichte sie weit mit Wenigem. Nie verleitete sie die Armen, sich auf Unterstützungen zu verlassen, Trägheit war ihr wie Gift, Trägmachen galt ihr als Vergiften. Oft geschahen ihre Besuche in der Absicht, arme und verwahrloste Kinder in die Sonntagsschule zu ziehen, oder die Eltern zu bereden, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen. Um an unsterblichen Seelen Gutes zu wirken, scheute sie kein Haus, mochte es noch so voll seyn von Armuth, Schmutz, Krankheit oder Lasterhaftigkeit. In den abschreckendsten Orten setzte sie sich nieder, um über die herrlichere Welt dort oben zu sprechen, wo nicht Krankheit, noch Schmerz, noch Sünde,

noch Thräne ist. Sie lieh dem Jammer ihr Ohr und gab die nöthigen Belehrungen, las eine religiöse Schrift, ein Kapitel der Bibel vor und begleitete das mit Erklärungen und Ermahnungen. Wo es thunlich war, kniete sie nieder und betete auf ergreifende Weise.

Eine lange Zeit hindurch pflegte sie auch das Armenhaus zu besuchen, und Stunden lang sich mit den Insaßen zu unterhalten. Nach ihrem Tode begegnete eine arme Frau ihrer Schwester auf dem Markte, fragte nach „Fräulein Anna," und als sie hörte, sie sei gestorben, rief sie aus: „O wie wird mein Mann sich betrüben, denn eine Unterredung, die sie mit ihm hatte, hat seiner Seele vom Tode geholfen." In ihren Besuchen bei den Armen und Hülflosen war Anna durch nichts ausgezeichneter, als durch ihre rückhaltlose Offenheit im Tadel der Sünde. So gieng sie, wenn in ihrer Nachbarschaft Jemand den Sonntag öffentlich entheiligte, zu ihm und stellte ihm auf milde, aber entschiedene Weise seine Sünde und deren Folgen so eindringlich vor, daß es selten ohne frühern oder spätern Erfolg war.

Auf ihren Reisen nahm sie jede passende Gelegenheit wahr, durch Vertheilung von christlichen Schriften, durch Unterredung mit den Dienstboten in den Wirthshäusern, wo sie einkehrte, Gutes zu wirken. Die Würde, die Freundlichkeit und gewinnende Art ihres Benehmens, verbunden mit der Macht der Wahrheit, wirkte, daß sie nie eine Beleidigung erfuhr, obschon sie ihre Besuche gewöhnlich allein machte. Eine Familie in einer abgelegenen Straße war äußerst arm und elend. Der Mann war ein Trunkenbold und that wörtlich nichts zur Ernährung von Weib und Kind. Seine Frau, welche die Familie durch schwere Arbeit ernährt hatte, war krank

an der Auszehrung und gieng dem Tode entgegen, sie hatte kleine Kinder, die ganz zerlumpt und fast am Hungertode waren. Unsere barmherzige Schwester besuchte sie in ihrer Dachkammer. Alsbald verschaffte sie Arznei, Nahrung und ein ordentliches Bett für die kranke Mutter, kleidete und speiste die Kinder, machte dem Manne Vorstellungen und bewog die Hausleute, sich der Kinder anzunehmen und etwas Speise für die Familie zu kochen. Dann begann sie ihre christlichen Unterweisungen, und fuhr in diesen Bemühungen Monate lang fort. Die Frau war erstaunlich unwissend, selten in einer Kirche gewesen und konnte kein Wort lesen. Auf die Frage, ob sie etwas von Gott wisse, sagte sie: „Sie wisse sehr wenig von ihm, habe aber immer geglaubt, daß er der größte Mann in der Welt sei.“ Mit unermüdlicher Geduld setzte ihr Anna die Lehre von Gott auseinander, ihren sündlichen Zustand und den Weg des Heils in Christo. Endlich hatte sie die Freude, die Aufmerksamkeit und das Gewissen der Armen erwachen zu sehen. Einmal erklärte sie ihr das Wesen des Glaubens. Sie fragte: „Weißt du, was Glaube ist?“ — „Nein, Frau.“ — „Gut, so will ich dir's sagen. Wenn ich dir sagte, ich wollte morgen kommen und dich besuchen und dir etwas mitbringen, so würdest du es mir nicht glauben?“ — „O ja, Frau.“ — „Gut, sieh dieß ist Glaube oder Zutrauen in das, was ich sage. So sagt Gott viele Dinge in der Bibel, und ich will, daß du ihm glaubst. Du glaubst, was ich dir sage, die ich nichts als ein sündiges Geschöpf bin, so sollst du auch glauben, was der große und herrliche Gott sagt. Er ist gut und sagt nie, was nicht wahr ist.“ Und dann fuhr sie fort, ihr zu

erzählen, was Gott sagt von seiner Bereitwilligkeit, diejenigen selig zu machen, die zu ihm kommen in dem Gefühle, daß sie Sünder sind und um Vergebung bitten um Jesu Christi willen. Mit diesem Unterrichte fuhr sie von Zeit zu Zeit fort, bis sie das Vergnügen hatte zu sehen, daß diese Frau an der Hoffnung und dem Frieden des Evangeliums sich erquicke, in dem sie dann nach einigen Wochen starb. Nach dem Tode der Mutter nahm sich Anna der kleinen Kinder an und versorgte sie in guten Familien. Der Mann, tief ergriffen von dem Tode seiner Frau, und wohl auch von den Lehren und Ermahnungen ihrer Wohlthäterin, verließ nun auch den Branntweinladen, in dem er schon verloren schien, und wurde ein tüchtiger, fleißiger Mann. Dieß ein Beispiel für viele. —

Anna hatte zu keiner Zeit ihres Lebens eine recht feste Gesundheit. Sie war von sehr zartem Körperbau, aber durch Selbstbeherrschung ward sie zu so großen Anstrengungen fähig. Im Sommer 1831 wurde sie bei einem Besuche auf Neu-Jersey erstmals von einer schweren Krankheit, einem galligen Wechselfieber ergriffen. Sie genas wieder und konnte wie früher wirken. Während des folgenden Winters war sie als Mitglied des „menschenfreundlichen Vereins" sehr beschäftigt mit dem Besuche und der Unterstützung leidender Armen. Ihrer Gesundheit waren diese auch bei dem schlechtesten Wetter gemachten Besuche sehr nachtheilig. Namentlich wurde ihr ein Besuch, den sie am 13. März machte, gefährlich. Sie hatte früher eine sehr lasterhafte, unwissende und herabgekommene Familie in ihrem Bezirke besucht und umsonst versucht, ihre Aufmerksamkeit auf die Religion zu lenken. Nun suchte Gott sie mit Krankheit heim.

Anna hörte davon, und in der Hoffnung, daß sie mindestens in der Stunde tiefer Trübsal auf ihre Warnungen und Ermahnungen hören würden, beeilte sie sich, sie wieder zu besuchen und brachte fast zwei Stunden in ihrer elenden Wohnung, in einem feuchten Keller, mit Schriftlesen, Ermahnung und Gebet zu. Im Begriffe, sie zu verlassen, fühlte sie einen heftigen Frostanfall und kehrte nach Hause zurück mit der Ahnung, daß ihr Ende nahe.

Von den Folgen jenes Wechselfiebers war Anna nicht vollkommen genesen. Nach zwei Monaten war sie zwar wieder im Stande auszugehen, aber während des folgenden Sommers und Winters begann sie der Gewalt des Uebels zu erliegen. Im nächsten Mai und Juni suchte sie Hülfe in verschiedenen Bädern, doch ohne Erfolg.

Der Gedanke an den Tod war ihr nicht fremd. Seit sie vom geistlichen Tode erstanden, bereitete sie sich zum leiblichen vor durch aufrichtige und warme Liebe zu Christo und Freude an seinem Dienste. Auf die ruhigste und heiterste Weise sprach sie immer von ihrem Ende. In den letzten Zeiten frohlockte sie in dem Gedanken, daß es nicht mehr lange dauern werde, bis ihr Geist aus den Fesseln der Sünde erlöst zum Anschauen der Herrlichkeit Gottes sich aufschwingen dürfe. Von Natur heiter und lebensfroh fand sie sich wohl durch Vieles an die Erde geknüpft; aber abzuscheiden und bei Christo zu seyn, dünkte ihr viel besser. Ihre lange Krankheit förderte sie in der Heiligung; je schwächer sie wurde, desto mehr rühmte sie ihres Heilandes Gnade gegen sie. Als ihr Arzt nur mehr auf einige Tage Lebenshoffnung gab, hörte sie es vollkommen gefaßt und zufrieden an. Nach dem Weggang des Arztes fand ihre älteste Schwester sie auf dem Ruhebette mit Thränen sitzen und fragte schnell: „Anna, was

ist's, was bekümmert dich?" „O Schwester," antwortete sie, „das sind Freudenthränen. Bin ich wirklich meiner himmlischen Heimath so nahe und soll ich meinen geliebten Heiland so bald erblicken?"

Da ihre Krankheit mehr Schwäche als Schmerz mit sich brachte, obwohl sie zeitweise hart litt, und ihr Geist seine volle Kraft bis zum letzten Augenblicke behielt, so konnte sie liebliche Gemeinschaft mit den vielen christlichen Freunden halten, die wie mehrere ihrer Familienglieder mit ihr beteten und dankten. Frieden und Liebe zu Gott und seiner Sache, vollkommenes stilles Ausruhen im Verdienste ihres Erlösers war ihr Wesen. Der Glaube war der Sieg, in dem sie die Welt überwunden; nicht sowohl nach Trost und Freude, als nach Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes rang sie. Ihre immer neue Lust war die heilige Schrift. Gesänge, wie:

„Unglaube verstumme, mein Heiland ist nah,
Und mir zur Errettung im Augenblick da.
Laß betend mich ringen, Er hat nie betrogen,
Mit Christus im Schifflein verlach ich die Wogen!"

und: „Ewiger Fels, für mich gespalten,
Laß mich in Dir Wohnung halten."

wiederholte sie mit inniger Andacht. Dabei fehlte das Gefühl ihrer Sündhaftigkeit keinen Augenblick. „So nahe dem Himmel und doch so viel Sünden!" rief sie, als an ihrem letzten Lebenstage eine Freundin sie besuchte. „Ich habe immer Gottes Sonntage auf Erden geliebt und werde sie auch im Himmel lieben," sprach sie, als sie aus dem letzten erquickenden Schlafe am Sonntagsmorgen erwachte. Als ihr Schwager ihr sagte, der verschwundene Husten und der abnehmende Puls deute auf ihr nahes Ende, verlangte sie mit ihrer gewohnten Festig-

keit im Bett aufgerichtet zu werden und sagte: „Also bin ich im Sterben? Ich dachte es mir heute Nacht; laßt mich dem Tode in's Angesicht schauen.“ Nun wünschte sie noch mit einer theuren Verwandten allein zu sprechen, dann versammelte sie ihre jungen Neffen um ihr Bett und sprach: „Knaben, ich kann Euch nicht sehen, meine Augen sind schon trüb vom Tode; ich bin glücklich. — Was, meint ihr, bewirket dieß?“ und fügte dann nachdrücklich hinzu: „Sucht, sucht, sucht!“

Während des ganzen Todeskampfes blieb ihr Gesicht ruhig und heiter, nur beim Abschiede von ihrem alten geliebten Vater beschattete eine vorüberziehende Wolke dasselbe. Noch einmal kam der Arzt; da sie ihn nicht sah, bat sie ihn, näher zu kommen. Er nahm ihre kalte Hand, sie fragte: „Wie lange noch?“ Ich kann es nicht sagen, Anna. „Wahrscheinlich?“ Ich kann es nicht sagen. „Stunden oder Minuten?“ Ich kann es nicht sagen, antwortete er zum drittenmal — und sie entschlief.

Nur zwölf Jahre hatte sie im Herrn gelebt und gewirkt, aber wie viele hatte sie hereingebracht und erfüllt, als sie am Sonntagmorgen den 16. Juni 1833 im kaum begonnenen 34. Lebensjahre den Lauf vollendet! Ihr Ende war sanft, wie sie es sich in ihrem eigenen Liede gewünscht:

„Falle, morsche Hülle, falle!
Welt und Zeit entschwinden mir —
Heimathsort, ihr Lieben alle,
Haltet mich nicht länger hier.
Laß mich, laß mich, sanft entrückt,
Tod, in deine Arme fallen —
Deine Hand auf's Herz gedrückt,
Hemme rasch des Athems Wallen . . . . .“

Einige gediegene Bücher aus dem Verlage von

J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Blätter für höhere Wahrheit.

Von

Johann Friedrich v. Meyer, theol. Dr.

Auswahl in zwei Bänden aus den 11 Bänden des sel. Verfassers. Nebst einer biographischen Einleitung.

2 Bände 8. geh. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 thlr. 22½ sgr.

Diese zeitgemäße Auswahl der wichtigsten Aufsätze aus den zum Theil vergriffenen „Blättern für höhere Wahrheit" wird gewiß von allen Kennern ihres edlen Verfassers freundlich willkommen geheißen. Herr Dr. **R. Stier** spricht sich in einem Briefe über diese Auswahl aus: „Ein sehr zweckmäßiges, verdienstvolles „Unternehmen, das Gott segnen wolle. Manchmal schon habe „ich so etwas gewünscht."

Alles was von der gewöhnlichen menschlichen Wissenschaft und Empfindung in's Uebersinnliche und Göttliche an der herabgesenkten Leiter der Offenbarung aufsteigt bis zu den höheren Sprossen der ahnungsreichen und doch wahrhaftigen Symbolik von Bibel und Natur, der verborgenen Weisheit und der Glaubensgeheimnisse, bildet die leuchtenden Zielpunkte dieser Blätter.

Hier ist Mystik, die es nicht Allen recht machen kann, aber dennoch ächte Mystik, denn sie weiß Nichts und will Nichts als Gottes Wort und seine Offenbarung in Christo.

---

v. Biarowsky, Wilh., Gedichte. 21 Bogen Miniat.-Format. cart. 1 fl. 30 kr. od. 27 sgr.

Burk, M. J. C. F., Spiegel edler Pfarrfrauen. Eine Sammlung christlicher Charakterbilder. Als Seitenstück zur „Pastoraltheologie in Beispielen" herausgeg. 2. Aufl. 27 Bogen 8. geh. 2 fl. od. 1 thlr. 7½ sgr.

Grube, A. W., Biographieen aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Erste Reihe. 3. Aufl. 22 Bogen 8. geh. 1 fl. 30 kr. od. 27 sgr.

—— —— Zweite Reihe. 2. Aufl. 16¾ Bogen. Mit 1 Steintafel. 8. geh. 1 fl. 18 kr. od. 22½ sgr.

Herbert, Emmy. Ein Buch aus Mutterhand für jüngere Töchter. Eingeleitet von Dr. G. H. v. Schubert. 27½ Bogen kl. 8. geh. 1 fl. 40 kr. od. 1 thlr.

Josephsohn, Ludw., Brosamen. Für theure und wohlfeile Zeit, für Krieg und Frieden. 82 Erzählungen. 17 Bogen kl. 8. geh. 54 kr. od. 18 sgr.

Merle d'Aubigné, J. H., Geschichte der Reformation des 16ten Jahrhunderts. Aus dem Französischen übertragen von Dr. **Martin Runkel.** Band I—V $134^3/_4$ Bogen gr. 8. 6 fl. 48 kr. od. 4 thlr. $7^1/_2$ sgr. Band VI (Schluß) gleich nach Ausgabe des französ. Originals.

Mitgabe auf die Lebensreise. Blüthen christlicher Dichtung aus allen Zeiten der Kirche. In einem Sinngedicht auf jeden Tag des Jahres. 2. Aufl. 24 Bogen Min.-Format. geh. 48 kr. od. 15 sgr. Fein geb. mit Goldschnitt in Futteral. 1 fl. 24 kr. od. 25 sgr.

Wunder, die, der Gnade. Lebensbeschreibung einer Verbrecherin, von ihr selbst geschrieben im Gefängniß. Herausgegeben von **B. F. v. Tscharner.** Nebst einem Vorwort von Prälat Kapff. 15 $^1/_2$ Bogen 8. geh. 1 fl. oder 18 sgr.

In Vorbereitung hat der Verleger dieses ein Werk, das ebenso durch seinen biblischen, wie durch seinen künstlerischen Werth ein rechtes Kleinod werden soll:

Bibel-Album.

50 ausgewählte Original-Ansichten biblisch-wichtiger Orte,

treu nach der Natur gezeichnet

von Maler **J. M. Bernatz.**

Mit erläuterndem Texte von Dr. G. H. von Schubert.

In Tondruck ausgeführt.

Nebst einer Karte von Palästina.

Haben schon die frühern, von M. Bernatz herausgegebenen 40 Ansichten aus dem heiligen Lande vor andern englischen, französischen und deutschen Bildern der gleichen Orte den Vorzug großer Naturtreue, so werden diese neugezeichneten großentheils hier zum erstenmale aufgenommenen **50** Originalansichten, nicht nur den Vorzug edler und treuer Naturwahrheit behaupten, sonder an seelenvoller Auffassung, an malerischer Darstellung und künstlerischer Vollendung, ebensosehr wie an technischer Ausführung jene früheren durchaus hinter sich lassen.

Künstler und Verleger haben es sich zur Aufgabe gemacht, hier ein der hehren Erinnerung an die Orte, die des HErrn und seiner Apostel Fuß betreten hat, würdiges Werk herzustellen. Die Ausgabe hoffen wir im Jahr 1855 noch bewirken zu können.

Merz, Heinrich,

Christliche Frauenbilder aus der Geschichte der Kirche zur innern Mission

Bd.: 2

Stuttgart (1855)